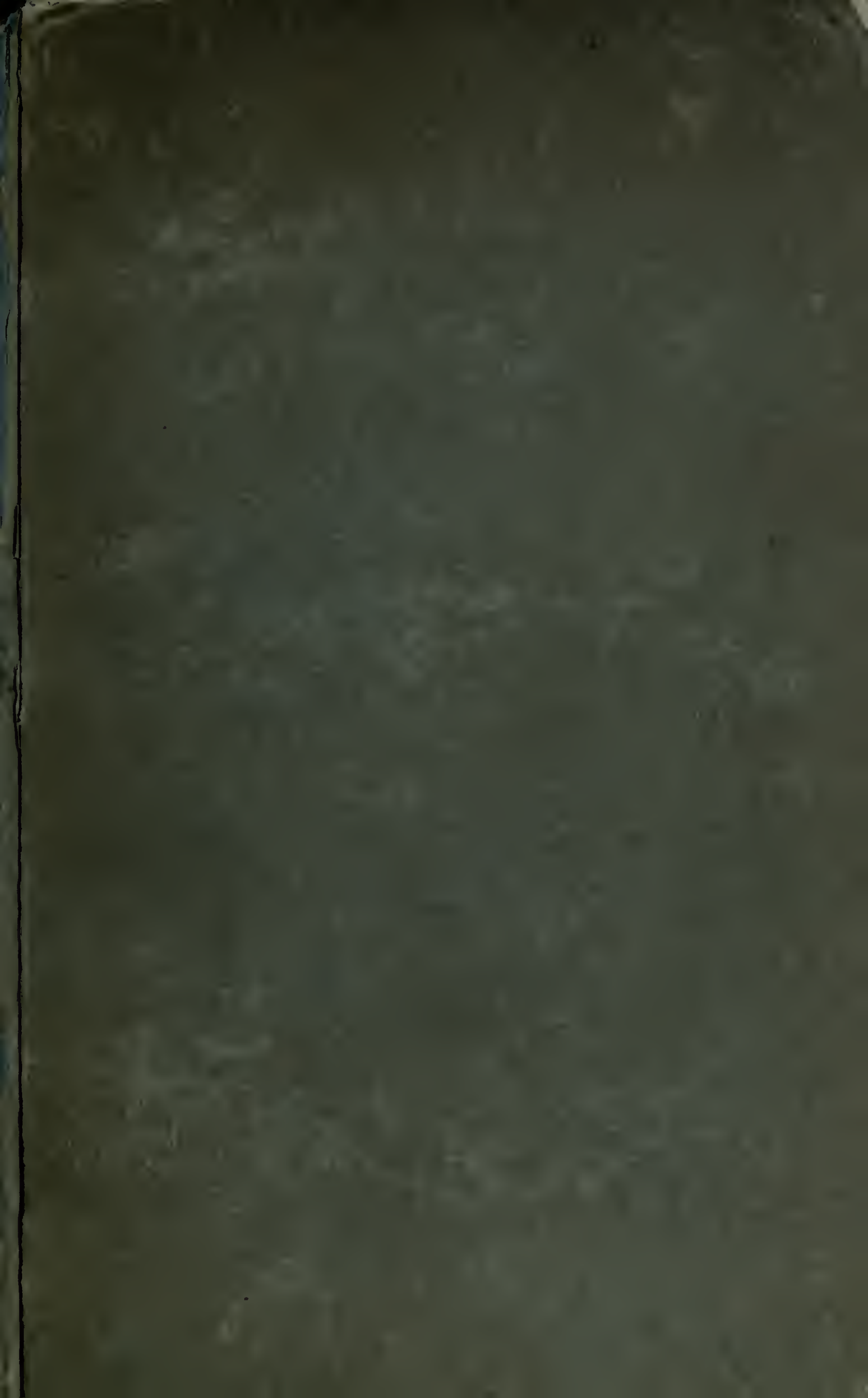


Meinem lieben Alexander

zum Andenken

an die Mosel 1838.

M. Goebel.


DIE MOSEL.
Stahlstiche
mit Text von
Schumacher & Comp: in Cöln.

Die Mosel

mit ihren Ufern und Umgebungen

von Koblenz aufwärts bis Trier.

In Stahlstichen.

Mit dem begleitenden Texte

nebst

einigen Episoden aus der modernen Welt.

Von

Karl v. Damitz.

Köln. 1838.

Im Verlag der Stahl- u. Kupferstecherei von Schumacher u. Comp.

Köln, gedruckt bei Joh. Wilh. Dietz.

Vorbericht.

Wenn es der Zweck dieser Bogen sein soll, in möglichster Kürze Alles das, was man über die Mosel besitzt, und als interessant und gut bewährt fand, zusammenzustellen, um es, als einen begleitenden Text, den bildlichen Darstellungen derselben beizugeben — so wolle man mich nicht tadeln, daß ich an vorkommenden Stellen auf die Werke eines Klein oder v. Stramberg hinweise und einzelne Worte dieser geachteten Männer heraushebe. Es sollen ja keine Phantasiebilder sein, die ich hier entwerfe, denn was seit Jahrhunderten bestand, was sich, seit zehn, zwanzig Generationen im Munde des Volkes bis auf uns fortpflanzte, hat wahrlich so lange nicht gewartet, von mir berichtigt und mit graziösen Floskeln ausgeschmückt zu werden und die alten, im Strome der Zeit, verwitterten und grau gewordenen Trümmer einstiger Größe, wie sie ernst und düster auf ihren himmelhohen Felskuppen, unbekümmert um das Treiben der Welt, nur sich und ihrem Schmerze anzugehören scheinen, — würden es mir wenig Dank wissen, wollte ich elegante und modische Novellchen an sie anknüpfen, wollte ich Claurens Mariechen aus der Fliedermühle wie sie ihrem Eduard entgegenirrt, oder gar Lafontaine's Sonderling oder Sonderlingin in den verödeten Burghof spielen, und die Kleinheit des Füßchens, die Weißheit des Händchens, die Schneeähnlichkeit des Hälschens und die Beweglichkeit des Züngchens als historische Erfindung wieder auffrischen, die Alten da oben mit dem Reize der Neuheit zu beleben. Gewiß, das darf ich nicht und will ich auch nicht, das Wahre und Großartige der Sache entstellen; desunge-

achtet soll aber dies Werk nicht, wie so manches andere der Art, eine leere Kopie sein, da mir der Zufall und meine Stellung Gelegenheit gegeben haben, mich mit jener Gegend in vielfacher Beziehung vertraut zu machen, und mir denn dadurch die Mittel wurden, auch ohne zu erfinden, doch etwas Neues zu bieten.

Schon auf mehrfache Weise hat man den Verlegern dieser Blätter (Herrn Schumacher u. Comp.) freundlich die Hand zur Ausführung des Unternehmens geboten, wie z. B. die HH. Steinebach und Leroy (Besitzer der Eiljachten auf der Mosel) die dem mit der Aufnahme der verschiedenen Punkte beauftragten Maler die freie Fahrt auf der ganzen Strecke ihrer Wirksamkeit, unaufgefordert zusagten; gewiß eine um so erfreulichere Erscheinung, als der kaufmännische Geist unserer Zeit in der Regel nur dort die Kunst zu unterstützen weiß, wo der pecuniäre Nutzen einleuchtend in die Augen oder vielmehr in den Säckel springt.

Indem ich deshalb Namens der Verleger, diesen Herren sowie allen denen, die durch ähnliche Bereitwilligkeit die Sache gütigst zu fördern suchten, hiermit den herzlichsten Dank abstatte, bitte ich schließlich für mich selbst um kein zu strenges Urtheil, denn — vollkommen soll ja nichts auf Erden sein.

Drum nehmt, was ich Euch herzlich biete,
Nehmt, wie ichs gab es freundlich hin,
Daß einst ein glücklicher Gewinn
In Eurem Beifall mir erblühte.

Köln, im Juni 1838.

Der Verfasser.



Die Moselmündung.

Die Mosel.

Hört Ihr das Rauschen dort auf steilen Höhen
Von wo der Drumont in die Wolken steigt?
Wie wild und schaurig er dem Blick sich zeigt?
Des Himmels Säulen — eine — hier zu stehen?

Fühlt Ihr die Lüfte reiner Euch umwehen,
Wo weit das Auge in die Ferne reicht?
Und fühlt Ihr nicht so selig Euch und leicht,
Bewundernd in die Schöpfung hier zu sehen?

Es ist der Mosel klare Silberquelle,
Die hier zu Kraft und Leben sich entfaltet,
Wie sie zum Bach sich erst mit Blitzesschnelle,
Und dann zum Fluß, zum Mächtigen gestaltet.
Es ist der Strom mit seiner lichten Welle,
Den kein Jahrtausend, keine Welt veraltet,
Bis schäumend er sich in den Rhein ergießt,
Und mit dem Rhein hinab ins Weltmeer fließt.

Die Mosel, einer der bedeutendsten Nebenflüsse des Rheins, entspringt auf dem Wasgau-Gebirge (den Vogesen) auf dem südlichen Rücken desselben in Lothringen aus zwei Quellen, einer am mont de facilles bei Befort im Sundgau und der andern bei Haute chome, die sich bei Maxonchamps vereinigen und nun den Namen Mosel erhalten.

Durch die kleineren Flüsse Seille, Orne, Sur, Saar u. s. w. verstärkt, die zum Theil auch schiffbar sind, ergießt sie sich, nach einem Laufe von 76 Meilen (120 Stunden) und einer Breite von oft mehr, als 600 Fuß, bei Koblenz in den Rhein, mit dem sie die Städte Trier, Thionville, Metz, Toul u. a. m. verbindet, da sie weit hinauf bis ins

französische Gebiet schiffbar ist, und wegen der Wichtigkeit jener Orte sowohl, wie der verschiedenen Erzeugnisse an ihren Ufern und nächsten Umgebungen, eine sehr bedeutende Handelsstraße bildet. So werden Steinkohlen in ungeheurer Menge herab geschifft und die köstlichsten Steine, die — gewiß oft mit unzugehörigen Beimischungen — bis in den fernen Norden gebracht und gelobt werden, bestimmen uns, sie mit ihren Bergen zu preisen, wenn wir auch nicht die Gelegenheit fanden, die mannigfachen Reize, mit denen die Natur das Moselthal beinah verschwenderisch ausgestattet, und den ewig neuen und anmuthigen Wechsel in denen dieses Thal einschließenden Kuppen und Felsen selbst zu bewundern, und, ergriffen von so vielen Schönheiten, das überraschte Auge durch die Ferne schweifen zu lassen.

Hier die üppigsten Auen von duftenden Blumen und Kräutern erfüllt, dort wieder schroffe Klippen, unfruchtbare Granite, im Wechsel mit jenen nicht minder schön und ergreifend; hier freundliche Thäler, lachende Fluren, dort tausendjährige ungeheure Eichen auf steilen Bergen und daneben das verwitterte Gestein von einstigen Burgen, die nur entfernt auf das, was sie früher waren, hindeuten, während sie gleichwohl die Brust uns mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen.

So bietet sich dem Auge auf jeder Stelle und bei jedem Schritte, den man thut, eine neue Landschaft dar und der Geist ist zu schwach, Alles das auf einmal zu fassen, was man sieht, ist zu schwach, sich die Gebilde alle auszumalen, wie Kunst und Natur sie hier geben und Zeit und Menschen diese erstere wieder zerstörten, ist zu schwach, sich diese Menschen und ihr Thun und Treiben so wie es wirklich war, zu denken, und nur Ahnung bleibt es, was uns die Seele bei dem Rückblick auf vergangene Jahrhunderte oder Jahrtausende durchschauert.

„Wem das reiche Himmelsgeschenk, ein empfänglicher Sinn für Naturgenuß zu Theil ward," — sagt der Prof. Joh. Aug. Klein in seinem „Moselthal" — „wen dann Geschäftslast, schwere Sorge, herber Schmerz über den Verlust theurer Angehörigen niederbeugen, wer vom Gewühle rauschender Gesellschaft sich erholen, vom Uebergenusse städtischer Freuden abgespannt, sich stärken will — der bereise das schöne, ruhige Moselthal. Er wird sich neu belebt fühlen, wenn im Widerscheine des Morgenroths die Gebirgsfirsten glühen, leichte Wölkchen, vom Windhauch getrieben, durch das tiefe Azurblau des Luftmeers schweben; wenn der Duft gewürzhafter Traubenblüthe ihn umwogt und der Gesang zahlreicher Nachtigallen aus feuchten buschi-

gen Thälern verjährter Wonnesitze manches ihrer Geschlechter ihm entgegentönt. Mit stiller Lust wird am Mittag sein Blick auf dem klaren Spiegel der Kristallwellen ruhen, aus welchen das Bild dunkelgrüner Waldhöhen, hellerer Rebenhügel zurückglänzt. Friede wird beim Niedersinken der Sonne in seine Seele einziehen, wenn sie den Scheidegruß in das stille Thal sendet und zitternd ihre Feuerkugel hinter den Bergforsten verschwindet; wenn blökend die Schaafe, brüllend die Rinder mit harmonischem Schellengeläute nach Hause kehren. Der ernste majestätische Klang der Glocke, der in den Windungen vielfach zurückhallt, der fromme Gesang aus den benachbarten Dorfkirchen wird seine Brust mit heiligen Empfindungen erfüllen. So findet er denn im Vaterlande, was er umsonst vielleicht in der Ferne sucht." —

So sagt Klein, und er hat recht. Wohl dem, dem es vergönnt ist, dort in der herrlichen Natur sich dieser Natur zu freuen! und wohl dem auch, der im Inneren den Frieden, und des Lebens Freuden draußen in Gottes allmächtiger Schöpfung sieht; er wird sich nimmer täuschen, nimmer trügen und, ruhig und besonnen im Glücke, wird er auch den Stürmen des Schicksals nicht erliegen. —

Koblenz.

Koblenz wenn auch minder groß als Köln und Düsseldorf, doch in mancher Beziehung der bedeutendste Ort unter den preußischen Rheinstädten und die erste Stadt der Mosel, mit beinahe 15,000 Ew., liegt am Zusammenflusse vom Rhein und der Mosel unter 25½ Grad östl. Länge und 51 Grad nördl. Breite in dem anmuthigsten Thale, das die Schöpfung vielleicht nirgends schöner geschaffen. Aber auch sie selbst darf sich mit ihren vielen Kirchen, Prachtgebäuden und Palästen, mit ihren großentheils neuen und schönen Häusern, den herrlichen Plätzen und breiten, geraden Straßen kühn in die Reihe der schönsten Städte der westlich preußischen Provinzen stellen, und man wird sie wahrlich daraus nicht zu verweisen wagen. Wenn man aber oben von der Spitze des ihr gegenüberliegenden Felsens **Ehrenbreitstein** auf sie herabsieht, und zwischen den hellglänzenden Dächern, die, wie Millionen kleiner Spiegel im Strahlenschimmer der Sonne dem überraschten Auge entgegenfunkeln, die blühenden Gärten und üppigen Bleichen und auf den Plätzen die dunkelgrünen Kastanien und Linden zu einem lieblichen Ganzen vereinet, von den beiden Hauptströmen des Landes eingeschlossen denkt, — so möchte man wahrlich die Feder bei Seite legen und an jeder möglichen Beschreibung verzweifeln.

Damit würde aber allen denen nicht gedient sein, die, in der Hoffnung, Koblenz hier treu und wahr beschrieben zu finden, diese Blätter in die Hand nehmen; darum steigen wir wieder jenen Felsen herab und sehen uns in der Stadt selbst um.

Koblenz, so wie es jetzt und seit etwa 50 Jahren ist, würde freilich von den Churfürsten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts nicht wieder erkannt werden, und täglich weiß der Kunst- und Bausinn unsers Zeitalters, so wie überall, auch hier, immer Neues und Schöneres zu erschaffen, daß man nach und nach das letzte Gebrechliche aus jenen Jahrhunderten — mit Ausnahme **der** Werke, die uns durch das Großartige ihrer Bauart, wie ihrer Bestimmung ewig heilig bleiben müssen — verschwinden sehn wird. Dennoch war es schon

damals ein bedeutender Ort und der Erzbischof Heinrich zählte um 1280 schon eine beträchtliche Anzahl Einwohner. Ob indeß die Römer den Grund zu der Erbauung der Stadt legten, oder ob früher schon die Trevirer hier Niederlassungen gehabt? bleibt unentschieden und wird, da alle Urkunden darüber fehlen, und man auch mit ziemlicher Ungewißheit um einige tausend Jahre zurücksieht, wohl eine ewige Streitfrage bleiben. Lassen wir indeß die Alterthumsforscher sich die Köpfe über diese, wie andere ähnliche Vermuthungen zerbrechen, die für uns ganz gleichgültig sein können und glauben wir, daß vielleicht Kaiser Valentinian es war, der hier Kastelle anlegte und Koblenz zu einer kleinen Grenzveste machte. Kaum aber entstanden, wurde der Ort von Jahr zu Jahr größer, bis er zur Zeit des deutschen Zwischenreichs einer der bedeutendern im rheinischen Städtebunde war. Mogte nun später der dreißigjährige Krieg, wie durch ganz Deutschland, auch auf Koblenz seinen verderblichen Einfluß ausüben, so stand es doch schon zu fest, um sich nicht schnell und vielleicht schöner wieder zu erholen. Im Jahre 1688 dann von Ludwig dem Vierzehnten selbst belagert und furchtbar zerstört, hielt sie doch das heftigste Bombardement aus und widerstand jedem Angriff der Franzosen, den der berühmte Vauban leitete. Aber hoher Muth, von je her das Erbtheil der Rheinländer, begeisterte die Soldaten und Bürger der Veste zur tapfersten Gegenwehr, und unbesiegt sahen die Belagerten mit Stolz und Selbstgefühl auf den zwanzigmal stärkern Feind, der Geld, Gut und Menschen umsonst aufs Spiel gesetzt, und Nichts als die Ueberzeugung dafür gewommen hatte: hier Nichts zu gewinnen. Immer enger war die Stadt eingeschlossen worden, immer ernster und trüber wurden die Aussichten für die Zukunft; dort zerstörte eine feindliche Bombe ein Pulvermagazin, daß es mit furchtbarem Getöse in die Luft flog und hundert Häuser mit zertrümmerte, hier zündete eine Brandkugel ein Stroh- und Brodmagazin an, daß die Flamme weit hin durch die Straßen schlug, aber muthig und unverzagt sah der Soldat unter seinem tapfern General, dem Grafen von der Lippe, auf die umringende Verwüstung und schwur dem Feinde Rache und Vergeltung, und muthig auch verachteten die Bürger die Stadtgefahr und verließen kaltblütig ihre brennende Wohnung, sich eine andere zu suchen. So die Väter, so die Kinder, und keins machte dem andern, keins seinem Vaterlande Schande.

Und manch blutiger Tag kam auch später noch über Koblenz, aber es bewährte stets seinen Ruhm, seine Ehre; nie verkäuflich, nie bestech-

lich, nie feige, nie treulos, behauptet es den Rang, auf den die früheren Churfürsten und Kaiser es gestellt hatten, und verdient gewiß die ihm von je her gewordenen Vorzüge.

Unter französischer Oberhoheit der Hauptort der Centralverwaltung und später der Präfektur des Rhein- und Moseldepartements, ist es jetzt der Sitz des Ober-Präsidiums der Rheinprovinzen, wie der des Generalkommandos vom 8. Armeecorps, des Landgerichts, des Tribunals, des Friedensgerichts, der Landrathur, der Inspektion der 3. Artillerie-Inspektion, desgl. der der Pionire rc. — Es sind hier Konsistorium, Provinzialschulkollegium, Gymnasium, Seminarium, höhere Bürgerschule, Hauptsteueramt u. s. w.

Die älteste Kirche in Koblenz ist die Pfarrkirche unsrer lieben Frauen, in welcher der Kaiser Konrad der Dritte, ums Jahr 1150, in einem glänzenden Gefolge erschien und vor dem Hochaltare die Krone vom Haupte nahm. Ein anderes, nicht minder ehrwürdiges Denkmal frommer Religiösität des Alterthums ist die Kastorpfarrkirche, ums Jahr 836 von dem Erzbischofe Hatti oder Hatto eingeweiht, in der die Enkelin des Kaiser Ludwig des Frommen, die Herrin von Kobern Richenza begraben liegt. Sie hatte als Jungfrau, an ihres Großvates, des Kaisers, Seite, hier die Weihe der Christenheit erhalten, und in frommer Einfalt ihres Herzens nur dem Gottmenschen sich zu verbinden gelobt. Beifällig lächelte Ludwig ihr zu, doch ernst blickte der Erzbischof auf sie nieder, rühmte zwar ihr kindliches Gemüth, aber gab ihr eine Bedenkzeit von fünf Jahren, den Schritt, der nie zurück zu thun, auch mit Bedacht und voller Ueberzeugung erst zu wählen. Sie schüttelte das liebliche Haupt und wollte widersprechen, da legte ihr der Bischof den Finger auf den Mund und sagte: „in fünf Jahren, meine Tochter, wirst du mir deinen Antrag erneuen.“ — Ehe indeß noch die Prüfungsfrist vorüber war, hatte sie der Prüfung selbst erlegen und kam beschämt, ihre frühere Voreiligkeit einzugestehn. Doch Hatto war nicht der Mann, sie deshalb zu tadeln, gerührt reichte er dem holden Mädchen die Hand und segnete den Bund ihrer Liebe. Als aber später der ehrwürdige Prälat starb, der ihr so sanft und väterlich zur Seite gestanden, verfiel sie plötzlich in eine düstere Melancholie, trennte sich von allen Menschen, ließ ihren letzten Willen aufsetzen, nach welchem sie in der Kastorkirche ruhen wollte, und folgte ihm dann in die Ewigkeit nach, alle ihre Schätze und Reichthümer der Kirche zuwendend, die diese indeß nicht erhalten haben soll.

Im Jahre 1105 betete vor dem Altare dieser Kirche der unglückliche Heinrich der Vierte, der in einer fünfzigjährigen, von den heftigsten Stürmen bewegten Regierung, sich Nichts, als den Haß seiner Feinde und den Undank und Treubruch seiner Freunde erworben hatte. Stark und kräftig, mit vielen ritterlichen Tugenden, einem hohen Edelmuthe, ungewöhnlichen Regierungstalenten und heldenmäßiger Tapferkeit ausgerüstet, schien sich das Schicksal selbst gegen diesen Fürsten verschworen zu haben, ihm keine Ruhe, keine Freuden im Leben zu gönnen und ihm überall, wo er es am wenigsten glaubte, Feinde zu erwecken und in diesen den Frieden seiner Seele zu untergraben. Als ein Kind von fünf Jahren schon mit der deutschen Königskrone geschmückt, wurde seine Jugend von Bischöfen geleitet, und ihm ein hoher Begriff von Gottesverehrung und Verehrung für die Diener seiner Kirche eingeflößt; mit unbedingtem Vertrauen ergab er sich ihnen deshalb in seinen Jünglingsjahren, sah sich aber in dem ersten dieser Bischöfe, dem Papste, bitter getäuscht. Jetzt fing er an zu schwanken; was er sich hoch und heilig gedacht, für das er freudig seinen Thron, sein Leben selbst gegeben hätte, sah er in einem andern Lichte, und Nichtachtung trat jetzt an die Stelle der früheren Verehrung. Mehrere Päpste wechselten nacheinander während seiner Regierung, aber, war es Zufall oder Schickung, so friedlich er mit allen Menschen lebte, so sehr sein edles Herz jeden Streit zu vermeiden bemüht war — es mogte nun Gregor oder Urban, oder Clemens oder Paschalis sein — der römische Stuhl war sein permanenter und unversöhnlicher Gegner, und der Einfluß dieser Gegner verwickelte ihn unaufhörlich in neue Kriege. Er hatte seinen Sohn Konrad zum Nachfolger und deutschen Könige erwählen lassen, aber der Papst verleitete diesen, sich gegen den Vater zu empören und in offenem Felde ihm als sein Feind entgegen zu treten; Heinrich besiegte ihn zwar und Konrad starb, aber man kann sich bei diesem Siege die Gefühle eines liebenden Vaters denken. Darauf ließ der Kaiser seinen zweiten Sohn Heinrich zu seinem Nachfolger erklären, aber auch diesen reizte der neue Papst Paschalis zur Empörung auf, während er den Kaiser selbst in den Bann that. Ernst und kummervoll ging Heinrich nach Lützel-Koblenz und dann nach Koblenz selbst, in der Kastorkirche sein Herz zu Gott zu erheben und in einem innigen Gebete Trost für seinen tief gebeugten Geist zu erflehen. Erst 55 Jahre alt, war er doch durch die Leiden der Seele mehr vielleicht, als durch die Anstrengung des Körpers, einem Greise ähnlich, und mit Theilnahme ruhte das

Auge des Erzbischofs auf dem Betenden, der — als der Erste und Reichste auf der Erde, doch auch der Aermste und Elendste sein mogte. Durch seine Vermittelung bereute der ausgeartete Sohn seine Fehler und schwur dem Vater einige Tage später vor eben diesem Altare den Eid der Treue und kindlichen Gehorsams. Heinrich nahm ihn verzeihend in die Arme, aber ein Seufzer hob ihm dabei die Brust und keine ungetrübte Freude war es, die sich in dem zum Heilande erhobenen Blicke spiegelte. Ein schmerzliches Gefühl durchzuckte ihm die Brust und eine bange Ahnung schien ihm die nächste Zukunft zu entschleiern. — Und wie sehr richtig hatte ihm diese Ahnung geweissagt!

Vater und Sohn besprachen eine Zusammenkunft in Bingen am Rhein, mit erheuchelter Unterwürfigkeit, mit erkünstelter Liebe führte der junge Heinrich den Kaiser in die zur Aufnahme für ihn bestimmten Gemächer; aber kaum dort, warf er plötzlich die Maske ab, erklärte ihm, daß er aufhören müsse zu regieren und zum Unterpfande dafür seine Freiheit bürgen solle. Er ließ ihn auch sogleich gefangen nehmen und auf das Schloß Bekelenheim in Verwahrung bringen. Später brachte man ihn nach Ingelheim, wo er eine förmliche Abdankungsurkunde unterzeichnen mußte. Dessenungeachtet blieb er gefangen und nur durch List wußte er sich im folgenden Jahre wieder zu befreien. Ungewiß, was er beginnen sollte, der Regierung herzlich müde und Vertrauenlos gegen alle Menschen, die Wohlthaten ihm nur durch Verrath zu belohnen wußten, getäuscht selbst durch das Schicksal und beinah verzweifelnd an der ewigen Barmherzigkeit, eilte er düster und flüchtig von einem Orte zum andern, bis er in Lüttich sein elendes Leben, in eben zurückgelegtem 56. Jahre seines Alters und im 51. seiner unglücklichen Regierung beschloß.

Die Stelle aber, wo der Kaiser in der Kastorkirche gebetet, und wo der treulose und meineidige Sohn ihm Liebe und Reue gelobt, wurde noch lange von den Koblenzer Einwohnern sowohl, wie von Fremden, mit Haß und Abscheu gegen diesen und innigem Mitgefühl gegen jenen, den Kaiser, in heiliger Scheu betrachtet, der selbst im Tode noch keine Ruhe und christliches Begräbniß finden sollte und als ein Exkommunizirter 5 Jahre in einem steinernen Sarge über der Erde stehen mußte, ehe er in die geweihte Gruft seiner Väter gesenkt wurde.

Hier war es wieder, 1145, wo in der Kastorkirche der Abt Bernhard von Clairveaux mit solcher Beredsamkeit das Kreuz predigte, die Unterdrückung des Christenthums und die Nothwendigkeit eines

Zuges nach Palläſtina ſchilderte, daß Tauſende zum Schwerde griffen, daß Tauſende für den Glauben ihre Aecker und Felder verließen und ihre troſtloſen Gattinnen oder Kinder der Obhut des Allmächtigen empfehlend, mit ihrem Kaiſer Konrad dem Dritten fort ins gelobte Land zogen, ſich Hunger und Noth, Tod oder Gefangenſchaft hinzugeben, ohne dadurch etwas zu erreichen. Hunderttauſende zogen aus und nur Hunderte kehrten zurück. Der Wille war gut, aber das Mittel und die Ausführung falſch gewählt.

Da war es wieder in Koblenz, wo der Kaiſer — von dem Kreuzzuge heimgekommen — 1150 in der Kirche unſerer lieben Frauen am Pfingſtage vor dem Altare die Krone vom Haupte nahm, zu Gott zu beten, wie dies ſchon oben bemerkt worden.

Viele der deutſchen Kaiſer beſuchten Koblenz und beſchenkten dann das ehrwürdige Gebäude, deſſen tauſendjähriges Beſtehen man vor zwei Jahren auf das Würdigſte gefeiert hat. Die Kirche ſelbſt iſt vierthürmig und wurde nach einer alten Sage früher vom Rhein umfloſſen. Von Außen durchweg in antikem Styl gehalten, iſt doch das Portal wie der Hochaltar im altrömiſchen Geſchmack erbaut, und ſtimmt in dieſer Beziehung nicht miteinander überein; obwohl man eins, wie das andere ſchön nennen kann.

Eine Menge Denkmäler der Vorzeit, die hier aufbewahrt wurden, ſind jetzt verſchwunden, da im Jahre 1784 eine allgemeine Reparatur, nach jener außerordentlichen Waſſerfluth, vorgenommen werden mußte, die ganz Koblenz beinahe überſchwemmte, viele Häuſer und andere öffentliche Gebäude zertrümmerte und im Innern der Kirche bis hoch über die Altäre, dort Alles verwüſtend, ſtand. Man findet indeß im Rundchore noch die antiken Grabmäler mehrerer Erzbiſchöfe, wie das des Kono und Werner von Falkenſtein, des Johann von Iſenburg u. a. m., und Gemälde des berühmten Maler Zick zieren den Chor.

Eine andere Kirche in Koblenz, die Stiftskirche zu St. Florian, ſoll ſchon im dritten oder vierten Jahrhundert erbaut ſein, hatte aber durch mehrfache Stürme ſo ſehr gelitten, daß ſie vom Erzbiſchofe Bruno von Brettheim im dreizehnten Jahrhundert von Grund aus wieder neu erbaut werden mußte, doch auch nicht ſo wie damals, ſehen wir ſie heute noch, denn in den Jahren 1545, 1671 und 1791 vom Blitze getroffen, und durch das früher ſchon durch Vauban geleitete furchtbare Bombardement 1688 zerſtört, erlitt ſie viele Reparaturen und Veränderungen, ſo daß von ihrer urſprünglichen Aufführung heute nur

wenig übrig ist. Während der Revolution diente sie als Magazin, von Napoleon aber wurde sie der Stadt geschenkt und jetzt zur evangelischen Kirche eingerichtet.

Die St. Johann Jesuitenkirche und die zu St. Barbara, die der Dominikaner und Carmeliten, die jetzt für andere Zwecke eingerichtet sind, datiren ihr Entstehen aus späteren Jahrhunderten.

Ganz verschwunden ist seit etwa zwanzig Jahren der sogenannte Königshof, wo der letzte Thurm auch, bereits schon zu Trümmern zerfallen, abgetragen worden.

Dieser Königshof — an der Straße Altehof gelegen — der lange Zeit Erzbischöfliche Residenz, mehrmals verheert und ruinirt war, (von 800 an also auch schon älter, als 1000 Jahre) blieb seit dem vierzehnten Jahrhundert von den Erzbischöfen so gut, wie unbeachtet liegen, nachdem Heinrich von Vinstingen an der Moselüberfahrt die schönere erzbischöfliche Burg aufführen ließ und diese noch vor 1300 bezog. Heinrich war aber ein stolzer, eigensinniger und harter Mann, von Niemanden geliebt, und nur geachtet, weil man ihn fürchten mußte und er eben so unversöhnlich gegen seine Feinde und Beleidiger, wie strenge und lieblos gegen seine nächste Umgebungen war. Darum nannten die Koblenzer die neue Burg, zum Unterschied gegen den früheren Königshof, den Zwinghof. Heinrich raubte seinen Unterthanen fast alle ihre Vorrechte, und als einige sich mit Kraft und Einsicht dagegen auflehnten, für das Gemeinwohl zu sprechen und zu handeln, wurden sie ein Opfer ihrer Vertheidigung.

Mehrere Kaiser hielten hier in späteren Zeiten Rath über die Ausführung vorliegender Plane, so Friedrich der Dritte, Maximilian, Ferdinand der Erste u. a. — Hier kamen 1534 die drei geistlichen Churfürsten, von Koblenz (Trier), Köln und Mainz, zusammen, verabredeten eine Unterstützung für den Fürstbischof von Münster gegen die Wiedertäufer und sandten ihm ein Hülfskorps von 3000 M. Fußvolk und einigen hundert Reitern unter dem Herrn von Oberstein. Dies, so wie die vereinte Macht gegen jene Rotte bezwang sie endlich — freilich nur durch List — und übte nun eine schreckliche Vergeltung. Der Anführer, Johann, ein Schneider aus Leyden, wurde mit seinen beiden vornehmsten Offizieren, jeder in einen eisernen Käfig hoch oben an den höchsten Thurm von Münster gesetzt, ganz entkleidet mit Honig bestrichen, dem Hunger- und Martertode Preis gegeben, denn Tausende von giftigen Insekten setzten sich auf ihren Leib und zerwühlten ihnen fürchterlich den ganzen Körper. Zwei starben

nach drei Tagen, der dritte lebte aber beinahe eine Woche unter den entsetzlichsten Qualen. Auch nach ihrem Tode blieben sie dort oben, bis Vögel das Fleisch, theilweise schon lebend, jetzt ganz vom Knochen nagten, und diese endlich durch die eisernen Traillen zur Erde fielen; die drei Käfigte sind indeß als warnendes Beispiel am Thurm bis auf heute geblieben.

Im Jahre 1609 schlug in dieser Burg der Churfürst Lothar die sogenannte katholische Union vor, die auch wirklich zu Stande kam und später so einflußreich für ganz Europa wurde, deren Heer dann der baierische General Tilly befehligte, der mit Feuer und Schwerd halb Deutschland verwüstete und dessen Namen man in Magdeburg noch jetzt mit Schaudern ausspricht.

Jetzt ist die Burg, nachdem sie in der letzten Zeit von dem Grafen von Kesselstadt bewohnt wurde, Privateigenthum der H. Diezisch-Schaaffhausen, die dort Blech- und Lakirwaaren-Fabriken haben. Man erkennt indeß noch die antike Bauart und wird schon in der Ferne auf sie aufmerksam.

Nahe bei dieser Burg liegt der Metternicher Hof, vor etwa 200 Jahren auf den Grund eines alten Baues aufgeführt, in welchem außer dem Fürsten von Metternich, östreichischer Hof- und Staatskanzler, mehrere Churfürsten und Erzbischöfe von Trier geboren sind.

Das größte und schönste Gebäude ist aber das vor 50 Jahren hier erbaute churfürstliche Residenzschloß, das der davorliegende Schloßplatz, mit vielen Reihen holländischer Linden besetzt, noch außerordentlich verschönert. Das Schloß selbst erstreckt sich in einer ungeheuren Ausdehnung mit zwei halbkreisförmigen Flügeln längs dem Rheine von Osten nach Westen, und wenn auch im einfachen Style aufgeführt, gewährt es doch einen herrlichen imposanten Anblick. Den Haupteingang verziert eine Säulenreihe jonischer Ordnung, neben welcher sich Bogengänge hinziehen — ebenso die Rheinseite, die eine gleiche Reihe und in dem Basrelief das churfürstl. Wappen mit den Flußgottheiten des Rheins und der Mosel schmückt. Von der Hauptfaçade eingeschlossen, ist die schöne Hofkirche von Außen nicht als Kirche zu erkennen, aber im Innern desto prächtiger. Glänzend weißer Marmorstuck überzieht die Wände, und die Decke, mit den Gemälden von Zick, und einem sinnigen Strahlenkranze über dem Altare, gewährt einen so überraschenden und eigenthümlichen Eindruck, daß sich auch die rohesten Krieger nicht an die Zerstörung dieses geweihten Ortes wagten, und sie deshalb noch jetzt in ihrer ganzen Schöne

dasteht. Die ganze innere Einrichtung des Schlosses war aber ausgezeichnet glänzend, Statuen, Gemälde, Spiegel, Gobelindtapeten und Fußböden aus den feinsten Holzen geschnitzt. Traurig, daß das Alles nur so kurze Zeit bestehen, und dann der rohesten Zerstörung Preis gegeben werden sollte! denn wie die Franzosen zur Zeit der Revolution nach Koblenz kamen und die späteren immerwährenden Kriege, Durchmärsche rc. allerlei fremde Gäste dorthin führten, wurde dies herrliche Gebäude bald zur Kaserne, bald zum Hospital benutzt und beliebig, was sich darin vorfand, wieder ruinirt. Jetzt dient es dem Landgericht zur Sitzung und der frühere Konzertsaal ist jetzt für die Assisen bestimmt. Der obere Stock und die Flügel sind indeß von der Artillerie occupirt.

Um und neben den Schloßplatz schließen sich nun die schönen neuen und zum Theil großartigen Gebäude der Neustadt an, unter denen die Kommandantur, das Schauspielhaus, Posthaus, das Abtei-Mariminerhaus, das von Hontheimische, Mäberische, von Dännfeldsche, der Triersche Hof und andere sich anschließen.

Auch hier in Koblenz findet man einen Obelisken, der vielleicht nicht ganz so, wie der Pariser oder wie seine verstorbenen Brüder in Afrika, doch recht hübsch genannt werden kann. Die von dem Erbauer darauf gezeichneten Worte: Clemens Elector vicinis suis waren verwischt und undeutlich geworden, aber Napoleon ließ sie wieder herstellen.

Weiter am Rhein hin ist die Regierung, vom Churfürsten Franz Ludwig, vor etwa 100 Jahren, für junge Geistliche als Bildungsanstalt erbaut.

Die Brunnen der Stadt erhalten ihr Wasser eine Stunde weit aus den Metternicher Bergquellen, von wo es durch eiserne, gegossene Röhren über die Moselbrücke, in welche diese eingesenkt sind, und unter dem Straßenpflaster fortgehet. Mehrere sogenannte Brunnenstuben, von Zeit zu Zeit angebracht, haben den Zweck, hier einen Schlauch anzuschrauben, wodurch bei Feuersgefahr das Wasser bis in den dritten Stock der Häuser gespritzt werden kann.

Was die hier erwähnte Moselbrücke betrifft, so ist sie in der That ein Werk außerordentlicher Baukunst, denn fast, wie die ihr gegenüberliegenden Felsen, trotzt sie der rasenden Gewalt der Fluthen und den hoch sich aufthürmenden, furchtbar drohenden Eismassen, während andere Brücken über die Weichsel, Oder rc. wie leicht hingeworfene Scherze in der wilderregten Natur zerstieben. Mehr als einmal wurde



Die Moselbrücke zu Coblenz.

die Brücke Retter der Stadt, wenn an ihren gewaltigen Pfeilern die heranziehenden Eiskolosse zerschellen und ihr Erbauer, der Erzbischof Balduin von Lützelburg, hat sich dadurch ein Recht auf die Bewunderung seines Volkes, ein Recht auf die innigste Anerkennung der Nachwelt erworben. Länger, als 500 Jahre steht sie nun, aber sein Andenken wird uns ewig neu bleiben, und die Namen Balduin v. Lützelburg, Hugo v. Orsbeck und Clem. Wenzeslaus von Polen werden nie aus den dankbaren Herzen der Trierer und Koblenzer entschwinden.

Der Bau der Brücke selbst verursachte außerordentliche Schwierigkeiten und ein minder starker Regent würde gewiß den Plan längst aufgegeben haben, den Balduin jetzt nur um so lebhafter verfolgte; unermüdlich, wie bei allen seinen Handlungen, setzte er auch hier durch, was er wollte, und wie schön gelang ihm dies! noch heute sehen wir auf das gewaltige Werk, das freilich immer großartig, aber lange nicht mehr das ist, was es damals war; denn verschwunden sind fast ganz die geschmackvollen gothischen Verzierungen, fort sind die Vorsprünge zum Umschauen in der so herrlichen Gegend, fort ihre vielen größeren und kleineren Thürme mit dem Wappen des Erzstiftes, entstellt ist durch nöthig gewordene Reparaturen so Manches daran, das jetzt ein anderes Ansehn bekommen hat, und verloren die schöne Ansicht daran, die besonders der am Ende der Brücke aufgeführte Thurm mit seinen prachtvollen Zinnen gewährte, der zur Zeit der Vaubanschen Belagerung in eine Vertheidigungsbatterie verwandelt und später ganz abgebrochen wurde.

Der Boden im Flusse war locker, von verwitterten Schieferadern durchschnitten und gestattete deshalb nicht den Bau von solcher Schwere; da gab der Erzbischof dem Strome eine ganz andere Richtung, er ließ nämlich eine Insel, den sogenannten Hundsschwanz, hoch über dem Wasserspiegel mit Büschen und Bäumen besetzt, die sich vom deutschen Eck her weit in den Rhein hinein zog, durchaus abtragen und wie den Grund des Rheines vertiefen, ebenso wurde das Bett auf der ganzen rechten Seite bedeutend vertieft, oberhalb Lützel-Koblenz ein hoher Damm aufgeworfen, und so der Fluß auf das andere Ufer gezwungen, statt daß er sonst einen Theil der heutigen Schartwiese überströmte, und von Moselweis aus mehr rechts und dicht neben Lützel-Koblenz vorbeifloß.

Die Pfeiler auf der Stadtseite waren währenddessen ohne Schwierigkeit gegründet worden, jetzt ging man an den Bau der andern Hälfte, die man früher nur provisorisch bis ans andere Ufer geführt

hatte, aber man hatte dabei noch mit unsäglichen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, denn bald versanken die Mauern auf dem alten Flußbett, bald riß eine wachsende Wassermasse den fertigen Bau ganz wieder fort und die Mosel nahm ihre alte Richtung, bis endlich alle dem begegnet war und die Brücke nun schön und prächtig, jedem Ungemach und Sturme trotzend, vollendet dastand.

Kaiser Karl der Vierte war der erste, der sie mit seinem Gefolge passirte und dem Erzbischofe darüber die verbindlichsten Worte sagte; der jetzt einen geringen Zoll von dem Ausländer für die Passage erhob. So steht die Brücke denn auf 14 Bogen, jeder durch dreifaches Gewölbe aus Quader-, Tuf- und Feldsteinen gebildet, 536 Schritt lang, in der Clemens Wenzeslaus die vorbemerkte Wasserleitung durch den Baumeister und Ingenieur Kapitain v. Kirn aus Trier, anlegen ließ.

Seit undenklichen Zeiten, vielleicht schon seit anderthalb Jahrtausend, war Koblenz befestigt, aber nach und nach vervollkommneten die Churfürsten die Festungswerke, wie sie die Stadt selbst erweiterten. So ließ Karl Kaspar von der Leyen diese nach dem 30jährigen Kriege in einem besseren System durch trierische und kaiserliche Ingenieure erweitern, ließ einen hohen kasemattirten Wall, einen tiefen, breiten Graben und die nöthigen Außenwerke anlegen, und so von der Mosel bis zum Rhein die Stadt aufs beste befestigen; und diese Werke gerade schützten Koblenz glücklich vor der Eroberung der Franzosen bei der Vaubanschen Belagerung; obwohl sie auch an zwei Millionen Gulden kosteten. Jetzt sind diese noch außerordentlich vermehrt und verstärkt, alle Höhen um Koblenz durch starke Forts, die — wie der Ehrenbreitstein, eigene Festungen für sich bilden, unter sich korrespondiren und die ganze Gegend beherrschen, vertheidigt, und so ist Koblenz zu einer der bedeutendsten Festungen Deutschlands gemacht. Auf dem Karthäuserberge (der Karthause) liegt die Veste Alexander und zwar auf der Hunnenhöhe die Oberfestung und an der Stelle des früheren Klosters die Unterfestung. Mitten durch beide geht die Straße nach dem Hundsrück aufwärts, die schon unter der Kaiserregierung chaussirt wurde. Die Festung beherrscht den Rhein und die Mosel und macht mit ihrem Nebenwerke den feindlichen Uebergang über beide Flüsse fast unmöglich. Die Aussicht von hier ist beinahe noch schöner als die, welche uns der Ehrenbreitstein von seiner Spitze gewährt, da man sie noch ferner und weiter als dort hat, und der berühmte Göthe nannte sie selbst ja auch: „die Aussicht in das Schönste."

Das Kloster aber, das früher auf jenem Hügel lag, und wo nach einer alten Sage die Marterstätte zur Zeit der Diokletianischen Christenverfolgung war, wurde 1152 für Benediktiner eingerichtet, die Erzbischof Hillin dorthin berief. Zweihundert Jahre später aber wurden Karthäuser daraus, und daher die Benennung des Berges. Auf der andern Seite der Mosel vertheidigt der Petersberg mit der Veste Kaiser Franz die Stadt wie die ganze Ebene und so auch die Chausseen von Köln und Trier, neben welchen noch kleinere Werke (Neuendorfer Fleche rc.) eben auch zum Hauptfort gehörig, liegen. Jenseit des Rheines aber erhebt sich gegen 400 Fuß über dem Wasserspiegel des Stroms die Festung Ehrenbreitstein mit dem Helfenstein und einem detachirten Fort und schließt so die Vertheidigung des Ganzen. Dieser Ehrenbreitstein, der in den letzten Jahren zu einer der stärksten Vesten geschaffen wurde, bildete schon im zwölften Jahrhundert eine feste Burg, wo Erzbischof Hillin dort Schlösser anlegen ließ; mehrmals zertrümmert und wieder erbaut, wurden endlich zur Franzosenzeit die Festungswerke alle geschleift, bis sie sich in den letzten 20 Jahren so glänzend wieder erhoben. Die Mosel mündet beinahe senkrecht auf den Felsen.

Ueber den Rhein führt eine leicht gerundete Schiffbrücke, die sich dem Strome entgegenwölbt und gegen 1000 Fuß (485 Schritt) lang ist. Schon früher existirte eine ähnliche, die aber von dem Churfürsten Hugo von Orsbeck gegen eine fliegende Brücke vertauscht wurde. Die jetzige besteht noch nicht 20 Jahre.

Unweit der Straße nach Köln befindet sich das Grabdenkmal des französischen Divisionsgenerals Marceau, eine Pyramide aus Lavasteinen, auf welcher der Name, die Thaten und der Tod des Generals bezeichnet sind. Die Urne indeß mit der Aufschrift: »hic cineres, ubique nomen« befindet sich in Paris. Er fiel bei Jourdans Rückzug am Walde von Höchstenbach, wo ihn ein Tyroler Scharfschütze erschoß. Marceau, ein junger, liebenswürdiger Mann, wußte sich durch freundliche Herablassung und Wohlwollen die Liebe der Koblenzer, wie der Umgegend zu erwerben, er schützte sie gegen die Wuth der Volksrepräsentanten, wie gegen die Anmaßungen der rohen Krieger, und sicherte ihnen ihre alten Rechte. So errichtete er sich in dem Herzen jedes Einzelnen ein freundliches Denkmal, das ihm schöner noch glänzt, als jenes aus Quadersteinen.

Nicht all zu fern von Marceau's Denkmal steht das Bethaus Maria-Hilf unterhalb des Glacis, und fast beständig sieht man fromme Wallfahrer dort beten, die im Vertrauen auf die unendliche Gnade

des Schöpfers und die Wunderkraft der heiligen Jungfrau dieser ihre Andacht darbringen. Das Häuschen führt die Ueberschrift: „der stillen Andacht der Vorübergehenden geweiht." Aber nicht nur den Vorübergehenden, sondern weit entfernten Bewohnern der Moselorte diente es früher und noch jetzt zum Wallfahrtsorte, und schon Manche verließen dies einsame Plätzchen, das die reizendste Landschaft umringt, mit neuer Kraft und neuem Leben.

Zur Zeit der Revolution, wo Koblenz der Republik unterworfen wurde, sah man sich von den Franzosen, die jede Religion abschafften, auch hier verspottet, und mußte es sogar gestatten, daß diese es mit rohen Scherzen zertrümmerten; später indeß ließ es Napoleon wieder erbauen und die kaiserlichen Soldaten, eben so fromm und gottesfürchtig, als tapfer im Kriege, sahen nur mit stiller Ehrerbietung auf die Heilige und zollten ihr selbst den Tribut der Anerkennung. Ebenso wird es auch jetzt unter der Regierung des gütigen und gerechten Königs nicht nur gelassen, sondern aufs freundlichste geschützt und bewahrt.

Das zur Zeit der Churfürsten hier bestehende Gymnasium (mit dem ein Schullehrer-Seminar in Verbindung stand) zählte 600 bis 800 Zöglinge, und zeichnete sich, wie das heutige, in vielfacher Beziehung vortheilhaft aus. Alljährlich fanden achttägige öffentliche Prüfungen Statt, denen außer dem Erzbischofe (Churfürsten) noch die Aebte und Priore der Abteien und Klöster der ganzen Gegend, sowie die höheren städtischen Behörden beiwohnten. Auch unter der Kaiserregierung that man Alles, die Schulbildung der Jugend nicht zu vernachlässigen, und von dem Könige wird seit der neuen Einrichtung 1816 jährlich eine bedeutende Summe für diesen Zweck hergegeben, obwohl die Zahl der Zöglinge jetzt weniger groß ist.

Aber wie das Gymnasium ist auch der Unterricht in den Elementarschulen, sowohl den katholischen als den evangelischen, ausgezeichnet und die glücklichsten Resultate lohnen den Fleiß der Lehrer und Lehrerinnen, die Eltern der Schulkinder aber fühlen sich bei den öffentlichen Prüfungen gewiß zufrieden und dürfen stolz und getrost in die Zukunft blicken. Außerdem ist noch eine Schule für die Töchter bedürftiger Eltern — die Armenschule — durch einen Frauenverein gegründet und erhalten, wo neben dem Unterricht auch noch für Kleidung und Lebensbedürfnisse gesorgt wird. Noch einige Mädchenschulen sind nicht minder gut und zweckmäßig organisirt.

Die beste der Bibliotheken ist die des Grafen von Renesse-Breidbach,

mit der noch eine Münzen-, Alterthümer-, Gemälde- und Kunstsammlung in Verbindung steht, die, mehrere 100,000 Gulden an Werth, von keiner der Art in den Rheinlanden übertroffen wird. Es befinden sich hier nicht nur die vorzüglichsten neueren Werke, sondern auch sehr seltene Manuscripte, kunstvoll geschrieben auf Pergament, mit Gemälden in Goldgrund, Guttenbergischem Drucke, eine Menge von Kupferstichen und schönen Oelgemälden; über 40,000 seltene Münzen und viele Alterthümer, theils in der Umgegend, theils im nördlichen Deutschland und im Römischen gefunden.

Eine zweite ältere Büchersammlung besitzt das Gymnasium und eine dritte ist die durch den Oberbürgermeister Mähler gegründete, sich schnell sehr bedeutend vermehrte, nun städtische Bibliothek.

Der Handel ist leider noch nicht ganz das, was man wohl wünschte, obwohl die vermehrte Dampfschifffahrt auf dem Rheine, wo man täglich vier dergl. Schiffe nach Köln und ebenso drei nach Mainz abgehen sieht, sowie die eingerichtete Schnell- und Marktschifffahrt auf der Mosel nicht wenig dazu beitragen, ihn zu heben und mindestens doch den Verkehr lebhafter zu machen. Koblenz selbst besitzt Tabaks- und Blechwarenfabriken, verfertigt mehrere Arten Zeuge und liefert einen herrlichen Wein.

Wenn man aber die Stadt und die Gegend schön und mehr als schön finden muß, so kann man auch den Geist der Bewohner nicht anders, als rühmlich hier erwähnen, von denen Peter Bertius sagt: „die Koblenzer Bürger sind höflich, gefällig und aufrichtig, bei ihnen erscheint der Geist französischer Lebhaftigkeit, gemäßigt durch deutschen Ernst.“ — Und in diesen wenigen Worten drückte er richtig den Charakter derselben aus.

Aber auch eine musterhafte Ordnung wird von Seiten der Orts- und Polizeibehörden hier erhalten und der Fremde wird wahrlich aufs angenehmste überrascht, wenn er in die Stadt einfährt und die Reinlichkeit der Straßen, die zweckmäßige Beleuchtung im Winter, die lobenswerthe Akuratesse in allen Stücken gewahrt, und dann von jedem Einzelnen die ungeheuchelte Liebe und Achtung gegen diese Behörde bezeigen sieht.

Der Stadt Koblenz gerade gegenüber liegt, wie schon früher bemerkt, die Stadt und Festung Ehrenbreitstein, erstere im Thale und deshalb Thal-Ehrenbreitstein, letztere hoch oben auf einem beinehe 400 Fuß sich steil vom Rhein aus erhebenden Felsen, und darum Ober-Ehrenbreitstein genannt. Wenn nun auch beide Orte nicht an der

Mosel unmittelbar liegen, so bilden sie doch gewissermaßen mit Koblenz und namentlich mit der Festung, ein korrespondirendes Ganze und dürfte Ehrenbreitstein also auch hier eine Stelle zu verlangen berechtigt sein.

Hunderte von Menschen sieht man täglich im Sommer den Felsen ersteigen, von dort oben aus des entzückenden Anblicks der herrlichen Natur zu genießen, die, im Einverständniß mit der Kunst, die Landschaft zur schönsten gemacht hat, welche man, nächst der Ansicht von Neapel und der von Danzig, vielleicht in Europa hat. Unten zu den Füßen des ungeheuren Steinkolosses erblickt man den majestätischen Rhein, wie er in dem klaren Spiegel seiner glänzenden Wogen des Himmels Blau und der Sonne Gold zurückgibt, und vereint dann mit den Gebirgswassern der Mosel schnell hinabeilt und dem begleitenden Blicke hinter den Bogenufern entschwindet. Senkrecht vor sich hat man nun die Mosel, von der Decius Magnus Ausonius in seinem Gedicht auf dieselbe sagt:

Deine Ufer umspinnt nicht der Laien entsprossenes Schilfrohr,
Noch schleppst träge du dich durch schlammigtes Moor ans Gestade,
Sondern die äußerste Welle bespült die trockene Erde.
Mag die geglättete Wand ein andrer mit Phrygischen Platten
Und mit Marmor belegen die Flur in getäfeltem Vorhaus,
Ich verachte, was Gold und Vermögen uns gab, und bewundre,
Was die Natur erschuf und nicht die Sorge der Enkel,
Wenn sich am eig'nen Verluste ergötzt die vergeudende Armuth.
Hier ist mit körnigtem Sand das feuchte Gestade bestreut, auf
Welchem der feste Tritt nicht schmutzige Spuren zurückläßt.
Bis in die Tiefe dringt durch die spiegelnde Decke das Auge,
Nichts Geheimes verbirgt der Fluß; wie der Aether, der reine
Offen und unverhüllt vor dem Blicke des Sehers sich ausdehnt,
Wenn den Horizont dem Auge, dem ruhenden Winde, nicht bergen,
So unterscheiden bei dauerndem Blicke auch wir, was der Flusses
Untersten Boden besitzt, und das Dunkel der Tiefe enthüllt sich.
Mancherlei Gestalten, zerstreut im bläulichem Lichte,
Bildet der Welle Lauf, wenn sie sanft hingleitet, die helle,
Und in lichten Furchen den Sand durchfurchet und aufstört,
Daß der gebeugte Halm am grasigen Ufer erzittert.
So auf dem Rasen, gefeucht von der klaren Quelle, erzittern
Unter den Tropfen die Halme; es flimmert, es blinkt der Kiesel,
Abgespült, und auf moosigem Grunde gewahrt man das Sandkorn.
Gleich dem berühmten Gemälde der kaledonischen Britten,
Wo die Hitze die rothen Korallen, das grünliche Meergras

Und die weißliche Beere der Perlmusche ans Licht bringt,
Sie, des Reichen Ergötzlichkeit, und, unter den Wogen
Selbst, des Halsgeschmeides, ein Bild, des Schmuckes der Menschen. —
So gewahrt man auch hier, im buntigen Rasen zerstreut, die
Kiesel unter des ruhigen Stromes geschwätziger Welle. —

Unter sich die kleine Stadt Ehrenbreitstein, drüben das herrliche Koblenz, in der Ferne aber unzählige Dörfen, Flecken, Meierhöfe, Klostermauren und Burgtrümmer entweder in einer reich gesegneten Ebene von Wiesen und Blumengärten, Getreidefelder, und Obsthainen, Rebengeländer und grünenden Gesträuchen umringt, oder zwischen romantischen himmelhohen Bergen und lieblichen Thalöffnungen hervorsehend. Stundenlang, Tagelang kann man hier stehen und sehen und wird dennoch immer wieder etwas Neues und noch Schöneres zu erblicken meinen, da das Auge nicht auf einmal die millionen Abwechselungen und all das Herrliche einer unvergleichlichen Landschaft zu fassen vermag. Hier die Rheininsel Ober- und Niederwörth, dort mit ihren Thürmen und Dächern am fernen Horizonte dem Blicke fast verschwindende weiter entlegene Orte, wie Münstermaifeld in seinem ehrwürdigen Grau, das Schloß von Engers, die Abteygebände von Rommersdorf, das freundliche Neuwied, selbst Andernach und die Lavakirche von Niedermendig dem Lacher See zu, und am Bergabhange die romantische Genovefakirche; dann die ungeheuren Felskuppen des Hochsimmer bei Mayen, des Etringerkopfes und des Gänsehalses, größtentheils alte Vulkankrater, wie auch der Laacher See zwischen diesen Bergen ein ähnlicher gewesen sein soll. Die Tiefe dieses Sees ist an den seichtesten Stellen über 200 Fuß, an vielen Stellen aber über 200 Klafter. Selten friert er ganz zu (1784 und in neuester Zeit 1838 waren Ausnahmen) und obwohl er nur etwa eine Stunde lang und halb so breit ist, so enthält er doch eine noch größere kubische Wassermasse als der 200 Stunden lange und 1000 Fuß breite Rhein von seiner Quelle am St. Gotthard bis zur Mündung in die Nordsee.

Die Fabel erzählt uns von diesem See, daß dort früher ein Kloster gestanden, die Mönche aber des Himmels Zorn erregt hätten und deshalb ein heftiger Erdstoß dasselbe mit seinen Mauern und Thürmen, seinen Bewohnern und blühenden Feldern verschüttete oder verschlang. Ein Krater, in der Form des jetzigen Sees, habe sich geöffnet und stürmische Wogen seien über den Zinnen des Klosters zusammengeschlagen und haben dies auf ewig begraben. Wassernixen

wandeln nun auf dem Grunde und erregen nicht selten ein so gewaltiges Wogen und Treiben auf der Oberfläche, daß die darauf fahrenden Fischer oder Andere den Nachen nicht mehr schützen können, dieser umschlägt und die Menschen rettungslos in die Tiefe hinabgezogen werden.

Dies Mährchen, das die Meisten als wahr verbürgen, wie denn wirklich Beispiele genug angeführt werden, wo Menschen verunglückt sein sollen und man endlich die untrüglichsten Spuren von Kuppeln, Thürmen, Mauern u. s. w. in einer Tiefe von 1000 oder 1500 Fuß gefunden haben will, welche die Existenz eines großen Klostergebäudes dort unten beweisen sollen, wird auf der andern Seite mit mehrerem Rechte bezweifelt, da nirgends, in den allerältesten Klöstern, eines solchen auf jener Stelle gedacht wird, welches jedoch der Fall sein würde, wenn die ganze Begebenheit an und für sich nicht ins Reich der Fabelwelt gehörte. Ueberdies steht am Ufer des Sees schon seit 1000 Jahren ein wirkliches Kloster, das ebensowenig in seinen Archiven von jenem versunkenen etwas aufzuführen hat. Aber auch von diesem neuen erzählt man sich eine Sage, die eher wenigstens, als jene, glaubhaft sein dürfte.

Es hauste nämlich in der Gegend jenseit des Rheins ein mächtiger Raubritter, dem nichts auf der Welt heilig war, und der mit der Religion, wie mit den Dienern der Kirche überhaupt, sein frevelvolles Spiel trieb. Gegen diesen Gotteslängner nun hatte der Papst, da alle Ermahnungen der unteren Geistlichkeit fruchtlos geblieben waren, einen scharfen Bann gesprochen und die ganze Riterschaft aufgefordert, denselben gegen ihn kräftig auszuüben, d. h. ihn von aller Gemeinschaft mit dem Wahren auszuschließen und ihn als einen Ehrlosen und Geschändeten zu verstoßen. Der Ritter verlachte aber die päpstliche Bannbulle, ließ einen großen Scheiterhaufen errichten und dort das Allerheiligste verbrennen. Da ermahnte der Prior des Klosters am Laacher See die ganze Gegend zur Fehde gegen diesen Schrecklichen und die Pfarrer in der Nähe predigten darüber von den Kanzeln. Anfangs verhöhnte der Ritter diese Predigten, denn er war weit und breit gefürchtet und es wagte niemand ihm entgegenzutreten; der deutsche Kaiser aber, in vielfache Kriege verwickelt, hatte keine Zeit, sich um ihn zu bekümmern, später, als einige des Ritters Unterthanen diesem den Gehorsam versagten und sich dabei auf die Klostergeistlichen am Laacher See bezogen, ergrimmte er und schwur, sie alle zu vernichten. Unter dem Schein, als wolle er sich bekehren, liege auch krank auf seinem einsamen Zimmer, lud er den Prior und die

vornehmsten der Brüder zu sich ein, und gab der Einladung so viel Wahrscheinlichkeit, daß jene wirklich kamen und dem Allmächtigen schon dafür dankten, diesen Sünder zu retten. Es war gegen Ende des Februars, der Rhein seit einigen Wochen zugefroren, sie fuhren mit Schlitten über denselben nach der Burg des Raubritters zu; da aber kam ihnen dicht vor den Thoren ein Diener desselben entgegen und warnte sie vor der Einfahrt, da sein Herr sie Alle dort umbringen lassen wolle; sein Gewissen gebe ihm aber keine Ruhe, deshalb sei er gekommen, sie zu bitten, so schnell, als möglich umzufahren, und ihn mitzunehmen, da ihn sonst unfehlbar der Tod auf der Burg erwarte. Entsetzt hörten die frommen Brüder den verruchten Plan, nahmen den ehrlichen Knappen in ihre Schlitten und kehrten auf der Stelle um. Der Ritter hatte aber nicht sobald den Verrath bemerkt, als er ihnen mit seinen Raubgesellen nachsetzte und sie dicht an dem See einholte. — Der Prior sah die Gefahr und gab, seine Seele dem Herrn empfehlend, den Befehl gerade übers Eis nach dem Kloster zu fahren, dem einzigen Mittel, seinen Verfolgern zu entgehen, da diese auf dem glatten Eise vielleicht nicht schnell würden reiten können, wenn sie bei der Gefahr einzubrechen nicht den Plan, ihnen zu folgen, wohl ganz aufgeben mögten. Das Eis war mürbe und schwach, aber es trug die Schlitten glücklich hinüber bis vor die Pforten des Klosters. Kurz zuvor hatten die Verfolger sie beinahe erreicht, schon schwenkte der wüthende Ritter sein Schwerd über dem Haupte des Priors — da brach plötzlich unter ihm die Eisdecke und er mit allen seinen Gesellen stürzte hinab in die grause Tiefe, aus der seine Flüche schauerlich wiederhallten. So waren die Pater gerettet und die Gegend von dem schrecklichen Menschen befreit, der die Religion schändete und Gottes Allmacht und hohe Vatermilde so lange auf die Probe stellte. —

Hinter den Bergen, die diesen See einschließen, in einer Entfernung von 15 Stunden von Koblenz sieht man den Basaltgipfel der Hohenacht, über zweitausend Fuß hoch, die Nürburgfirste und den Hechkellberg. Im Vordergrunde aber erheben sich um den Riesendom des Kamillenberges bei Bassenheim, der über tausend Fuß hoch, eine Menge der verschiedenartigsten, zum Theil grünbepflanzten Bergkegel und schließen eine Einsiedelei ein, die weit und freundlich hinabschimmert.

„Nirgends lassen sich Schillers Götter Griechenlands besser lesen, als hier" — sagt Madame Klein zu ihres Gemahls Rheinreise von Mainz bis Köln, bei Gelegenheit der Beschreibung vom Ehrenbreit-

stein — „dort gegenüber auf der Zinne des tausend Fuß hohen Kuh- oder Stierkopfes thront Zeus blitzend und donnernd aus Süden. Der Name des Bergs erinnert ihn unaufhörlich an sein lustiges Abenteuer auf der phönizischen Küste und selten zündet der Wetterstrahl. Neptun, von Dämpfen gezogen, spaziert den Rhein aufwärts; golden sitzt er auf dem Steuerdecke der Nassauer Herzogsjacht, wenn er dem Ozean wieder zufährt. Mars droht von gewaltigen Bollwerken ringsum herab und Vulkan mit der Cyklopenschaar hämmert in den Eisenwerken zu Bendorf und Sayn. Auch Pluto versuchte sich schon in den Silberadern der Karthause. Steigt der Götterfreund dann nach Koblenz herab, so findet er den harmonischen Apoll in Conzerten musiciren, bei Liedertafeln singen, zuweilen auch im Theater pfeifen. Juno erscheint auf Bällen und Pallas erfreut sich bei den Paraden ihrer stattlichen Kämpfer. Auch Diana fehlt nicht, mit der Jagdflinte bewaffnet. So wird er die gesammte Götterwelt einzeln und im Chore finden, Ceres, Bachus und Herkules ꝛc. einen muntern Verein bildend."

Ein Römerkastell, wie Viele glauben, stand zwar niemals oben auf dem Ehrenbreitstein, da man mit den früheren Vertheidigungsinstrumenten von solcher Höhe herab nichts ausrichten konnte, wohl aber hatten die Römer dort eine Warte, über die ganze Gegend wegsehend, und es wurde der sogenannte Cäsarsthurm ebenfalls von ihnen angelegt, was man deutlich bei der Schleifung der Bastionen erkannte, da sowohl die Grundmauer, als die ersten zwanzig Höhenfuße seiner Seitenmauren aus Guß oder Kastenwerk bestanden und Bruchstücke römischer Grabsteinen enthielten.

Im Jahre 1152 ließ Erzbischof Hillin, der selbst in Ehrenbreitstein wohnte, die zerfallene Festung wieder herstellen, und nach ihm nannte man den Helfenstein Herrmannstein, wo er das eigene Palais sich erbaute, in welchem 100 Jahre später der Erzbischof Arnold den König Wilhelm mehrere Wochen lang bewirthete. Deutschland und zwar der Kaiser lebte in der damaligen Zeit oft in offener und geheimer Fehde mit dem Oberhaupte der Kirche oder, wie man es auch nannte, dem Oberhaupte der ganzen Christenheit, mit dem Papste. Eine solche Fehde veranlaßte die vielen unglücklichen Kriege in Deutschland und Italien und konnte natürlich nicht anders, als verderblich für das ganze Reich sein; von dem Papste wurden dann Gegenkönige hervorgerufen und Tausende mußten für die Meinung eines Einzelnen bluten. So hatte auch der Papst den Kaiser Friedrich den

Zweiten in den Bann gethan, und durch die drei geistlichen Churfürsten von Mainz, Trier (Koblenz) und Köln eine neue Königswahl in Deutschland bewirkt. Graf Wilhelm von Holland, ein junger Mensch von 19 Jahren, der keine anderen Vorzüge, als die der Tapferkeit und eines gefälligen hübschen Aeußern hatte, wurde im Jahre 1247 gewählt und im folgenden Jahre gekrönt. Es fehlte ihm aber der starke, kräftige Geist, ein Reich, wie das deutsche damals war, weise und zweckmäßig zu regieren, darum folgte er bald dem Rathe des einen, bald dem des andern, von denen keiner es treu und aufrichtig mit ihm meinte und vielmehr nur das eigene Interesse im Auge hatte. In Koblenz und Ehrenbreitstein, bei dem Erzbischofe Arnold dem Zweiten, hielt er sich am liebsten auf, und Arnold mag ihm vielleicht auch noch der beste Freund gewesen sein; er rieth ihm zur Heirath mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs Otto von Braunschweig-Lünneburg, wodurch er sich die sächsischen Fürstenhäuser befreundete; er begleitete ihn nach Frankfurt zu einer Reichsversammlung und setzte es endlich — nachdem Friedrich gestorben und dessen Sohn Konrad der Vierte vergiftet worden war — durch, daß Wilhelm einstimmig als deutscher Kaiser anerkannt wurde. Wenig Jahre darauf blieb er zwar in Ostfriesland im Kriege gegen die Friesen, wo er im Winter über einen Sumpf reiten wollte, aber einbrach und von den hinzueilenden Friesen niedergehauen wurde, nachdem er zum Unglück für Deutschland dasselbe 10 Jahre lang höchst albern regiert hatte. Der Stadt und insbesondere den Kirchen in Koblenz hat er aber mehrere reiche Geschenke gemacht, und ist in dieser Beziehung für unsere Beschreibung wichtig geworden.

Der Churfürst Johann von Baden ließ gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts den ungeheuren Brunnen, bis auf den Wasserspiegel des Rheins, also an 400 Fuß tief, mit einem enormen Kostenaufwande durch den Felsen hauen, wodurch der Festung der große Vortheil des Wassers ward, das man bis dahin den beschwerlichen Weg in die Höhe fahren mußte. Längere Zeit wurde er auch benutzt, jetzt ist er indeß in Unordnung und es würde sehr viel, ihn wiederherzustellen, kosten; man hat deshalb eine Wasserleitung von den östlichen Bergen etwa eine Viertelstunde weit bewirkt, wodurch die neue Veste Friedrich Wilhelm an mehreren Stellen Wasser erhält. In sehr heißen trockenen Sommern fehlt aber manchmal der volle Bedarf für die große Anzahl Militär und man muß wieder zur Zufuhr seine Zuflucht nehmen.

Fast jeder neue Churfürst that nun etwas zur vollkommnern Befestigung des Ganzen, besonders zeichnete sich hierin Karl Kaspar von der Leyen aus, der nicht nur neue Gräben und Werke hinzufügte, sondern auch das Schloß Helfenstein abtragen und in eine Bastion verwandeln ließ. Spätere Fürsten ließen bombenfeste Kasematten anbringen und so vermehrte und vergrößerte sich die Festung fast jährlich, bis ihr in dem Frieden von Lüneville ein furchtbares Urtheil gesprochen, und das Werk von einem Jahrtausend in einigen Wochen aufs grausamste zerstört wurde. Fels- und Mauerwände, Gebäude und Kasematten, Thürme und Bollwerke, Alles wurde in die Luft gesprengt und bald war das Ganze — so lange die Bewunderung Aller die es sahen — Nichts mehr, als ein großer Trümmerhaufe. Jetzt sah man keinen mehr den Felsen ersteigen, sich an der herrlichen Aussicht da oben zu laben, denn der Schmerz, über den Untergang, über die muthwillige Zerstörung des Großen und wirklich zum Theil Ehrwürdigen, erfüllte die Brust jedes fühlenden Deutschen mit Schmerz und Abschen.

Da trat in der neuesten Zeit der König, wohl einsehend wie wichtig Koblenz und Ehrenbreitstein als Vormauer Deutschlands gegen fremde Völker sei, hinzu und befahl die Anlage einer, der Lage, wie der Gegend angemessenen Veste, und schöner und stärker, als je, nach den besten Befestigungssystemen erhebt sie sich jetzt wieder, würdig des deutschen, des preußischen Namens. Unsterblich haben sich hier der Generallieutenant Aster, der Major v. Huene, v. Buschbeck 2c. gemacht; denn der Bau dieser Werke hier und um Koblenz wird von jedem mit der innigsten Bewunderung gesehen und als außerordentlich gepriesen. In bombenfesten Kasematten, die zugleich mit Schießscharten zur Vertheidigung versehen sind, liegen die Truppen, jetzt im Frieden gegen 2000 M., welche Zahl für den Fall einer Belagerung noch bedeutend erhöht wird, und alles was irgend geboten oder bedingt wird, findet sich hier vereint. In einiger Entfernung korrespondiren aber mit dem Ehrenbreitstein noch zwei Forts, eins auf dem Nellenkopfe gegen Neuendorf über, das andere auf der Pfaffendorfer Höhe, dem Bahnacker. Nach der Form, ohne Thürme und Thurmspitzen, aus der Ferne ganz flach erscheinend, erinnert uns das Ganze an die altrömischen Kastelle, die oben auch des äußeren Zierraths entbehrten, sich aber durch Tüchtigkeit des Baues auszeichneten. Von dem Rheine bis oben auf die Spitze des Felsens führt in einem Winkel von 45 Grad eine steinerne Treppe und zu den Seiten derselben

eine Kunstbahn aus Gußeisen zum Transport von den verschiedenen Materialien. Da indeß auf der Treppe vor einigen Jahren ein Mensch verunglückt ist, so ward sie gegen ¾ ihrer Höhe mit einem eisernen Gitter verschlossen und der Aufgang dadurch eben sowohl gesperrt, als verboten.

Der gewöhnliche Weg, etwa 10 Minuten weit, für Fußgänger und Wagen zugleich eingerichtet, führt von Westen her gerade durch die Kasematten des Helfensteins. Zu den Füßen des Helfensteins aber steht noch das frühere churfürstliche Residenzschloß, einfach und schön, einst mit einem herrlichen Garten, dem Rheine zu, geschmückt, jetzt indeß als Mehlmagazin benutzt, daher denn für die Erhaltung seiner Schönheit Nichts mehr gethan wird. Dicht daneben ist die königliche Kommandantur mit einem sehr geschmackvollen, bis in die Felsen reichenden Garten und dahinter eine große Artillerie-Kaserne mit Stallungen 2c.

Nahe bei Ehrenbreitstein, östlich der Festung, steht ein Telegraph, ein anderer ist auf dem ehemaligen churfürstlichen Schlosse angebracht, von wo aus die Verbindung über Köln und Kassel mit Berlin bewirkt wird und zwar so, daß man in einigen Stunden Antwort auf eine dorthin gerichtete Frage erhält.

Unterhalb der Festung nun liegt die Stadt Ehrenbreitstein, oder wie man sie auch gewöhnlich nennt, die Thalstadt, das Thal — seit 1712 zur Pfarrei gebildet, wo Churfürst Johann Hugo die schöne Kreuzkirche auf einem kleinen Berge erbauen ließ. Diese Thalstadt, obwohl auch mit einigen großen und hübschen Häusern versehen, ist doch im Ganzen nicht schön zu nennen, da die meisten Straßen eng und winkelig, und die Gebäude, mindestens die alten, wohl wenig die einstige Residenz des regierenden Fürsten verrathen; wenn man aus Koblenz kommt, so ist der Contrast in der That auffallend zu nennen. Mögen deshalb auch andere Autoren — wie Professor Klein und mehrere — das Städtchen hübsch finden, ich kann diese Meinung nicht theilen und auch nicht begreifen, woher jene diesen Schluß ziehen In anderer Beziehung indeß muß man die zweitausend und fünfhundert Einwohner recht hochachten, denn die ganze Stadt bildet vielleicht eine einzige große Familie, jeder kennt den andern, hilft ihm, wo er kann, ist gefällig, zuvorkommend, treu und aufrichtig, und man dürfte sich wahrhaft zufrieden im Kreise dieser gemüthlichen Menschen fühlen. Dazu kommt nun noch, daß auf dem Kreuzberge, an dem östlichen Ende der Stadt, und dem Fußsteige

nach dem weltberühmten Bade Ems zu, ein ganz vorzüglicher Wein wächst, der die Gemüther noch freundlicher und treuherziger stimmt, wenn die Thalstädter Abends im Schloß Helfenstein oder in andern Gasthäusern zusammenkommen und im traulichen Kreise näher aneinander rücken.

In einem alten Kloster, das von Augustiner Ermiten bewohnt wurde, hielt sich Luther auf einer Klosterumreise einige Zeit auf, und wirklich gingen auch, seinem Beispiele folgend, später die Mönche alle zur evangelischen Konfession über. Erbittert darüber rief Churfürst Philipp Christoph Kapuziner dahin. Während der Besetzung des Ehrenbreitsteins durch die Franzosen brannte das ganze Thal in einem furchtbaren Feuer total ab, und auch das Kloster natürlich mit. Sowohl Stadt, wie Kloster wurden indeß unter Karl Kaspar wieder aufgebaut.

Der jetzt verstorbene hochwürdige Bischof Joseph Ludwig von Hommer zu Trier ist hier in der Kreuzkirche lange Zeit Pastor gewesen und auch der Herr Generalvikar Günther und Weihbischof Milz sind aus der Thalstadt.

Seit einiger Zeit blüht Handel und Gewerbe hier wieder neu auf, und durch das viele Militär in der Festung sowie mehrerer Beamten aus Koblenz, die im Thal wohnen, hat die Stadt außerordentlich an Verkehr und Leben gewonnen; so daß sie sich in Hinsicht des Reichthums verhältnißmäßig wohl mit Koblenz messen kann.

Am östlichen Ende des Ortes sprudelt eine Mineralquelle, dessen Wasser man recht gerne im Weine trinkt. Aber seit dem vorigen Jahre ist man bemüht, Ehrenbreitstein gleich Ems auch zu einem Badeorte zu machen und einer warmen Quelle in jener Gegend nachzubohren, die nach der Prüfung der Mineralogen unbedingt vorhanden sein soll. Die Vorarbeiten wurdes deshalb 1837 begonnen, und die Kosten durch eine Gesellschaft auf Aktien gedeckt. Man suchte erst eine gewisse Tiefe in den Felsen (denn die ganze Gegend ist hier Felsen) zu hauen und wurde dann mit der Bohrung für mehrere hundert Fuß tief begonnen. Der Erfolg steht zu erwarten, glückt das Unternehmen aber, so würden Ehrenbreitstein und Koblenz dadurch unendlich gewinnen, ohne geradezu dem zwei Stunden entfernten Bade Ems zu schaden; im Gegentheil, der Ruf dürfte dann die Fremden, die sich in den letzten Jahren in Ems außerordentlich vermehrt haben, noch mehr hierher locken, mit dem Nutzen auch das Vergnügen zu verbinden; Viele aber, die bei einer Badereise keinen andern Zweck



Winningen.

als das letztere, nämlich das Vergnügen kennen, würden sich gewiß nicht täuschen, wenn sie hier und in Ems ihr Geld verzehrten und sich dafür eben so honnet, wie angenehm aufgehoben finden.

Dies Ems nun, zu dem man entweder bis Rothehahn auf der Frankfurter Chaussee fährt, von wo aus eine andere Chaussee nach Fals herabführt, die zur Seite grausenerregende Abgründe, Schluchten und himmelhohe Klippen hat, oder wohin man den näheren Fußweg durch das Mühlenthal bei Arzheim vorbei wählt, bis auf die Fachbacher Höhe, wo man rückwärts wieder die weite Aussicht in die ferne Eifel hat, dann mit einem Male tief unten die Lahn, rechts Fachbach und links Nievern mit den herrlichsten Partieen und Abwechslungen vor sich erblickt, perspektivisch aber in das Lahnthal und bis an das Tüngensche Schloß zu den vier Thürmen und den herzoglichen Kurhäusern sieht — dies Ems also nun, das von den Römern schon gekannt und als Festungswerk in Verbindung mit dem Pfalgraben benutzt worden, und das sich in alten Urkunden als Empß oder noch früher als Eymetz bezeichnet, ist der Ort, zu dem man jetzt Tausende von kurlustigen Fremden hinströmen sieht, in der Quelle zu baden, aus der Quelle zu trinken, in der lieblichen und auch wieder schauerlich schönen Natur das Auge zu weiden, in den bequem eingerichteten Gasthäusern zu wohnen, in den Speisesälen den kranken Körper durch 6 oder 8 Schüsseln zu restauriren und endlich an dem grünen Tische mit Karten oder Würfeln den Rest der langweiligen Zeit todt zu schlagen.

„Nach Ems, lieber Mann!" — bittet die junge Frau, die das einförmige Alltagsleben auf ihrem Gute gerne einmal durch die rauschende Lust des fröhlichen Badeorts ersetzt sehen möchte. — „Nach Ems!" bittet aber auch die Matrone, die dort diese und jene alte Bekannte zu finden hofft, und nach Ems bittet die gesammte junge Mädchenwelt.

So strömt also von allen Seiten im Juli und August die vergnügungslustige Welt nach Ems und man wird dort ebensowohl Russen, als Franzosen, Polen und Oestreicher, als Engländer, Preußen, Sachsen, ja sogar Italiener beisammen finden, die alle der Ruf, d. h. der Ruf der schönen Gegend, des kostbaren Weins, der gemüthlichen Lebenseintracht und des nahen Koblenz in Ems versammelt; natürlich werden die Leute dort auch nicht krank, da die Luft rein und gesund ist, und überhaupt wohl nur Gesunde sich dort versammeln, um aus dem Brunnen, den Brunnen der Freude, zu trinken. Die Aerzte haben indeß auch die Ueberzeugung, daß das Emser Bad selbst dem

wirklich Kranken nicht schädlich sein soll, und mehrere Erfahrungen sprechen hierüber zu ihren Gunsten; ja einige wollen sogar die Hypothese aufstellen, daß schon Kranke dort wirklich gesund geworden wären, ich kenne zwar keinen derartigen Fall, indeß das thut Nichts, wenn es nur ist, ob ich es dann kenne oder nicht. Genug, Ems ist ein allgemein beliebter und besuchter Badeort, in dem, glaube ich, im vergangenen Sommer an 4000 Fremde gewesen sind; ich sage Fremde, denn die Einheimischen gehen nicht dort hin, diese reisen in die Bäder von Côte d'or oder Karlsbad, mindestens aber doch nach Baden-Baden, Aachen, Wisbaden ꝛc., denn das nahe Ems hält der Arzt ihnen nicht zuträglich.

Man wolle mich wegen dieser kleinen Abschweifung nicht tadeln, denn Ems ist mit seinen 4000 Brunnengästen für Koblenz sehr wichtig, und dürfte darum wohl ein Plätzchen hier verdient haben.

Die Hauptbestandtheile des hier so hoch gepriesenen und besonders für Nervenschwache als heilsam anerkannten Wassers sind Kohlensäure, dergl. Gas und Laugensalz. Die Wärme steigt bis auf 25 Grad Reaumur. Unter den mehreren Quellen gibt man der Propagations- oder Bubenquelle vor den übrigen den Vorzug. Aus den beiden Trinkquellen, dem Kränchen- und Kesselbrunnen, werden jährlich zwischen 100 und 150,000 Krüge versendet.

In dem vormaligen hessischen Kurhause, von dem Landgrafen Wilhelm dem Vierten vor beinahe 300 Jahren erbaut, befindet sich das sogenannte Fürstenbad, vor 24 Jahren aus schwarzem Marmor aufgeführt, dem Herzoge von Nassau zugehörig. Ein anderes Palais, ebenfalls Eigenthum des Herzogs, ist das vor 100 Jahren erbaute, früher Nassau-Oranische, wo aus einer Tropfsteinmasse die so sehr wirksame Augenquelle sprudelt.

Auf der andern Seite der Lahn zeigt man dem Fremden eine Oeffnung, die erstickenden Schwefelgeruch verbreitet, ich sage erstickenden, denn er hat schon oft kleinere Thiere getödet und größere betäubt.

Ebenso merkwürdig scheinen hier in der Bäderley die Hanselmanns-Höhlen, die sich, als kleine Zellen, tief in die Felsmassen hinein verlieren, und deren Entstehung bis jetzt wahrhaft räthselhaft geblieben ist.

Einen nicht minder interessanten Anblick gewährt die Silberhütte wenn umgeschmolzen wird (Silberlicht ist), und man sieht dann eine große Zahl der Badegäste auf schöngeschmückten Reiteseln dorthin

wallfahrten. Wer den Fußweg von Ehrenbreitstein nach Ems gegangen oder die Chaussee über Rothehahn dorthin gefahren ist, der wählt vielleicht einen andern Rückweg flußabwärts nach Niederlahnstein durch eine wildromantische Gegend, an dem Eisenwerke Ahl vorbei, und so den Rhein herab nach Koblenz.

Alljährlich wird in Ehrenbreitstein ein Schützenfest gefeiert. Die Schützengesellschaft, schon zur Zeit der Churfürsten gebildet, ziehet dann mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen hinaus vor das nördliche Ende der Thalstadt, wo sich ein geräumiger Kessel in einem reizenden Thale öffnet, und heitere joviale Freude belebt dabei die Gemüther, wozu der edle Rothe vom Kreuzberge (Bleichart) auch wohl das seinige beiträgt.

Es kommen jetzt täglich drei Dampfschiffe von Köln (Düsseldorf, Rotterdam, London) und drei dergl. von Mainz (Frankfurt, Mannheim, Straßburg) und an den kleinen Brücken in Koblenz, an denen sie anlegen, warten schon, um den Fremden ihre Dienste anzubieten, eine Menge Lohnbedienten, die man durch ein Schild auf der Brust erkennt. Da nun die meisten niederländischen Böte des Abends um 6 oder 7 auch wohl manchmal 8 oder 9 Uhr, je nachdem ihnen Wind und Wetter günstig oder entgegen ist, und je nachdem sie sich länger oder kürzere Zeit auf den Zwischenstationen durch Ab- und Ausladen der Frachten aufhalten müssen, und die Passagiere in der Regel am andern Morgen ganz früh wieder nach Mainz weiterfahren, so haben die wißbegierigen Fremden nicht viel Zeit übrig, sich in Koblenz rc. alles Sehenswerthe anzusehen, und überlassen sich deshalb unbedenklich den vorerwähnten Lohnbedienten, die sie sogleich auf die Kommandantur führen, sich dort eine Erlaubnißkarte für den Ehrenbreitstein erbitten und nun in größter Eile mit ihnen den Felsen ersteigen, wo sich wieder gefällige Menschen finden, welche die Mühe übernehmen, den erstaunten Gästen die ganze Gegend zu verdolmetschen, wofür sie auf die Gegenerkenntlichkeit, besonders der reichen Engländer, zählen können, denen es für einen solchen Dienst oft nicht auf ein Pfund Sterling ankommt. Sind bei den Schaulustigen auch Damen, so hält im Augenblick eine Chaise zur Herauffahrt bereit, und die Gesellschaft steigt ein. Da der Berg außerordentlich steil ist, und es den Pferden sehr sauer wird, ihn hinanzusteigen und dabei noch zu ziehen, so sind die Damen in der Regel so mitleidig auszusteigen und den Berg hinauf zu gehen. Der Wagen bleibt nun so large oben, bis man genug gesehen hat, oder bis es finster geworden ist, oder bis

man müde und hungerig und durstig sich ins Nachtquartier sehnt. Jetzt steigen aber die Damen aus Furcht, den steilen Berg herab zu fahren, wieder nicht ein, sondern gehen zurück so gut wie sie hingingen; unten bezahlt der Herr, welcher den Wagen gewünscht hat, indeß dafür 3½ Thlr., wundert sich, daß er so wohlfeil davon gekommen, läßt sich nun durch seinen Wegweiser in die drei Schweizer oder den Riesen, oder in das große Hotel von Belle-Vue führen und freut sich seiner wissenschaftlichen Ausbildung heute einen großen Zuwachs verdanken zu können, denn — er hat ja den Ehrenbreitstein bestiegen, hat von dort aus den Rhein und die Mosel und eine Menge Berge gesehen, und ist also zufrieden. Für den, der es vorzieht zu reiten, stehen auch beständig gesattelte und gezäumte Esel in Koblenz an der Brücke, die indeß mit sehr verdrießlichen Blicken die Fremden betrachten und ihnen durch ein leises Kopfschütteln zu verstehen geben, daß die Schaulustigen besser daran thun würden, sie stehen zu lassen und die schnellere Equipage der eigenen Beine zu wählen.

In der Regel haben die reisenden Engländer, die sich überhaupt vor allen Andern durch eine außerordentliche Gutmüthigkeit auszeichnen, in ihrem Taschenbuche bei Koblenz eine Notiz, d. h. Besichtigung des Ehrenbreitsteins; es ist ihnen dadurch gewissermaßen zur Pflicht gemacht, diesen zu besteigen. Kommen sie nun auch erst um 9 Uhr in Koblenz an, so müssen sie doch noch hinauf. Es ist also natürlich finster wenn sie oben sind, das thut aber Nichts, sie sehen sich nach allen Seiten in der Dunkelheit um, hören — obschon sie kein Wort deutsch verstehen — aufmerksam zu, wie ihnen der Ausleger die Gegend auf deutsch beschreibt, nehmen ihre Phantasie dabei mit zu Hülfe und — sind fertig. In dem Bewußtsein, auf dem Ehrenbreitstein gewesen zu sein, gehen sie ganz ruhig in ihren Gasthof. Andere, die noch bei Tage hinaufkommen, sind müde wenn sie oben sind, setzen sich dann, um sich auszuruhen, den Rücken nach der schönen Gegend gekehrt, auf die vordere Brustwehr (Bollwerk) sehen auf die Kasematten und die Soldaten vor sich, sehen und hören auf die dort herumspielenden Kinder oder auf einen etwaigen Disput unter den Waschfrauen, lachen sich darüber halb todt, beschenken die Kinder zu ihrem Spaße mit Geld und — laufen wieder hinab, ohne auch nur einen einzigen Blick in die Gegend gethan zu haben.

Bei solchen Gelegenheiten wird dann den Fremden auch erzählt, daß hier einst der französische General Büssy von dem berühmten Johann von Werth im 30jährigen Kriege hart eingeschlossen und

ausgehungert worden, und auf seiner Tafel täglich 60 gebratene Mäuse gespeist habe, während seine Offiziere und Soldaten sich mit Eselsfleisch hätten begnügen müssen, wozu eine dürftige Portion Brod verabreicht wurde.

Doch das thut alles Nichts, Koblenz und Ehrenbreitstein gewinnen dadurch, und diese und andere Anekdoten erhalten sich noch lange im Andenken der Einwohner.

Betreffs des Bohrversuchs nach heißem Wasser, so folgt hier eine Beschreibung, des, um dies Unternehmen sich so sehr verdient gemachten Hauptmannes v. Kirn, die vielleicht für Manchen um so mehr von Interesse sein dürfte, als durch die wirkliche Auffindung einer warmen Quelle dem Orte, wie der ganzen Gegend, ein unberechenbarer Vortheil erwachsen würde.

Den Gedanken, in Ehrenbreitstein nach warmen Quellen zu bohren, verdankt man dem berühmten Geologen Leopold von Buch, welcher sich über diesen Gegenstand und die hohe Wahrscheinlichkeit eines Erfolges nicht nur mündlich dahier, sondern auch am 13. August 1834 an den Stadtrath von Ehrenbreitstein schriftlich aufs Günstigste geäußert hat, welches Schreiben die eigentliche Basis unseres Unternehmens bildet. Die Gründe dieses ausgezeichneten Gelehrten sind in der Kürze folgende:

„Seit lange ist man der Meinung, daß die Ursache heißer Wässer sich nicht nothwendig unmittelbar am Ort ihres Hervorbrechens befinde, ja vielleicht in einer großen Entfernung. Das ganze Gebirg zwischen Koblenz und Frankfurt ist aber als ein solcher Sitz anzusehen. Heiße Wasser brechen in der Tiefe hervor, Sauerwasser auf der Höhe.“

Der Punkt, wo etwa der Versuch anzusetzen wäre, wurde ebenfalls von Herrn von Buch vorgeschlagen, und zwar unter der sogenannten Kniebreche, wo der alte Weg und die neue Chaussee nach Arenberg sich schneiden, derselbe wo gegenwärtig die Bohrkaue steht. Der Königl. Oberbergrath von Oeynhausen, welcher auf Veranlassung der Königl. Regierung und des Königl. Oberbergamts den Gegenstand in Untersuchung zog, hat sowohl die Ansicht des genannten Geologen vollständig getheilt, als auch den bereits von dem Letzteren bezeichneten Punkt für den zu Bohrversuchen geeignetsten erkannt.

Eine weitere Bestätigung dieser Ansicht und somit Vergewisserung der Aussicht auf Erfolg bei unserm Unternehmen dürften wir durch einen Blick auf den großen Reichthum an Mineralquellen in unserm

Nachbarlande an den Höhen des Taunus und des Westerwaldes, und auf die geognostische Beschaffenheit dieser letzteren gewinnen, welche durch den vormaligen herzogl. nassauischen Oberbergrath, jetzt königl. niederländ. geheimen Referendair für das Großherzogthum Luxemburg, C. E. Stifft, eine sorgsame Bearbeitung gefunden hat. Da dieses treffliche Werk für unsern Zweck zu umfassend, der Gegenstand aber in zu bedeutsamer Beziehung steht, als daß nicht Materialien von dieser Seite höchst willkommen wären, so nehmen wir keinen Anstand, diese Ergebnisse eines langen und sorgsamen Studiums unserer Gebirgskette, insoweit sie den uns vorliegenden Zweck berühren, hier als Autorität anzuführen und in gedrängtem Auszuge mitzutheilen.

Der in dem Schreiben des Herrn von Buch angedeutete Sitz der kalten und warmen Mineralquellen zwischen Koblenz und Frankfurt ist von zwei Gebirgsrücken, dem Taunus und Westerwalde, bedeckt. Der eine erhebt sich hinter Homburg aus der Ebene der Wetterau und zieht aus N.-O. in S.-W. (das allgemeine Streichen der Gesteinlager ist in derselben Richtung) durch den südlichen Theil des Herzogthums Nassau fast gleichlaufend mit dem Nidda- und Main-Thale bis zu des letzteren Ausfluß in den Rhein, sodann durch das Rheingau, wo er bei Aßmannshausen den Rhein erreicht und übersetzt. Die Abdachung dieses Rückens in's Main- und Rheinthal im S.-O. ist durchgängig ziemlich steil. Die Abdachung des nordwestlichen Abhanges ist jedoch nur allmälig und verflacht sich nach und nach in's Lahnthal, welches demnach im N.-W. als der Fuß des Taunus anzusehen ist.

Die südöstliche Abdachung besteht aus Schiefergebilden, theils aus reinem Thonschiefer von röthlicher, grünlicher, bläulicher und grauschwarzer Farbe, theils aus mit Chlorit und Quarz, mitunter auch mit Talk und Quarz, seltner mit Glimmer, meistens in faserig-schiefrigem Gefüge gemengtem, in Thonschiefer übergehendem Gestein. Ueber diesem lagert bald dichtes, bald sandsteinartiges, häufig mit Eisenoxydhydrat überzogenes Quarzgestein. Diese Bildung ist arm an Erzen, aber reich an Mineralquellen, wie die Weilbacher, Cronberger, Sodener, die Wiesbadener und Schlangenbader Quellen bezeugen karakterisirt theils durch den großen Gehalt an kohlensaurem Natron, theils an salzsaurem Natron, theils durch die hohe Temperatur.

Die nordwestliche Abdachung, deren Gestein durchgehends südliches Fallen hat, meistentheils steil, besteht aus Grauwacke und Grau-

wackenschiefer, vermischt mit Thonschiefer, mit Quarzadern durchzogen, welche erzführend sind, wie unter andern die silberreichen Bleierze an der untern Lahn bei Holzappel ꝛc. Hierin befinden sich die große Menge Säuerlinge des im Schreiben des Hrn. von Buch erwähnten Thales von Lorchhausen nach Schwalbach, die berühmten Quellen des Lahnthales ꝛc. — Vom rechten Lahnufer erhebt sich das Gebirge wieder nach dem zweiten Höhenzuge dem Westerwalde hin, das in gleicher Richtung wie der Taunus von N.-W. nach S.-W. streicht. Die Mitte desselben, der hohe Westerwald, besteht aus vulkanischen Bildungen, Basalt mit einzelnen Trachyt- und Phonolith-Bildungen, (der Basalt beginnt in nordöstlicher Richtung hinter Montabaur) im Südosten und Osten Schaalstein, Grünstein, Mandelstein, Kalkstein ꝛc.

Der südwestliche und westliche Theil desselben jedoch vom rechten Lahnufer an, zeigt nur die Fortsetzung jener Grauwacke- und Thonschiefer-Formationen in denselben Lagerungs-Verhältnissen, wie der nordwestliche Abhang des Taunus, worin wir überall kalte und warme Mineralquellen antreffen, welche sich vorzüglich durch bedeutenden Gehalt an kohlensaurem Natron auszeichnen.

Obschon die Behauptung aufgestellt wird, daß man im Allgemeinen dem Gebirgsstein der nächsten Umgebung der Mineralquellen wenig oder gar keinen Einfluß auf den Gehalt derselben zuschreiben kann, eine Nachweisung derjenigen Gebirgsarten, aus welchen die vorzüglichsten Mineralquellen des Taunus und Westerwaldes hervorkommen, in dieser Beziehung daher ohne Bedeutung sein würde, so dient es anderseits doch zur Vergewisserung, daß unsere nächste Umgebung, wie die in dem Bohrloch bisher angetroffenen Gesteinarten speziell beweisen, eine ganz gleiche Formation wie jene hat, woraus so viele berühmte warme und kalte Mineralquellen entspringen, und berechtigt uns daher auch zu analogen Schlüssen. So entspringen die Emser Quellen aus einer festen quarzigen Grauwacke, durch welche eine Menge mitunter ½ Lachter mächtige Quarzgänge durchsetzen, in denen sich beim Armenbade auch Spuren von Bleiglanz finden.

Der berühmte Mineralbrunnen zu Niederselters entspringt aus einem quarzigen Grauwackenschiefer-Lager. Die Langenschwalbacher Mineralquellen liegen im Tonschiefer, der mit Grauwacke und Grauwackenschiefer wechselt. Der Ahler Mineralbrunnen kömmt aus quarziger, mit Eisenocker bedeckter Grauwacke hervor. Der Marienfelser Mineralbrunnen liegt in plattenförmiger, mit vielen Glimmerschüppchen

besetzter Grauwacke. Die vielen Mineralquellen um Naſtätten, der bei Buch liegende, der auf dem Schwall, beim Dorfe Grebenroth u. a. m. kommen aus Grauwackenſchiefer. Die Säuerlinge im Werker- und Sauerbornsthale an den gleichnamigen Bächen, welche der Wisper zufließen, kommen aus Thonſchiefer. Eben ſo die im Fiſchbachthale bei Fiſchbach und im Sauerthale. Die beiden Dinkholder Brunnen in der Thalſchlucht zwiſchen Oſterſpai und Braubach kommen aus Grauwackenſchiefer. Die Mineralquellen bei Braubach, der Salz- und der Eckel-Born, jene bei Camp, bei Oſterſpai, ſo wie der Oberlahnſteiner Mineralbrunnen kommen aus Grauwacke und mit gelbem Eiſenocker durchzogenem neueren Schiefer. Aus derſelben Geſteinart hervorſprudelnd fand man auch bei der neuen Faſſung unſern Thäler-Mineralbrunnen.

Eine weiter als allgemeine Regel feſtſtehende Thatſache iſt die Erfahrung, daß nicht leicht eine Mineralquelle für ſich allein erſcheint, ſondern daß jederzeit mehrere derſelben in einem ziemlich deutlich ausgeſprochenen Zuge vorkommen. Ein ſolcher Zug iſt der, in dem oben erwähnten Schreiben des Herrn von Buch angeführte, der unweit Lorch ſeinen Anfang nimmt, der Richtung des Streichens des Geſteins im Wisperthale bis zu ſeinem obern Ausgange öſtlich Ramſchied folgt, worin die Mineralquellen: der Daubenborn, Leyenkaderich, bei Sauerthal, bei Wollmerſchied, der Werker Brunnen, bei der Herzbachs Mühle, bei Diethardt, der Springer, bei Geroldſtein, der Fiſchbacher, der Ramſchieder, ſodann im Aarthale fortſetzt, wo die Quellen Langenſchwalbachs, der Lindenbrunnen, Brodelbrunnen, Stahl- und Weinbrunnen, der Rückershauſer, bei Nettert, der Dörsdorfer ꝛc. und dem Aarthale folgend von Süd nach Nord ſeine Richtung nimmt und mit der Schiesheimer und Burgſchwalbacher Mineralquelle ſich endigt.

Ein anderer Zug iſt der, welcher dem Lahnthale folgt und als Seitenzweig das Emsthal zählt mit den berühmten Quellen zu Nieder- und Ober-Selters, worin die Mineralquellen bei Löhnberg, Obershauſen, Dillhauſen, Probbach, Lindenholzhauſen, Fachingen, Geilnau, Scheuern, die Emſer Quellen, und die bei Nievern in der Lahn. Die Oberlahnſteiner und Ahler Quellen ſchließen im Weſten dieſen faſt der Streichungslinie (von N.-O. nach S.-W.) folgenden Zug, woran ſich denn der Ehrenbreitſteiner Mineralbrunnen mit der früher benutzten Mineralquelle im hieſigen Kapuziner-Kloſter (dem ſogenannten Kapuzinerbrünnchen) unmittelbar anſchließt. Im Allge-

meinen fällt die Hauptrichtung dieser Züge mit der des allgemeinen Gebirgsrückens zusammen, wenn auch Seitenverzweigungen mitunter eine diese Richtung mehr oder weniger schneidende haben, und hierauf mögen wir denn bei Betrachtung der Lage unseres Bohrortes, da das im Lahnthal bginnende neuere Schiefergebirge nördlich einfällt, gewiß die schönsten Hoffnungen bauen, zumal dieselbe Ursache, welche die Hebung des Gebirgsrückens bewirkte, auch die Hauprichtung der Züge von Mineralquellen bedingt zu haben scheint. Diese Hebung des Gebirges in unserer nächsten Umgebung beweist bei nur oberflächlicher Ansicht die Schichtuug der Steinbrüche über der Bohrkaue, am Nellenköpfchen, am Ehrenbreitstein, am Neuwieder Thor, in den beiden Mühlenthälern, am Bonnacker — das Folgen der Richtung des Zuges der Mineralquellen — der Thäler Born, das Kapuzinerbrünnchen.

Es ist ferner eine begründete Beobachtung, daß die Mineralquellen dem Auftreten vulkanischer Gebirgsbildungen im Allgemeinen folgen. Die vom Taunus und Westerwald bedeckte Landstrecke liefert hierzu den Beweis, da die verschiedenen Gruppen der darin vorkommenden Mineralquellen rund um von einem weiten Kreise vulkanischer Gebirgsbildungen umschlossen sind. Im Osten die Basalt- und Dolerit-Gebirge von Frankfurt und der Wetterau, im Süden und Südwesten die Trapp-, Porphyr- und Basalt-Bildungen der Pfalz, im Westen die vulkanische Eifel, welche bis in unsere nächste Nähe den deutlichsten Beweis, den Laacher-See mit dem Tönnissteiner Mineralbrunnen und den vielen Säuerlingen des Maifeldes vorschiebt, im Nordwesten und Norden das Siebengebirge und der Westerwald, und im Nordosten der gleichfalls vulkanische Vogelsberg.

Ehe wir nun von Ehrenbreitstein und Koblenz scheiden, haben wir noch des Bildes von Heinrich Walpot von Bassenheim, Stifter des einst so berühmt gewesenen Deutschherrn-Ordens, zu erwähnen, von dem Klein sagt: „daß er am Eingange des Moselthales, da wo beide Ströme sich mischen, auf der Mauerzinne, gleichsam als Ehrenwart steht, jeden Wanderer beim Eingange freundlich zu grüßen. Der blendend weiße Mantel, mit dem schwarzen Kreuze darauf, umflattere den blinkenden Stahlharnisch und ein großes gewaltiges Schwerd hänge an seiner Seite; aus dem lichten Goldgrunde des Schildes aber drohe mit scharfer Kralle der gekrönte Reichsdoppeladler. Sein mächtiger Arm habe nach der Sage viele hundert Sarazenenschädel gespalten, seine freundliche Fürsorge aber auch in Jerusalem viele

hundert Pilger gepflegt. Das uralte Komthurhaus Balley-Koblenz ist es, von dem er herabsieht."

Herr Klein bemerkt bei dieser Gelegenheit wie die muthvollen Brüder durch den Herzog Konrad dem Massovier 1227 nach der Ostsee berufen, viel zu ertragen gehabt hätten, bis sie das Zeichen des Kreuzes in des Heidengottes Perkuno dunklen Wäldern aufgepflanzt und Menschlichkeit und Gesittung unter den rohen Bewohnern des Landes verbreiteten, und füge ich hier noch eine kleine Beschreibung der Sitten und Gebräuche eines Theiles jener Länder, der Insel Rügen — Deutschlands nördlichste Spitze — hinzu, deren Bewohner noch bis in neuere Zeit, als ringsumher schon Alles dem Christenthum anhing, ihrem Gotte Swantewit und anderen Götzen opferten und, Feind aller höheren Ausbildung, sich auch gewaltsam gegen jede äußere Einmischung verwahrten. Diese Insel Rügen, obwohl kalt und rauh, darf doch auch wieder zu den schönsten und fruchtbarsten Landstrichen Deutschlands gerechnet werden, und wird an Reichthum sich mit den reichsten seiner Nachbarländer messen. So wie man von hier aus in die Schweiz, von Sachsen aus ins Hochland oder von Schlesien in das Riesengebirge wandert, so sieht man die Norddeutschen in Rügen landen, sich die mannichfachen und überraschenden Naturschönheiten von Arkona, Stubbenkammar, Witter ꝛc. zeigen zu lassen. Auf Stubbenkammar, einem beinahe senkrecht vom Meere aufsteigenden Kreidefelsen, in dem aufs wunderbarste sich durch sich selbst Säulenreihen, Hallen, Grotten, Lauben ꝛc. gebildet, sieht man nun noch die Stelle wo vor einigen hundert Jahren auf einem steinernen Tische die schönsten und tugendhaftesten Jungfrauen des Landes ihrem heidnischen Gotte geopfert wurden, nachdem sie vorher von vier oder mehreren Sklaven an einem kleinen (dem sogenannten schwarzen) See gewaschen waren. Die Sklaven stieß man dann in die Tiefe des Sees hinab, daß sie von der Geweihten nichts nachsagen konnten, dem unglücklichen Mädchen aber, die sich für die Glücklichste hielt, schnitt man nun lebend das Herz aus der Brust und marterte sie langsam zu Tode; dessen ungeachtet drängte sich Alles nach der Ehre, für ihren Gott zu sterben, und weinend kehrten die nichtgewählten wieder heim. Nicht selten sah man den Jüngling, der einem solchen Mädchen liebend gefolgt, von ihr aber in Rücksicht des möglichen Glückes geopfert zu werden, verschmäht worden war — mit heiterem Muthe sich in den schwarzen See stürzen, wenn er die Geliebte erst zur Todesstätte begleitet hatte. Alljährlich kehrte dies Fest, ein Volks-

fest für das ganze Land, zurück und sehnsüchtig hofften die in diesem Jahre vernachläßigten, wie jetzt etwa ein Mädchen auf die Brautkrone, auf das nächste, ob sie dann vielleicht ihre Mitschwestern besiegen würde?

Man zeigt den Reisenden noch alle, die kleinsten, damals und für diesen schrecklichen Zweck nöthig gewesenen Apparate, und in dem Dorfe Altenkirchen, einige Meilen davon, sieht man in der Kirche auf Stein ausgehauen den Gott Swantewit.

Wenn wir nun über die Moselbrücke auf das jenseitige Ufer nach dem ehemaligen Lützel-Koblenz gehen, so erinnern wir uns, wie hier in früheren Zeiten zu Neujahr der Magistrat von Koblenz dort ein Fest feierte; man verzehrte nämlich dort das niederländische Käschen oder das Kapaunenpaar, welches die Deutschherrn nebst dem Kuchen, den die Klosterfrauen von Oberwerth, und einem Viertel gesottenen Eier, das die Karthäuser als Geschenke jährlich schickten. Während des Essens belustigte man sich untereinander durch Werfen mit Schneeballen, an dem alle die hohen Herren, mit Ausschluß des churfürstlichen Amtmanns, Theil nehmen durften. Auch am Walpurgisabend fand dort eine ähnliche Zusammenkunft statt, wobei freilich nicht mit Schnee geworfen werden konnte. Da gingen die beiden Bürgermeister, frisch gepflückte Maisträuße in der Hand, auf und ab, und beschenkten Frauen und Jungfrauen mit Blumen aus dem Koblenzer Walde. Die Rathsdiener brachten die gefüllten Körbe herbei. Am Prediger-Kirchweihfeste aber durfte das Volk der nächsten Straßen auf der Brücke bis es finster wurde tanzen, wobei indeß durch die Brunnenmeister scharfe Polizei für die Aufrechthaltung der Ordnung gehandhabt wurde.

Lützel-Koblenz.

Wer jetzt auf die linke Seite der Mosel über die Brücke tritt und rechts und links wenige neue Häuser stehen sieht, der ahnt wohl nicht, daß hier einst ein wichtiger, mit Mauern und Thürmen umgebener, Handelsort stand, in dem die Gewerbe blühten und der sich durch die Erbauung von Schiffen, wie durch gute und große Weinniederlagen auszeichnete. Besonders viel Wallfahrter versammelten sich hier, für die aufs freundlichste gesorgt wurde, und daß auch Kranke und Unglückliche nicht verlassen sein sollten, stiftete der Scholaster zu St. Kastor in Koblenz, Johann v. Rhense 1370 auf eigene Kosten ein Hospital.

Mehrere Kaiser und Könige in Deutschland versammelten hier ihre Heere, und der Stadt widerfuhr bei den bestehenden Kriegen abwechselnd manche bittere Auszeichnung. Im fünfzehnten Jahrhundert ließ sie der Erzbischof Raban selbst in Brand stecken, seinen Gegnern den Aufenthalt darin zu wehren. Sie erstand zwar aus den Trümmern wieder neu und schöner, aber 200 Jahre später hatte sie beinahe ein gleiches Schicksal, als der kaiserliche General Görz sie den Franzosen mit stürmender Hand abnahm; bis sie 1688 bei der Vaubanschen Belagerung ganz aus der Reihe der Städte verschwand und ihre vertriebenen Bewohner theils nach Koblenz, theils nach dem am Rheine gelegenen Oertchen Neuendorf flüchteten, sich neu anzusiedeln. Die Stellen aber, wo vordem Wohnhäuser, Kirchen und öffentliche Gebäude standen, überziehen jetzt blühende Kornfelder, Gärten und Wiesen.

Der Hundsrück und die Eifel.

Ehe wir weiter hinauf an die einzelnen Orte der Mosel gehen, werfen wir einen Blick auf die diesen Fluß einschließenden Gebirge und ihre Bestandtheile, und hören darüber das Urtheil der Mineralogen, wie neuere Schriftsteller sie diesen nachgeschrieben haben.

Der Hundsrück, von einer sehr beträchtlichen Höhe sich allmälig bis zur oberen Bergfläche der Karthause im Norden, in Form eines Dreiecks herabsenkend, wird von Rhein und Mosel eingeengt und ist auf seiner schmalsten Stelle etwa eine halbe Stunde breit. Das Gebirge gehört zum großen Schieferzuge, welcher vom Maine her den Taunus, dann, von Osten nach Westen zu uns überstreichend, rechts der Mosel den Hundsrücken, links die Eifel, bei einer Ausdehnung von siebenzig bis achtzig Meilen, bildet. Uebergangs-Thonschiefer, doch wenig als Dachschiefer benutzbar, und Grauwackenschiefer, vorzüglich aber Hornfelsschiefer, letzterer meistens Splitterhornstein, oft gemeiner Kieselschiefer, oder fast reiner Quarz laufen, wechselnd, in gewaltigen Massen zwischen Rhein und Mosel bis zur Saar. Aus ihnen besteht die rechte Thalseite zwischen Koblenz und Schweig, so wie das angränzende Land. Selten kommen beide Hauptarten in reiner Gestalt vor: indem das Gestein, als Zwischengebild bald mehr dem Thon, bald dem Kiesel angehörend, manchmal sogar, bei körnigtem Gefüge, Sandstein zu seyn scheint. Ohngefähr gleiche Räume trennen die Hornfelslager, welche in der nämlichen Richtung unun-

terbrochen nebeneinander herziehen. Längs der Mosel, wo der Fluß die Reihen durchbrochen hat, thürmen sich, wie am Rheine, steile Felsblöcke, von lockerem Gesteine umhäuft, welches Feuchtigkeit, Kälte oder gewaltsame Erschütterung losriß. Ihr wildes Aeussere gewährt in großer Zahl pittoreske romantische Ansichten, welche mit den gepriesenen rheinischen wetteifern dürfen. Wo Dachschiefer oder Grauwacke ausliefen, und die Lage gegen die Sonne günstig war, bildeten sich fruchtbarer Acker- und Weinbergboden.

Von den festen Hornfelslagern, gegen welche er schief anprallte, schief zurückgeworfen und gegenüber auf gleich feste stoßend, schnitt der Fluß in die weichere Grauwacke zwischen ihnen ein. Nach ihrem Streichen sich schlangenförmig fortbewegend, zernagten die Wellen sie langsam, oder durchbrachen sie mit Gewalt bei stärkerem Falle und angehäuftem Gewässer. So entstanden jene Krümmungen, welche am Rheine, dessen Lauf auf die Streichlinie seiner Ufergebirge beinahe senkrecht geht, nicht möglich waren. Gewaltsam möchte wohl der Durchbruch eine Stunde von Koblenz bei der Ortschaft Lay gewesen sein. Tief unter dem aufgeschwemmten Boden des linken Ufers, wo bis Güls eine fruchtbare Fläche rückwärts zum Gebirge ansteigt, liegen, offenbar von wilder Strömung herbeigeführt, zahlreiche Steinblöcke neben und aufeinander. Ungeheuere Stücke von Thonschiefer, Kieselschiefer, Grauwacke bedecken überall den Grund, wo Wasser oder Eingraben ihn entblößt. Sie folgen der Richtung des Flusses, der, an dem harten Felsgebirge gegen Moselweis über abprallend, sich rechts dem Kamperhofe zubog. Auch im Bette des Seitenlaufes, welchen derselbe, indem er erhöhteres Erdreich als Insel umfließt, noch gegenwärtig bei großen Anschwellungen nimmt, finden sie sich weithin. Fragmente rothen Sandsteins, der hier nirgends vorkömmt, Gerölle von Lava mancherlei Art, Bruchstücke ungewöhnlicher Seemuschel-Petrefakte sind untermischt. Bedeutende, zwischen den Moselkrümmungen aufgehäufte Wassermassen und höher liegende Bassins scheinen bei dem Durchbruche sich entleert zu haben. Die ganze Ebene, an deren Ende Koblenz liegt, ist sichtlich von der Moselseite her aufgeschwemmter Boden. Nach Süden zu begrenzt sie, über vierthalb hundert Fuß ansteigend, das Plateau der oberen Karthause oder der Hunnenhöhe, auf welchem die Veste Alexander aufragt, und der Uebungsplatz der Artillerie sich ausdehnt. Eine tiefe, romantische Schlucht, das Laubachthal, trennt dasselbe von dem höhern Gebirge des Hundsrückens, der mit dem Kühkopf beginnt. Nur eine

schmale Landzunge bleibt übrig, auf welcher, so wie vormals die Römerstraße, gegenwärtig die Chaussee weiter führt. Wohlerhaltene Versteinerungen und Abdrücke, körnigter Kieselschiefer, vorzüglich an der Südostseite durchziehend, in denen die feinste Streifung der Schalen sich dem Auge darstellt, zeigen, daß die Absetzung und Austrocknung nur allgemach statt fand, ohne daß Reibung oder Druck, bei gewaltsamen Zusammenflötzen unvermeidlich, die zarte Strahlung zerstört hätte. Auf der Oberfläche des Plateau liegt, von Sande bedeckt, fester Thon, der an mehreren Stellen des Abhangs als weicher Töpferthon oder Eulnerlehm hervortritt und häufig benutzt wird. Das sich senkende Wasser, besonders nach heftigen Regengüssen, bildet beträchtliche Strömungen gegen die Nordseite hin.

Jenseits des Rheines beginnt, mit den Felsen von Ehrenbreitstein, Grauwackenschiefer, der bis Andernach fortsetzt. Diesseits, rheinabwärts, dem Weißenthurme zu, ist die weitgestreckte Ebene gleichfalls aufgeschwemmter Boden, auf welchem, rückwärts und gegen das westliche Gebirge hin, einzelne Schlacken, Vulkanasche und Bimsstein erscheinen. Bei Bubenheim, eine Stunde von Koblenz, verschwindet ein wasserreicher Bach, der eben erst starke Mühlräder trieb, ohne die nahe kölnische Heerstraße zu erreichen, wahrscheinlich in den Zerklüftungen der Tiefe. Seitwärts Koblenz, nach dem Mayfelde hin, erhebt sich nach und nach die Flur zur Hochebene, hinter Rübenach, mit welcher das Hundsrückergebirg, zu derselben überstreichend, an die Vordereifel anstößt. Sie ist mannichfach von Thälern durchschnitten und, alten vulkanischen Eruptionen nahe, zeigt sie an mehreren Stellen Verschiebungen und Verwerfungen ihrer ursprünglichen Lagerung. Die Vulkanerzeugnisse werden häufiger und kommen selbst zu Winningen am Moselgestade vor, wo man Lava bricht, welche zu Balduins Brückenbau benutzt wurde. Bäche durchfließen die Hochebene nach mehreren Seiten, verlieren sich aber zum Theile gleichfalls in den Feldern.

Die höchsten Bergrücken des Schieferzugs, welcher, zugleich Uferwand, nach der Eifel streicht, erheben sich zwischen 1800 bis 1950 Fuß, wenige über 2000, die Bergflächen gewöhnlich zu 1500 bis 1750. Wo Flötzgebirge anliegen, übersteigen diese selten die Hälfte jener Höhe; die meisten bleiben weit unter ihr. So hat, in näherenden Angaben, der Idarkopf auf dem Hundsrücken, einer der höchsten Gipfel, 2265 Fuß, der Hüttcheswasem 2155, der Thiergarten im Soonwalde 1655, der Hohekellberg in der Eifel 1860, der Hohesimmer über der

Nette mehr als 1050, der Camillenberg auf dem Mayfelde bei Ochtendung über 1000 Fuß. Die Mitteltemperatur dieser hochliegenden Gegend fürs ganze Jahr ist 6°,3 Reaumur. In den Thälern und Niederungen nimmt die Wärme natürlich zu: der Pflanzenwuchs hat regelmäßig einen Monat voraus, so auch die Arbeiten des Landmanns.

Darum ist natürlich die Vegetation auf diesen Höhen bei weitem nicht der in dem Thale zu vergleichen, oft leiden die Erdfrüchte durch kalte Nächte so außerordentlich, daß der fleißige Landmann alle Mühen und Hoffnungen in einer solchen Nacht untergehen sieht, und nicht selten sogar den Brodbedarf kaufen muß; Pferde und Rindvieh sind klein und stehen jenen in den Ebenen bei weitem nach, nur die Schafe liefern sowohl eine gute Wolle, wie ihr Fleisch, wegen des häufigen Quadel- oder Thymianfutters, äußerst schmackhaft ist.

Kaum glaublich ist aber gerade in der Gegend von Koblenz der Wechsel der Temperatur und die öfteren plötzlichen Sterbefälle (besonders beim Militair), und am meisten haben die Nordländer mit dem Klima zu kämpfen, das von der größten Hitze schnell zu schneidender Kälte übergeht. Der Luftzug auf dem Höhenpunkte des Gebirges hat nicht selten Erblindungen und augenblickliche Todesfälle verursacht, und man darf nur in den Lazarethlisten zu Koblenz die Augenkranken der Soldaten des aus Posen dorthin kommandirt gewesenen 19. Infanterie-Regiments, nachschlagen, um einen traurigen Beweis davon zu erlangen. Nicht minder schädlich ist aber auch den Südländern dieser Wechsel, und wie jene aus dem rauhen Norden die Kälte traf, so wird diese, welche die größte Hitze gewohnt sind, doch die plötzliche Temperaturveränderung und namentlich diese Hitze aufs Krankenlager werfen.

Wenn wir den Lauf der Mosel sowohl auf der Karte, wie in der Wirklichkeit betrachten, so mögen wir uns über die ungewöhnlich vielen und großen Biegungen wundern und uns heimlich vielleicht dabei fragen: „warum das?“ — berücksichtigen wir aber wieder, daß Koblenz 215, Trier aber 485 Fuß über dem Meeresspiegel liegen, die Mosel von Trier bis abwärts in den Rhein also 270 Fuß Gefäll hat, so müssen wir es der Schöpfung Dank wissen, daß sie den Lauf dieses Flusses um das drei- oder vierfache durch jene, dem Schiffer lästig erscheinenden, Biegungen verlängerte und so die Gewalt des Wassers bedeutend zügelte, das sonst bei dem mindesten Regen, die Niederungen überschwemmen und beim Abgange des Eises im Winter oder Frühjahr Alles in gewaltigen Eisbergen begraben würde.

Von Koblenz bis Winningen.

Verfolgen wir nun den Weg des Stromes aufwärts, so sehen wir ihn zuerst sich um die Eisbreche des Churfürsten Karl Kaspar von der Leyen, einem bisher allen Stürmen glücklich widerstandenen Steindamm, biegen und bald darauf erblicken wir rechts, wo der Fluß am meisten ausgreift, die Dächer des Rohrerhofguts, jetzt Privateigenthum, früher aber Besitz der Cisterzienser-Abtei Himerode in der Eifel, einem Orte, der, seiner Lage nach, zu einem Vertheidigungsplatze diente und als solcher auch mehrfach benutzt wurde. Am schlimmsten erging es ihm im 30jährigen Kriege, wo sich der schwedische General Baudissin mit seinen rohen Gesellen dort einquartirte, sich gegen die Spanier unter Verdugs zu schützen und es sich dabei zum Vergnügen gereichen ließ, die armen Mönche des Klosters auszusaugen. Rohrerhof hieß früher Rore praedium, bestand schon im 12ten Jahrhundert und wurde im 13. der Abtei Himerode von dem damaligen Herrn zu Metternich geschenkt.

Etwas weiter aufwärts liegt, ¼ Stunde vom Strome entfernt, das freundliche Dörfchen Metternich, das mit Koblenz und der ganzen Gegend in den vielen verderblichen Kriegen gleich trauriges Schicksal hatte. Wie jene, so erholte sich indeß auch dies wieder und wenn auch der antike Kirchthurm noch die Spuren jener Unglücksepoche trägt und ernst und finster auf die glänzenden Dächer der Wohnhäuser herabsieht, so findet man doch an dem Ganzen nur eine heitere gemüthliche Gegenwart.

Seitwärts liegt der ungeheure und unerschöpfliche Wasserbehälter, der das Wasser in unzählichen kleineren Kanälen bis zu dem Hauptkanale im Inneren des Berges dem Koblenzer Aquadukte zuführt, der Kümmelberg, der in ziemlich bedeutender Höhe eine reizende Aussicht gewährt. Zu dem Fuße des Berges liegt am Flußrande die Löhrsche Salmiak- und Farbenfabrik und gegenüber auf dem andern Gestade finden wir den Camperhof, früher Eigenthum des Karthäuserklosters.

Im Jahre 1250 tritt in Metternich als Hauptbesitzer Theodorich von Isenburg auf; 1351 aber kam Metternich oder Metteriche an den Erzbischof Balduin beim Ankaufe des Isenburger Drittheils der Oberburg und Herrschaft Covern.

Jetzt aber nahen wir uns dem Eingange in das eigentliche Felsthal und finden hier auf der Landseite den im Sommer so sehr von



Cobern, die Niederburg u. St: Matheis.

den Koblenzern besuchten Vergnügungsort Moselweiß, das aus älterer Zeit als der Geburtsort Kaisers Kaligula bezeichnet wird, und an dessen berühmtes Laurentius-Kirchweihefest, welches man in jedem Jahre Mitte August feiert, knüpfen sich manche recht interessante Erinnerungen. Die hier neu angelegte Heerstraße, längs der Mosel, hat schon jetzt einen nicht unwichtigen Einfluß auf den steigenden Wohlstand des Thales ausgeübt.

Moselweiß, sonst Wisse, kam gegen 1100 in einer Schenkungsurkunde für das Florinstift zu Koblenz vor. Im 13. Jahrhundert lebten dort die berühmten Ritter Wippert, Bertram und Kundengar von Wisse. Im Jahre 1201 setzte der Papst Bruno zu St. Castor in Koblenz einen eigenen Pfarrer nach Moselweiß, der aber zu Ostern und Pfingsten jeden Jahres einige neugeborne Kinder zur Taufe nach Koblenz schicken mußte, damit das Patronatsrecht hierdurch anerkannt bleibe; 1256 wurde ein zweiter Geistlicher dort angestellt.

Das Dorf selbst, oder doch der größere Theil desselben, liegt etwas vom Wasser entfernt, nach dem Hundsrück zu, von wo ein Bergpfad über die Karthause nach Koblenz führt. Die Gegend ist hier, wie überall in dem Thale, malerisch schön; aber es ist nicht blos die Natur, die man zu bewundern Anlaß findet, auch der Fleiß der Bewohner tritt im glänzendsten Lichte hervor, und die Wohlhabenheit derselben hier, wie in dem unweit davon gelegenen Pfarrorte Güls, spricht sich schon zur Genüge darüber aus. Schon Moselweiß gegenüber öffnet sich der Bergkessel, indem man mit Erstaunen einen ungeheuern Obstgarten voll von den mannigfachsten und edelsten Früchten findet, die sich mit jedem Jahre noch immer zu vermehren und zu verschönern scheinen. Ganze Ladungen davon, und namentlich Kirschen, gehen nach dem entfernten Köln, nach Düsseldorf und selbst noch weiter, und überall steht der Name Güls, in dieser Beziehung schon, hoch angeschrieben. Vielleicht war dieser Ort einst noch bedeutender, wenigstens findet man noch überall Spuren altrömischer Bauart, Mauern, abgebrochene Thürme :c., und die Auffindung großer steinerner Särge, aus Lava gehauen, bestätigt diese Vermuthung.

Güls, früher Gulisa, ist einer der ältesten Orte an der Mosel, (dem Mayengau), der sonst dem St. Servatsstifte zu Mastricht gehörte; im Jahre 898 aber von dem Lotharinger Herzoge Zwentibold dem Erzbischofe Ratbod von Trier als Lehen übertragen wurde.

Eine halbe Stunde flußaufwärts tritt das Ufergebirge schroff und steil in die Höhe und beengt den Raum am Flusse so sehr, daß

kaum ein Karren dort vorbei fahren kann. Dieser Felsen, sowohl wie das gegenüberliegende Dorf heißt Lay; wenn auch wie Güls sehr alten Ursprungs, ist doch — mit Ausnahme der Kirche, welche, wie die Castorkirche in Koblenz, eine sogenannte Kloster- oder Mönchshaube auf ihrem Thurme trägt — fast das ganze Dorf jetzt neu, da die älteren Gebäude theils in den vielen Kriegen der dortigen Gegend, insbesondere des 30jährigen, verbrannt, theils durch die oft wiederkehrenden schrecklichen Ueberschwemmungen zertrümmert sind. Diesen letzteren ist Lay mehr als irgend ein Thalort ausgesetzt, und die Jahre 1670, 1708, sowie die neuern geben darüber einen traurigen Beleg.

Lay, Leiu, wurde 1095 von dem Grafen Adelbert von Norvenich, als Vogt, besetzt, und der Abt von Siegburg erhielt darin ein Hofgut und übte das Patronatsrecht aus, welches ihm von dem Frauenkloster Kauffungen streitig gemacht wurde. Der Erzbischof Theoderich von Trier versühnte indeß beide Theile, und so wurde es wechselweise, und zwar von dem Frauenkloster zweimal und von jenem einmal bewohnt. Ebenso behielten die beiden Klöster den größten Theil des Zehnten.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts führt die Chronik einen Ritter Namens Walter auf, der, wegen seiner Frömmigkeit hoch berühmt, oft nach Bornhofen wallfahrtete und der dortigen Kirche reiche Geschenke machte.

Lay gegenüber wächst an der schroffen Felswand ein schmackhafter Wein; weniger ist dies weiter aufwärts und an der Seite des Hundsrück der Fall, wo das Gebirge hoch und steil bis zum Flußrande tritt, und der erwärmenden Sonnenstrahlen fast ganz entbehrt. Bald indeß wird die Gegend wieder freundlicher und in einer Viertel-Stunde hat man den hübsch gebauten Marktflecken Winningen, auf einem etwas erhöhten Gestade, vor sich. Winningen, das sich, ganz allein in dieser Gegend, zur evangelischen Confession bekennt, gehörte früher mit seinem Gebiet zur Markgrafschaft Baden, während die ganze Landschaft rings umher unter dem Churfürsten von Trier zu Koblenz stand. Trotz der Religionsverschiedenheit leben indeß seine Bürger mit allen Nachbarorten höchst verträglich, und auch hier, wie an der Mosel überall, findet man die wahre Gemüthlichkeit, die so sehr zum Herzen spricht. In früherer Zeit hausten hier die Hertweine, eines der edelsten aber auch trinklustigsten Rittergeschlechte, zu denen sich die tapfern Trinker aus der ganzen Gegend fanden, und dann nicht selten den Becher so oft kreisen ließen, daß sie nur zu Wasser den Rückweg finden konnten.

Ganz besonders lustig aber ging es stets am Pfingstdienstage eines jeden Jahres zu, wo man nach dem Bergwalde zog und es als ein Verbrechen ansah, nüchtern zurück zu kehren. Jenes früher so rauschend gefeierte Volksfest ist zwar jetzt das nicht mehr, was es damals war, aber der Tag wird doch noch zu fröhlicher Feier von den Einwohnern benutzt und von manchen recht hoch gehalten.

Winningen gegenüber fließt der Condbach in die Mosel, der 3 alte bedeutende Mühlen treibt, und ½ Stunde landeinwärts liegen die Trümmer des adligen Frauenklosters Marienrod, Prämonstratenser-Ordens, wohin man früher am Georgsfeste die Bewohner mehrer anliegenden Ortschaften wallfahrten sah, das aber gegen Ende des vorigen Jahrunderts auf eine beispiellose Weise durch eben diese Ortschaften, aus Rache, wegen einer ihnen zugefügten Beleidigung, vernichtet wurde.

In der Mosel, dicht bei Winningen ist die sogenannte Zichfuhrt, eine gefährliche Stelle, bei deren Befahrung der Schiffer auf seiner Huth sein muß.

Winningen (Windiga) gehörte in älterer Zeit zur Pfalz, und Sayn trug es von dieser zu Lehen. Durch die Schwester des letzt verstorbenen Grafen von Sayn, Adelhaid, kam es an ihren Sohn erster Ehe, Johann Grafen von Sayn und Sponheim. Später fiel Winningen dem Grafen Heinrich (1265) zu, welcher der Stifter der Sponheim-Starkenberger Linie war. Noch jetzt findet man Lehenbriefe von 1398, 1438 rc., nach denen er den Flecken als Pfälzisches Lehen besaß. Später wurde der Markgraf von Baden, Jacob, und Friedrich Graf von Veldenz damit betheiligt, dessen Hälfte wieder an Pfalz-Simmern, dann an Pfalz-Zweibrücken und endlich an Pfalz-Birkenfeld kam, bis in dem Trarbacher Theilungsvertrag Winningen 1776 ganz an Baden fiel.

Die ersten Nachrichten über Winningen dürften wir vom 9. Jahrhundert herleiten, wo es in einer Schenkungsurkunde des Kaisers Arnulph auftritt. Später wird dort ein Ritter Hertwin um 1300 genannt, ein anderer Hertwin 40 Jahre darauf, so auch 1400 ein Hertwin und Johann; den Oberherren gehörten Wasser und Weide sowie die Backgerechtigkeit, und wurden diese Gerechtsame den Einwohnern nur pacht- und leihweise überlassen. Die Markgrafen zogen den Zehnten als Vermögenssteuer bei gewissen Veranlassungen, Umzuge, Verkauf von Grundstücken rc. oder Freilassung. Eben so bestand das Herrn- und Besthauptrecht, der jährliche Leibschilling — eine Abgabe,

die aber mit den andern der Markgraf Carl Friedrich 1783 aufhob. Von dem Kaiser Heinrich II. war der Domprobstei zu Bamberg ein Hof in Winningen geschenkt, mit dem später, 1428, der Burggraf auf Rheineck belehnt war.

Das eben schon bemerkte, nahe bei Winningen gelegene, Kloster Marienrod, Rode, soll 1120 durch die Herren von Schönecke gestiftet worden sein. Es wird in der Stiftungsurkunde der Abtei Romersdorf, um 1137, erwähnt, wo man es Cella Rode juxta Mosellam sita nennt, und den Geistlichen Floresser als Aufseher bezeichnet.

Es wurde sowohl von dem Erzbischofe Johann 1122, wie später von dem Herrn zu Eppenstein, Gotfried, dann von des zu Güls verstorbenen Ritter Eymods von Grensau Wittwe und ihren Kindern, und am reichsten von den Herren von Elz beschenkt. Da indeß bei der Plünderung 1794 Alles, was das Archiv enthielt, zerstreut wurde, so fehlt es natürlich an den richtigen Angaben, weil man vor jener Zeit sich nicht sonderlich für die Veröffentlichung dieser und ähnlicher Gegenstände interessirte. Die Schreibelust oder vielmehr die Lust, mit dem Geschriebenen und zu Beschreibenden Geld zu verdienen, hat erst unser Jahrhundert mitgebracht und sich namentlich in den letzten Jahren so außerordentlich gesteigert, daß wir in dieser Beziehung unsern Nachfolgern wenig oder gar nichts mehr zu thun übrig lassen werden. —

Ob das ganze Moselthal auch etwas eigenthümlich Hübsches und Anziehendes hat, so fängt doch erst hinter Winningen und namentlich bei Dieblich das wirkliche Ritterthal der Mosel, das wahre Romantische an. Schroffe Felsmassen streben von dem linken Ufer des Stroms steil zu den Wolken empor, und auf den Gipfeln dieser Felsen schauen eine Reihe von Burgen auf die Tiefe hinab, deren Trümmer uns mit Staunen und Bewunderung erfüllen müssen, und wahrhaft erfüllen. Aber nicht nur diese Berge, auch der unermüdliche Fleiß der Bewohner ergreift uns mit hoher Achtung, der das Unmögliche möglich zu machen gewußt, und die steilsten Bergabhänge cultivirte und bebaute. In Terrassen erheben sich die Rebenpflanzungen von unten bis in die Höhe, und feste Mauern halten das lockere Schiefererdreich, wenn Gewölbe die Felsspalten verbinden. Der Nordländer, dem so etwas fremd und unerklärlich ist, geräth bei dem Anblicke der Winzer und Winzerinnen, die er jeden Augenblick aus der schwindelnden Höhe herabstürzen glaubt, in die heftigste Angst, und schaudernd wendet er das Auge davon ab, während sie selbst da oben

so ruhig und sicher umhergehen, wie wir etwa auf einem chaussirten Wege.

Diese Weinberge, welche die Mittagssonne haben und deshalb einen vorzüglichen Wein liefern, gehören theils zu Winningen, theils zu Cobern. Im Celler Wiesengrunde, einwärts davon, finden sich zwei, leider nicht allgemein bekannte, aber dessen ungeachtet doch vorzügliche, Mineralquellen. Aufwärts macht das Langenthal die Grenze. Etwa ½ Stunde entfernt ist die Trierer Hauptstraße.

Kommen wir aber wieder zu den Riesenwerken der Alten, zu den Burgen zurück, die uns an die Zeit der Größe und Kraft erinnern.

Mag diese Kraft manchmal auch eine verkehrte Richtung genommen, mag jene Zeit im Allgemeinen eine trübe, eine unglückliche gewesen sein; das, was durch sie und in ihr geschah, bleibt immer außerordentlich, und läßt uns gewiß die ganze Gegend mit besonderem Interesse betrachten.

Den Felsen gegenüber sieht man eine weite Fläche mit üppigen Getreidefeldern und herrlichen Obstbäumen, die die edelsten Früchte liefern, und mitten darin den Pfarrort Dieblich, dessen trefflicher rother Wein sowohl von den Rittern, wie von den Stifts- und Klosterherren nicht verschmäht wurde. Die Einsiedler, die im Mittelalter hier ebenfalls waren, fühlten sich in dem lebhaften Orte nicht recht heimisch, und verschwanden dort früher, als in andern Orten, um so mehr die Sage eines Ritters gedenkt, der als Wächter (Klausenhund) hier gehaus't, und durch galante Abentheuer sie besonders mit vertrieben haben soll. Die Klause wo sie gewohnt, oder doch wenigstens die Stelle, wo die Klause gestanden haben soll, zeigt man noch jetzt im Unterdorfe. Auf dem Berge hinter dem Orte aber sieht man mehre Gebäude und Häuser.

Die Bergebene dehnt sich eine Stunde weit aus, bildet aber weiter aufwärts ein steiles Flußufer; rückwärts liegen einzelne Höfe: der Thiesenhof, Lohbüschhof, Bauhof und Churhof.

In alten Urkunden traten schon 1221 Ritter Arnold und sein Sohn Heinrich in Dieblich, früher auch Divelich, als Zeugen auf. Der Dechant Theodorich von Münster-Maifeld stiftete 1292 dort eine Klause für 8 Klausnerinnen, deren wir vorhin erwähnten. Ein Theil des Dieblicher Zehnten gehörte als Erzstiftslehen damals zur Burggrafschaft Treis. Hundert Jahre später übertrug der Pfalzgraf Ruprecht bei Rhein das Dorf Dieblich mit allen Rechten als Lehen dem Ritter Johann von Virneburg; denn Dieblich sowohl, wie Nieder-

fell und Chur gehörten zum Hochgerichte Sonnig, den Besitzungen der alten Moselpallenz. Mehrere Male wurde der Ort von den Nachfolgern Virniburgi an die Erzbischöfe verpfändet, und endlich gar nach Koblenz verkauft.

Im Revolutionskriege hatte Dieblich den Vorzug, ein französisches Chasseurregiment 6 Wochen lang bei sich einquartiert zu sehen. Die Gäste benahmen sich aber auf eine Weise, daß man sie, wie eine Landplage, mit Schreckensfarben in das Ortsbuch von Dieblich eingezeichnet findet.

Zu Ende des 16. Jahrhunderts wurde auch Dieblich, wie alle andere Orte des Erzstiftes Trier, durch den schrecklichen Paroxismus der Hexen- und Zauberwuth verwüstet, denn Alles, was Einem nicht so geschah wie er gewollt, ein ungelegen gekommenes Gewitter, eine Mißerndte, Viehseuche u. dgl. m. war das Werk der Hexerei oder Zauberei, und Männer und Frauen wurden auf das grausamste gemartert und endlich als Zauberer verbrannt.

Der Dieblicher Berg war besonders eine verrufene Stelle. Hier war es, wo sich die gehörnten, mit Schwanz und Pferdefuß versehenen Kobolde versammelten, behutsam aber dem alten Bethause an der Linde, als einem heiligen Platze, scheu ausweichen; hier war es, wo sie im höllischen Tanze überlegten, wie sie die Brüder in Dieblich und den anderen Orten auf die boshafteste Weise kränken könnten, und von hier aus schütteten sie also alles Ungemach auf die Gegend nieder.

Der Erzbischof und Churfürst Johann VII. hörte die Klagen der Unterthanen, und auf besonderes Anrathen des Weihbischofs Binsfeld ordnete er Gerichte in allen Orten, also auch in Dieblich an, wo schnell hintereinander 25 unglückliche Opfer dieser Wuth lebendig verbrannt wurden.

Vielleicht dürfte es Manchen auch nicht uninteressant sein, über diesen Gegenstand den Pfarrer Peter Konrad zu hören, der in seinem Werke: „Triersche Geschichte bis zum Jahre 1784" davon sagt:

Da man durchgängig dafür hielt, daß die, mehrere Jahre nacheinander erfolgte Unfruchtbarkeit von Hexen und Zauberern aus teuflischer Mißgunst sey verursacht worden, stand das ganze Vaterland zur Vertilgung der Zauberer auf. Diese Gährung unterstützten viele Beamte, welche sich aus dergleichen Asche Gold und Reichthum versprachen. Daher liefen in allen Städten, Flecken und Dörfern des Bisthums bei den Gerichtsstühlen die zu dem Ende ausersehenen An-

kläger, Ausspäher, Gerichtsdiener, Schöffen, Richter und Schergen herum, welche Leute beiderbei Geschlechts vor Gerichte und zur Folter zogen, und in großer Menge verbrannten. Kaum einer von denjenigen, die angeklagt wurden, entging der Todesstrafe. Nicht einmal die Personen vom ersten Range in der Stadt Trier wurden verschont. Denn der Schultheiß Dieterich Fladt, die zwei Bürgermeister, einige Rathsherren und Schöffen wurden dem Feuer zum Opfer. Stiftsherren aus verschiedenen Kollegien, Land-Dechante und Pfarrer wurden mit der nämlichen Strafe belegt. Diese Wuth ging endlich so weit, daß kaum ein einziger gefunden wurde, dem man nicht einigen Antheil an diesem Laster aufbürdete. Indessen bereicherten sich die Notarien, Gerichtsschreiber und Gastwirthe. Der Scharfrichter ritt in Gold und Silber gekleidet auf einem stolzen Pferde gleich einem adeligen Hofherrn einher. Seine Frau stritt mit Personen vom Range im Kleiderschmucke um die Wette. Die Kinder der Unglücklichen wurden des Landes verwiesen, und ihre Güter öffentlich verkauft. Es gebrach an Leuten, welche die Aecker und Weinberge pflegen sollten. Und daher entstand Unfruchtbarkeit. Kaum wird eine verderbliche Seuche, oder ein grausamer Feind im Trierischen Lande jemals so gewüthet haben, als jener zu einem solchen Grade der Ausschweifung gestiegene Untersuchungs- und Verfolgungsgeist. Diese Verfolgung dauerte mehrere Jahre; und einige Gerechtigkeitspfleger rühmten sich wegen Mehrheit der Pfähle, an deren jedem ein menschlicher Körper den Flammen zum Raube gegeben worden. Endlich da dieser herrschende Wahn durch das unaufhörliche Feuer nicht erschöpft wurde, die Unterthanen aber in Noth und Armuth geriethen, wurde den gerichtlichen Untersuchungen, den Gerichtspersonen und ihrer Gewinnsucht Einhalt gethan. Und siehe! auf einmal hörte, wie zu Kriegszeiten beim einreißenden Geldmangel, die Wuth der Verfolgung auf.

Von diesen berühmten gerichtlichen Untersuchungen, die in unserm Vaterlande angestellt worden sind, reden auswärtige Schriftsteller weitläuftiger. Delrio berichtet, jenes Gift habe sich von dem Kriegsheere Alberts, Markgrafen von Brandenburg, zu Trier ausgegossen. Von der Todesstrafe des Hofraths und Doktors Fladt, der, wie schon gesagt, Stadtschultheiß zu Trier, auch der juridischen Fakultät Dechant, und im J. 1586 Rektor Magnificus der Universität gewesen war, und von der Gerechtigkeit des gegen ihn gefällten Urtheils handelt erwähnter Delrio. Allein diesen rechtschaffenen Patrioten, sagt die

diplomatisch Trierische Geschichte, hat so bündig als artig vertheidiget Hauber in seiner Bibliotheca magica Tom. III. Cap. 184, p. 583 seq. Nichts destoweniger schreibt Herr Professor Neller in den unter seinem Vorsitze den 28. des Heumonats 1779 vertheidigten Sätzen, er stelle zwar nicht in Abrede, daß der Hexenprozeß im Trierischen bis auf das Jahr 1591, in welchem der Erzbischof Johann von Schönenberg eine Vorschrift über dessen Art erlassen hat, sehr pöbelhaft und übereilt gewesen sei; dennoch käme es ihm unglaublich vor, daß Fladt ein rechtschaffener und unschuldiger Mann gewesen, oder durch eine voreilige Justiz verurtheilt worden sei, indem er bei der ersten Untersuchung das Laster eingestanden, und nach vorgeschriebenen heilsamen Mitteln der Buße und h. Communion von der Strafe befreit, nachher aber zurückgefallen sei; und da er sollte gefoltert werden, sich schuldig erkläret, und endlich die Todesstrafe gottselig ausgestanden habe. Ferner legt Herr Professor Neller das vom Churfürsten Johann an den Rektor Magnificus der Trierischen Universität (welche Würde damals Helias Heymans, erzbischöflicher Siegler und Dechant zu St. Simeon, bekleidete) und an die theologische Fakultät erlassene Rescript zur Einsicht und Erwägung aus dem Original selbst vor. Auch wir wollen es hier zur Ehre und Rechtfertigung des Erzbischofes einrücken.

Johann, von Gottes Gnaden Erzbischof zu Trier und Kurfürst.

Ehrwürdige, Würdige, auch Ehrsame, Hochgelahrte, und Geistliche liebe Andächtige. Euch wird zweifels ohn vorlängst fürkommen seyn, in was geschwind Geschrey unßer Schultheiß zu Trier, Doktor Dietherich Flad der Zauberey halben gerhaten, was sich auch folgents mit der Flucht zugetragen. Ob nuhn woll wir erstmahls, als durch ein, oder zwo Zauberey halben hingerichte Personen besagt, davor gehalten, daß darauf nit sonderlich zu gehen geweßen, und derwegen die Sach ein zeithero seines Ehren-Standes halben dreyben laßen; So ist aber noch folgents das Geschrey je länger je weitter erschollen und die Besagungen alßo häufigh von Exequirten, hohen, und geringen Alters, Manns- und Weibs-Personen ervolgt, daß wir verursacht worden, die Procefs, so viel dieselbige Inen Dietherichen Fladen belangen, extrahieren zu laßen, und befunden, daß drey und zwantzigh Zauberey halben hingerichte Manns- und Weibs-Personen

uf Inen bekendt, standhaftigh daruff verharret, und ein christlich End genhommen haben, daß er mitt und bey inen uff iren Tanz-Platzen geweßen, den vorgangh in bößen Anschlägen gehabt, auch diesselbige einstheils Persönlich ins Werck richten helfen. Welche Bekantnüssen nicht nur unter einem Gericht, sondern von vielen unterschiedlichen Gerichten, von Trier, Maximin, Paulin, Euren, Esch, St: Mattheiß, Pfaltzel, und Sarburg und sonsten herfließen, daß dan den Verdacht großer gemacht, daß andere so von denselben Personen besagt, schuldig funden, und Ir verdiente Straf ausgestanden haben, unter denen etliche zimbblichenn Ehrenstands gewesen, außerhalb daß sie, eins theils ires Geitz, andern theil unnkeüschheitt und sonstigen teufflischen anreitzen halben in solch unglück gerathen; wie dan ihr aus beyliegenden Extract ein solches mit mehrerem zu ersehen habtt, und sonderlich, was über solche bekantnus ein Junger Knab, der zu solchen Zaubereyhandel verfürt, frey und ungezwungen uff Inen Fladen, den er doch zuvorn nit gekent gehabtt, mit Description seiner Person, Stand und Waeßen bekennt, und als Inen ungewärlich bey einer execution gesehen, alsbaldt ohne jemands erinnerung uff Inen gedeutet, und gesagt, daß er derjenigh seye der bey den Tanzplätzen jederzeit gewesen. Neben dem so ist auch unverborgen, was sich volgents zugetragen mit der zum andernmahll underſtandenen Flucht; thun auch hiebey euch zufertigen, was gemelter D. Flade an uns supplicierend gelangen lassen, do er am End sich fast bloß gibt, und begert, Ine zu erlauben vitam Speculativam anzunehmen, und uns die disposition über seine Güter heimbgestellt; welches zwar, do er sich nit schuldig wuste nit leichtlich vonn Ime, als der notori geitzig und vermög hiebevon beschehener inquisition also geschaffen befunden, daß Geitzigkeits halben die Justitia fast übel administriret worden; dadurch wir woll vormahls Ursach genugsamb gehabt, Inen seines habenden Bevelchs zu beurlauben. Wan wir aber nuhn daneben bedenken seinen hergebrachten Ehrenstand, uns auch erinnern, daß bey den Gelerten, belangen die bekantnüssen, daß dieser oder jener uff dem Dantzplatzen gewesen, allerhand difficultäten fürleuffen, haben wir mehrerer Nachrichtungs halben, sonderlich dieweill die Zauberey under die Crimina Ecclesiastica gerechnet würde, auch Ecclesiastici Judices hiebevorn über solche Laster inquirirt, darauff nach befindung ad judicem Laicum remittirt worden, nicht underlassen wollen, bey der Theologen Facultaet diese sah so woll, als den Rechtsgelerten zu Consultiren damit hierin niemandt, er seye hohen, oder niedrigen

Standes, sich Rechtens zu beschwehren hab, wir auch in Handthabung Justitien in keinen ungleichen Verstand gerathen. Und so ist demnach unser gnädigst Gesinnen, Ihr, so in Facultate Theologica seytt, wöllet euch in der geheimb zu sammen verfügen, diese Sache Irer Hochwichtigkeit nach in Bedenck ziehen, und wie Ir sie den geistlichen Rechten, und der Theologen einhelliger Meinungh nach beschaffen finden werdett, alsbald schrifftlich zukommen lassen, damit wir die Gebüer hierin ferners fürnehmen mögen, und der Justitien Ir Lauf ohne respect der Personen gelassen werde, daran geschieht unser Gnediger Will und Meinungh. Datum Witlich den 14ten Januarii Ao. etc. 88. moro Trevirensi: nämlich im Jahr 1589 nach der jetzt üblichen Zeitrechnung. *)

Johann.

Die Aufschrift war folgende:

Den Ehrwürdigh, Würdigen, auch Ehrsamen, Hochgelerten, und Geistlichen, unsern lieben andächtigen, Rektorn, und der ganzen Facultaet Theologorum unserer universiteten in unserer Statt Trier.

Es war noch beigelegt dieser Zettel:

Wan auch beyverwarte Acten und Prothocolla von euch ersehen, so wöllet diesselbe neben eurem Bedencken fürderlich wieder in unsere Cantzlei khomen lassen. Signatum ut in literis.

Das letzte Opfer, das in Dieblich, nicht der Gewinnsucht, sondern dem Aberglauben fiel, war eine Gondorffer Frau, eine Mutter von 6 Kindern, 6 hülflosen unerzogenen Kindern, die nach dem Tode ihrer Mutter von aller Welt als böse teuflische Brut verstoßen, dem Jammer und Hunger preisgegeben waren und nach und nach, wahrscheinlich aus diesem Grunde, der Unglücklichen in jene Welt folgten. Die Frau hatte selbst das schreckliche Schicksal der so nachgebliebenen Waisen von Andern gesehen, und das Mitleid hatte sie getrieben, von ihrer Armuth jenen etwas zu geben und überhaupt darüber zu sprechen,

---

*) Das Jahr, welches sich jetzt vom ersten Januar anfängt, nahm ehedessen bei den Trierern erst am 25sten März, oder am Feste Mariä Verkündigung, seinen Anfang. Diese Gewohnheit wurde noch im vorigen Jahrhunderte von den Trierischen Notarien bei Abfassung gerichtlicher Schriften befolgt. Endlich haben auch diese unter der Regierung des Erzbischofes Karl Kaspar den Gebrauch ihrer besondern Zeitrechnung verlassen. Wenn man also eine Jahrzahl des alten Trierischen Styls, welche zwischen dem 1ten Jänner und dem 25sten März angegeben ist, auf die heutige bringen will; so muß man zur alten eine Einheit zusetzen.

daß es Pflicht sei, solcher unschuldigen Geschöpfe sich anzunehmen; das hatte indeß den ersten Grund zum Verdacht gegen sie selbst erweckt, denn wie konnte sie sonst Gefühl für solche jungen Teufel haben. Jetzt zog sich plötzlich ein Gewitter über der Gegend zusammen; es hagelte und regnete fürchterlich, daß alle Feldfrüchte verdarben und der Bach, zum Strome angeschwollen, einen Theil der Burg Leyen wegriß. — „Das hat niemand anders gethan" — hieß es — „als sie, die solch außerordentliches Mitleid mit jenen hatte." Man durfte damals nur eine solche Aeußerung machen, um jemanden zu verdächtigen; bald ging es von Mund zu Mund: „dort steht die Hexe" — und gleich wurde die Unglückliche verhaftet. Umsonst rief sie Gott und alle Heiligen zu Zeugen ihrer Unschuld, umsonst hielt sie die gräßlichsten Folterqualen aus und läugnete die That, die sie empörte, vielleicht weniger um sich das elende Leben zu erhalten, als ihre armen Kinder, denen der Vater vor einem Jahre gestorben war, vor der Verzweiflung zu bewahren. Sie wurde von den Schöffen zu Münstermaifeld, unter Vorsitz des Herrn auf Elz, weil jenes Naturereigniß sonst nicht habe entstehen können, der Hexerei für schuldig erkannt und zum Feuertode verurtheilt.

Mit Frohlocken führte das Volk sie zu dem furchtbaren Pfahl und bald schlug die Flamme lodernd um sie zusammen; aber mit Entsetzen sehen wir jetzt auf solche Marterstellen und fragen uns dabei: „wie war es möglich?"

Auf dem linken Ufer sehn wir jetzt den Pfarrort Cobern (Coverna) zwischen zwei in das hohe Gebirge einschneidenden Thälern, von denen die Ritter — wie die Sage geht — das untere zu Kriegszeiten mit einer Kette verschlossen, und man es deshalb „gehauener Stein" nannte, eine Benennung, die sich bis heute erhalten hat. In dem oberen, durch das ein kleiner Bach fließt, findet sich, wie an den meisten Orten der hiesigen Gegend, Mineralwasser.

Cobern selbst beweist mit seinen Trümmern von Mauern, Thoren Thürmen ꝛc., daß es einst fest gewesen ist, und bietet im Wechsel zwischen diesen und den daran sich schließenden neueren Bauten, Häusern und Hütten keinen uninteressanten Anblick dar; vielleicht dürfte der Alterthumsfreund zu bedauern haben, daß die merkwürdige, aus vielen Jahrhunderten uns überlieferte Kirche in der neuesten Zeit abgebrochen und gegen eine andere geschmackvollere vertauscht ist. Werthvoll sind ihm aber gewiß immer die dort gefundenen, eingemauert gewesenen Fragmente römischer Lapidarinschriften, die man

sammt den alten Münzen, Aschenkrügen rc. nach Koblenz zur Aufbewahrung gebracht hat. Die neueren Bauten Coberns sind recht hübsch; gerade regelmäßige Straßen ziehn sich nach dem sogenannten Markt- oder Rathhausplatz, und durch die Burgen auf den Bergen, den auf einem Felsvorsprunge stehenden Thurm mit den Ortsglocken u. a. m. wird das Ganze zu einem der interessantesten Punkte an der Mosel. Jene Burgen sind erstlich die Niederburg, hoch über diesem Thurme auf einer fast senkrechten Felswand, welche mit der Nebenseite ein scharfkantiges Dreieck bildet, von der man noch die Umfassungsmauern und den Burgthurm in Ruinen sieht, und die noch ältere etwas weiter liegende Ober- oder Altenburg, auf die wir später zurückkommen werden.

Von der Niederburg aus hat man wieder eine der herrlichsten Aussichten auf die gegenüber und weiter aufwärts in mannichfacher Abwechselung gelegenen Berge, das schöne Moselthal mit dem uns so interessanten Flusse, die Menge von Ortschaften an seinen Ufern und dazwischen wieder die Trümmer und Andenken verflossener Jahrhunderte. Recht hübsch sagt der Prof. Klein von dieser Burg: „Seltsame Veränderung der Zeiten und Menschen! dort oben schritt 1195 mit klirrendem Eisensporne, stahlgeharnischt, der mannhafte Gerlach, Herr zu Covern, dessen Faust einen Lanzenschaft zerbrach, hoch auf der Zinne einher. Sein Adlerblick schweifte abwärts das Moselthal entlang, ob nicht sein Gegner, der Trierer Erzbischof, von Koblenz sich nahe. Gegenwärtig schleicht leisen Trittes im modernen Leibrock der wohlgenährte Besitzer über den leeren Burgplatz, sich sorgsam umschauend, ob nicht ein Einfall drohendes Mauerstück die Eigenthümer der unten liegenden Weinberge zur Entschädigungsklage berechtige. Nebenan saß 1301 auf einer steinernen Bank „das schöne Kleeblatt von Cobern" im einfachen Hauskleide: Cunigunde, später Gräfin von Sayn, Mechald, Herrin auf Isenburg und Jutta, Freiherr von Pittingen. Vor ihnen standen ehrfurchtsvoll ihre Herzerwählten, und empfingen den vollen kredenzten Silberpokal, während sie von der letzten Fehde und dem letzten Tournier erzählten. Jetzt seht Ihr ein Theetischchen da, ein Paar Damen daran mit wehenden Federn auf leichten Strohhüten; aber auch sie haben Rittersinn. Sie sehen verwundert zur Tiefe. Die schön geordneten geraden Rebenstöcke erinnern an die schlanken Krieger und an die Gallopaden der letzten Winterbälle, die den Stoff zur Unterhaltung geben.

Dieser Vergleich hat mir zu den nachfolgenden Versen den Stoff gegeben.

Cobern.

Seht wie da droben in schwindelnden Höh'n
Groß noch in Trümmern,
Groß noch und schön
Jene zerfall'nen Gemäuer uns schimmern!
Und wie das alte Gestein,
Wo wohl so manche Lanze zersplittert,
Kaum noch des Früheren Schein
Langsam und mälig verwittert;
Einmal zertrümmert — sich nie zu erneu'n. —

Stumm weilt gewiß hier des Reisenden Blick,
Und auch den Athem
Sucht er zu wehren,
Hält ihn mit heiligem Beben zurück,
Nicht die Begeistrung der Seele zu stören. —
Stumm steht er noch lange und sieht hinauf.
Ein dumpfer Schmerz
Löst in der Wehmuth Zweifel sich auf,
Durchzuckt ihm das Herz,
Und leise stiehlt sich ein Seufzer herauf. —
Da senkt er den Blick,
Und ernst sieht man weiter ihn schreiten.
Doch, läßt er die Burg auch, den Felsen zurück,
Ihr Bild wird ihn sinnig begleiten.

Da war es, wo einst mit eisernem Muth,
Gepanzert die Brust,
Die Seele begeistert zu heiliger Gluth,
Das Schwert geschwungen für Hab' und für Gut,
Der Kraft sich bewußt,
Der Ritter einherschritt mit flammendem Blick,
Daß weithin der Sporen erklirrte,
Den Edlen umarmte,
Den Falschen verwirrte,
Den Bösen verdammte,
Den Tapfern belohnte —
Und gleichsam der Herr, dem eignen Geschick,
Stolz wie die Gottheit des Felsens hier thronte.

Da geht nun heut mit bedächtigem Tritte,
Im leichten Fracke,
Mit langsamem Schritte
Den öden verlassenen Hofraum entlang
Der Herr der Ruine
Und sieht hinab durch den einsamen Gang;
Und sieht in das Thal des Stromes hinein
Und sieht dann zurück,
Mit sorglichem Blick,
Und sieht, ob der Mauer verwittert Gestein,
Dem Einsturz auch nahe,
Der längst schon gedroht
Und rings dann die blühende Pflanzung verheert
Und in der Trümmer
Verwüstendem Fallen
Die Arbeit der fleißigen Winzer zerstört,
Und Alles von ihm
Ersatz nun begehrt,
Daß weit ihre Klagen im Echo erschallen? —
Und geht mit ernstem gesenktem Blick,
Und denkt dabei
Mit heiliger Scheu
Der Ritterzeit,
Der Zeit der Kraft und der Stärke zurück,
Und wie es heut
Doch wohl so ganz anders, als damals sei! — (K. v. D.)

Die vorhin schon erwähnte Ober- oder Altenburg ist mit jener (der Niederburg) durch einen bequemen Weg verbunden, welcher den Rücken des Berges bildet. Ihr Bau scheint aus der Zeit der Karolinger zu stammen, und weicht gegen alle andere der Gegend bedeutend ab. Die gewaltigen Steinmassen, mit ihren kleinen Gemächern über einander, welche als Wohnungen aller Gemächlichkeit entbehren und auch ohne andere Vortheile, nichts für sich haben, verstanden die Franken im 10. Jahrhundert etwa so schön zu bauen, wurden aber später bei neuen Anlagen natürlich gegen andere vertauscht. Die Treppe, die von dem Innern oben auf das Gewölbe führt, ist zum Theil verschüttet. Den weiten Hofraum umgiebt eine verfallene Mauer. Merkwürdig ist aber in diesem Hofraum eine Burgkapelle, die in Form eines Konstantinischen Baptisteriums (sogenannter heil. Grabskirche) dem Apostel Mathias geweiht, aus dem Orient plötzlich hierher zu uns gezaubert zu sein scheint; wenigstens finden wir selten

oder vielleicht gar nicht eine ähnliche hier. Das Gebäude, das sich trotz seines Alters bis auf einige Kleinigkeiten unversehrt erhalten hat, ist in Form eines Sechsecks, 25 Fuß im Durchmesser, aufgeführt. In diesem Sechseck erhebt sich als Kuppel noch ein kleineres 10 Fuß weites; 6 Säulen, die noch von 4 Stützpfeilern umstellt und durch Spitzbogen mit jenen verbunden sind, tragen dasselbe und 6 Fenster geben ihm Licht. Die Hauptseiten sind von fächerförmig verzierten Klostergewölben bedeckt. Ueberall findet man reichen architektonischen Schmuck.

Aus all dem wird der Baumeister, und mindestens der Prachtbaumeister, mit Recht den Schluß ziehen, daß für den kleinen Raum die Kapelle zu überladen, im ächt architektonischen Geiste, nicht schön genannt werden kann; desungeachtet ist sie freundlich und hübsch und wer nicht mäkeln, sich aber um 800 Jahre zurück denken will, wird sich zur Anerkennung, wie zur Bewunderung der Solidität im Bau veranlaßt fühlen, denn während so Manches von damals her jetzt entweder nicht mehr, oder doch nur ein Trümmerhaufen ist, steht sie, die Stürme der Zeit belächelnd, ruhig und fest auf ihrem Felsen. Ihre Erbauung kann für kein bestimmtes Jahr angegeben werden, man glaubt indeß, daß der Burggraf Heinrich von Isenburg, mit dem Beinamen Cruces ignatus — der Kreuzfahrer — die Risse dazu aus Palästina mitbrachte, und so wie mehrere andere Bauten auch diesen aufführen ließ.

Diese Kapelle nun war bis in die neuere Zeit eine Hauptstation auf dem großen Wallfahrtszuge der St. Mathias-Prozession, welche die Koblenzer alle Jahre von dort nach Trier längs der Mosel hielten. Ein Klausner, dem man eine Wohnung in dem nahen Bergbau eingeräumt und wohnlich gemacht hatte, sorgte dann für ihre Unterhaltung. —

In den Rheinlanden ist die sechseckige Gestalt der Kirchen selten, da diese entweder im Viereck oder rund vorkommen; desto gewöhnlicher kommt indeß diese Form weiter aufwärts im Norden unseres Staates vor, und man trifft sie dort als etwas ganz Gewöhnliches auf vielen Dörfern.

Durch den Eschenberg ist ein unterirdischer Kanal gebrochen, der in der Nähe eine Mühle treibt. Die Aussicht ist hier, wie von der Niederburg, so schön, daß es schwer halten dürfte, einen Ort dem andern vorzuziehen oder einen dem andern nachzustellen; was den hier ergreift, entzückt dort jenen, und umgekehrt, und nur der ganz Gefühllose wird hier kalt bleiben.

Auch bei Cobern ist einer jener vielen Mineralbrunnen (Sauerbrunnen), deren wir hier so oft haben, und sein weißer Wein gehört, wenn auch nicht zu den vorzüglichsten, doch zu den recht guten trinkbaren. Der fromme Lubentius, ein Zeitgenosse des heil. Castors, predigte hier zuerst das Evangelium und that, so wie jener, auch Wunder. Im Ganzen beruhen aber die frühern Nachrichten nur auf Sagen und Legenden. So soll einst betreffs jener Wunder ein Streit zwischen Canonich (Kanonikus) Peter in Carden und dem Kaplan Wilhelm zu Covern entstanden sein, aus dem endlich ein Faustkampf geworden, in welchem letzterer, ein Riese von Körper, den Sieg behauptete. Als Symbol des evangelischen Lichts wurden am Lubentinsfeste, wie auch am Castor- und Martinsfeste, des Nachts Burgfeuer entzündet, damit sie die heidnische Dunkelheit des Moselthals erleuchten sollten. Bei solchen Festen, mit denen auch das Kirchweihfest zugleich gefeiert wurde, kamen indeß, da es gerade in die gefährliche Zeit des gährenden Mostes fällt, in jedem Jahre eine Menge Streitigkeiten vor, die sich mitunter recht traurig endeten. So war z. B. an diesem Tage die Vermählung zwischen einem jungen Winzerpaare gewesen, und herzlich umschlang der glückliche Gatte sein blühendes Weibchen. Die andern jungen Leute scherzten und lachten darüber, und einer, der dem Safte der Trauben schon zu fleißig zugesprochen, kam auf den Einfall den Bräutigam, der auch gar zu zärtlich war, eifersüchtig zu machen. Es bildete sich ein förmliches Komplott gegen die Liebenden, einige nahmen den Winzer in die Mitte und suchten ihn zu beschäftigen, während jener zu der Braut ging und mit ihr schön that, doch so, daß der Mann es sehen mußte. Dieser wurde unruhig, und durchbrach endlich mit Gewalt den Kreis der Freunde, eilte zu seiner Gattin und warf dem unberufenen Störer seiner Seligkeit einen flammenden Blick zu. Derselbe zog sich zu den Andern zurück und — lachte. Man schlug einen Spaziergang nach der oberen Felsspitze vor, um von dort aus das Schauspiel der brennenden Feuer recht ausgedehnt zu haben; zur Herz- und Körperstärkung wurden aber erst einige Anker geleert. Schon auf dem Spaziergange wurde der junge Mensch, der die Stelle des Nachbars aus Kotzebues Posse hier zu spielen beschlossen hatte, immer dreister und jener immer aufgeregter, so daß er sich sogar einigemale gegen die Geliebte vergaß und ihr wiederholt Bitterkeiten sagte. Sie, durchaus unschuldig, und im Gefühl des Rechts und edlen Stolzes, fand sich durch diese Behandlung gekränkt, wurde erst einsylbig, dann kalt, —



Gondorf

scheinbar kalt wenigstens, denn im Innersten des Busens mogte es ihr heiß genug sein — und suchte endlich seine Anspielungen auch verdienen zu wollen; denn wie sehr zuwider ihr anfänglich des Fremden Gespräche und Dienstleistungen gewesen waren, so suchte sie diesen doch jetzt selbst durch Freundlichkeit zu animiren, nahm willig seinen Arm, als ihr Bräutigam sie losgelassen hatte, ging bald vor, bald blieb sie zurück, und suchte nun Alles hervor, seine Wuth zu steigern; dabei lachte sie und ging auf die ausgelassensten Scherze ein, obwohl sie in der Stimmung war, sich am liebsten begraben lassen zu mögen. Wie oft hat aber nicht eine solche Neckerei, bei welcher man sich selbst aufreibt, zu den traurigsten Resultaten geführt! — so auch hier; der junge Winzer schien eine Zeit lang über einen Plan nachzudenken, der ihm in unheimlichem Feuer das Auge erglühen machte. Jetzt waren sie oben auf der Kuppe, man trat an den Rand des schroff emporsteigenden Felsens, da ergriff er mit wilder Hast der Gattin Hand, drückte sie schnell an seine Brust, sagte: „Lebe wohl! lebe glücklich!" — ließ die Hand los und — stürzte sich, eh' es jemand hindern konnte, in die Tiefe hinab. Ein Schrei des Entsetzens tönte hundertstimmig durch die Luft, aber das Trauerspiel war noch nicht zu Ende, denn nachdem sie sich von dem ersten Entsetzen erholt hatte, rief sie begeistert: „ich gehöre dir! ich bleibe dir treu!" und mit zum Himmel gewandtem Blick, als ob sie Vergebung für den Selbstmord von dort erflehen wollte, sprang sie ihm nach.

Eine dumpfe Stille und bange Trauer nahm die Stelle der rauschenden Freude ein; der junge Mann aber, der sich alle Schuld des schrecklichen Auftritts beimaß, wurde einige Wochen darauf wahnsinnig und machte einst in einem Anfalle von Raserei seinem elenden Leben durch einen Sturz in den Strom ein Ende.

Die Feier dieses Tages soll in den folgenden Jahren auf Befehl der Ortsobrigkeit aufgehoben, und erst später wieder eingeführt worden sein.

Ob diese Begebenheit wahr oder eine jener Legenden ist, die durch nichts weiter verbürgt werden kann, als: man sagt, man erzählt es so — vermag ich freilich nicht zu entscheiden; sie hat sich aber in dem Munde von Einigen des Volkes erhalten und so ist sie auch auf mich gekommen.

Die Winzerhochzeit.

Es sprengt der Ritter zur Burg hinauf,
Ihm folgen die Diener, die Knappen,
Und knarrend schließet das Schloßthor auf,
Er schwingt sich vom schäumenden Rappen,
    Doch unten im Thal
    Da kreis't der Pokal,
Da glänzt, in den trunkenen Blicken,
Der Liebe, der Freude beglückender Strahl,
Der Liebe, der Freude Entzücken.

Denn mit dem bräutlichen Kranz im Haar,
Trat unter des Ritters Geleite
Die holde Lucie vor den Altar,
Dem kräftigen Ludwig zur Seite,
    Und selige Lust
    Durchglühte die Brust,
Durchglüht' ihn mit heiligem Beben,
Der, stolz sich der Liebe der Jungfrau bewußt,
Ihr fröhlich sich weihte für's Leben.

Und längst der Ritter zur Burg hinauf,
Erklingen die Gläser im Thale,
Und traulich schließen die Herzen sich auf
Beim kreisenden blanken Pokale,
    Doch, Arm in Arm,
    Dem rauschenden Schwarm,
Entziehen sich leise die Beiden,
Denn unter der Menge wird's ihnen zu warm,
In sich nur erblüh'n ihre Freuden.

Und als er glühend die Braut umschlingt,
Die heute der Priester ihm weihte,
Und sie ans Herz ihm erröthend sinkt
Und leise den Schwur ihm erneute,
    Da lächeln und stehen
    Die Andern und sehen,
Und einer tritt schnell aus dem Kreise:
„Und soll nicht ein Späßchen das Fest uns erhöhn?"
Und nähert den Beiden sich leise.

Und neckt den Bräut'gam, scherzt mit der Braut,
Und winket den andern Genossen,

Und wie auch voll Unmuth der Freier schaut,
Nur toller noch treibt er die Possen,
Denn einmal noch heut,
So meint er, ist's Zeit
Die beiden Verliebten zu necken,
Bis erst sie dem Gatten den Morgengruß beut,
Und schnell sich die Gnomen verstecken.

Und immer ernster steht Ludwig da,
Und blicket auf Lucien hinüber,
Und was er so rein, so göttlich sah,
Es wird immer trüber und trüber.
Ein schneidender Schmerz
Durchzuckt ihm das Herz,
Durchzuckt ihn mit tödlichem Beben,
Denn Lucie, meint er, sie theile den Scherz,
Und theil' ihn vielleicht für das Leben.

Und der Abend dunkelt und bricht herein,
Da sieht man an tausenden Stellen
Der Kerzen lodernden Fackelschein
Die Thäler der Mosel erhellen;
Man feierte heut,
Dem Lubentius geweiht,
Auf daß man den Teufel verbannte,
Das fröhliche Volksfest, das jährlich erneut,
In nächtlichen Feuern hier brannte.

Und besser die Lichter zu übersehn,
Beschließt man zum Gipfel zu steigen,
Und klimmt hinan die felsigen Höhn,
Zu denen die Wolken sich neigen,
Und Alles eilt
Jetzt unverweilt
Zum Berge mit lärmender Freude,
Wer aber den Jubel der Menge nicht theilt,
Es sind — wir errathen's — sie Beide.

Und stumm der Vermählte neben der Braut,
Und stumm neben ihm die Geliebte,
Doch listig von fern der Andre schaut,
Der ihnen den Hochzeitstag trübte,
Und bietet der Maid
Jetzt sicher Geleit,

Und reicht ihr den Arm, sie zu führen.
Doch Ludwig, der froh ihr sein Leben geweiht,
Glaubt ewig sie hier zu verlieren.

Und höher dem Winzer die Wange glüht,
Es treibt ihm das Blut nach dem Herzen,
Und was aus dem finstern Auge sprüht,
Nicht paßt es zu fröhlichen Scherzen.
Und hält sich nicht mehr,
Denn zentnerschwer,
Droht ihn eine Welt zu erdrücken,
Es erscheint die Geliebte ja liebeleer —
Wozu noch Gefühle ersticken?

Doch wie war es möglich, um leichten Scherz,
Gab er ihre heiligsten Eide?
Verkannte das treu ihn liebende Herz,
Und störte die schuldlose Freude;
Wohlan, er mag schau'n,
Und will er nicht trau'n,
So soll ihn der Zweifel bestrafen,
Fest mög'st auf die Tugend der Weiber du bau'n,
Bis grade die Zweifel sie trafen.

Und geht auf die Scherze der Andern ein,
Und fängt an zu lachen, zu necken,
Und mags auch ums Herz ihr nicht so sein,
Sie will jetzt die Eifersucht wecken.
Und so der Hauf
Zum Berge hinauf:
Da hört man sie jauchzen und singen;
Nur Ludwig geht ernst, schlägt das Auge nicht auf,

Und tritt jetzt schnell an des Felsens Rand
Und blickt in die Tiefe darnieder,
Faßt seiner Gattin bebende Hand
Und drückt sie, und drücket sie wieder,
Und wirft den Blick
Noch einmal zurück
Und grüßet noch freundlich die Brüder:
„Leb' wohl, meine Lucie! mich ruft mein Geschick!" —
Und stürzt in die Tiefe sich nieder.

Und Alles steht da, entsetzt, erbleicht,
Gleich Geistern im nächtlichen Schimmer,

Doch ob es auch droben ängstlich schweigt,
Von unten tönt leises Gewimmer,
Und wecket die Braut
Mit schneidendem Laut,
Daß tief bis ins Mark sie erzittert,
Und wie vor sich selbst sie erschrickt und sich graut,
So stehn auch die andern erschüttert.

Da färben sich plötzlich mit dunklem Roth
Ihr die schon erblichenen Wangen:
„Treu dir im Leben, treu dir im Tod,
Ich folge dir, ohne zu bangen!" —
Und wie sie es sprach,
So stürzt sie ihm nach,
Daß grausend sie Alle erbeben,
Und unten am Felsen zerschmettert sie lag,
Im Tod ihm vereint, wie im Leben.

Da leuchten die Feuer, wie Grabesschein,
Vom Thale in grausiger Helle,
Und jammernd steht man und sieht hinein,
Und bebt vor der gräßlichen Stelle.
Doch einen reißt kalt,
Mit Sturmes Gewalt
Der Wahnsinn die Thäler hernieder,
Daß weit durch die Felsen sein Wehe verhallt,
Und Keiner sah jemals ihn wieder.

Hier in Covern (Kobern) war die Enkelin Ludwig des Frommen, die schwärmerische Richenza, Herrin, von der bereits bei der Beschreibung von Koblenz und der Kastorkirche Erwähnung geschehen, in welcher letztern sie begraben liegt: und von daher schreibt sich der Besitz eines Hofguts jener Kirche her. Auch die heil. Genovefa soll, wie die Sage dies wissen will, im 10. Jahrhundert hier gewandelt haben.

In alten Urkunden erscheinen als Ritter von Cobern: Guntram, Conrad und Volmar bis 1150, später Berthold u. a. m. bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts der riesige und tapfere Gerlach von Isenburg, durch eine Heirath mit der Cobern'schen Erbtochter, diese Besitzung an sich brachte und sich einen hoch berühmten oder berüchtigten Namen machte, denn er war eben so tapfer als grausam, eben so groß als rachsüchtig und boshaft. Sein ganzes Leben hindurch ist eine lange Fehde mit dem Trier'schen Erzbischofe Johann,

und nicht nur mit diesem, sondern mit allen andern geistlichen und weltlichen Herren.

Durch List hatte ihn der Erzbischof einst gefangen genommen und ließ ihn nun in einen finstern feuchten Thurm werfen; da wurde sein Starrsinn auf Augenblicke gebrochen, er bat um Frieden und versprach, seine Güter als erzstiftliche Mannlehen anzuerkennen. Dessenungeachtet blieb er des Erzbischofs Feind und chikanirte sowohl ihn wie St. Kastor, Marienabtei- und Laacherabtei-Stifter, deren Vogt er war, und sein Todestag war ein Freudentag für die ganze Moselgegend.]

Dieser Gerlach ist es, der früher schon in dem Vergleiche des Prof. Klein angeführt worden.

Gerlachs Stamm erlosch indeß bald, und der Erzbischof belehnte nun einen Herrn zu Neuenburg mit Cobern; so wechselten die Häuser Isenburg, Neuenburg, Sayn, Gondorf, Elz u. s. w.; auch wurde von dem Erzbischofe Werner der Agnes von Elz die Besitzung als Frauenlehn übertragen, ein sehr seltener Fall, da Frauen niemals Güter von solchem Umfange zu Lehen erhielten. Darauf kam es an die von der Leyen. Die Altenburg indeß nahmen die deutschen Kaiser, als nicht zu Cobern gehörend, für sich selbst in Anspruch, und führten dafür an: daß sie schon uraltes Reichsgut gewesen sei.

Im Jahre 1536 endete mit Johann Lutter, der zu Güls ein Hofgut hatte und dort wohnte, das Coberner Rittergeschlecht. Dieser wurde indeß von den Koblenzer Bürgern wegen seiner rohen und wilden Sitten gehaßt, und freudig ergriff man die Gelegenheit zu einer Anklage gegen ihn, als er sich des Straßenraubes schuldig gemacht hatte. Er wurde deshalb von den Schöffen zu Koblenz zum Tode verurtheilt, und der Fürsprache des Erzbischofs ungeachtet 1536 daselbst enthauptet.

Ganz von allen andern Burgen und Burgschlössern an der Mosel abweichend finden wir das alte Schloß in Gondorf, nur vielleicht 10 Fuß über dem gewöhnlichen Wasserstande des Stromes auf einem felsigen Grunde erbaut; aber gerade deshalb wird uns das Gebäude wie das ganze Dorf interessanter, daß letzteres in früheren Zeiten eine jener vielen Festen gewesen zu sein scheint, deren man an der Mosel, theils von Rittern und Grafen, theils von den Landesfürsten gegen feindliche Ueberfälle angelegt fand. Wenigstens spricht ein am unteren Ende des Dorfs isolirt stehender alter Thurm für jene Behauptung, und die Ritter Werner, Marsil, Sibold, Johann

Groyese u. a. m. bestanden hier mehrere Belagerungen der Münster-Maifelder und Koblenzer Barone. Erzbischof Egbert, ein baulustiger und reicher Mann, hat in Gondorf schon im 10. Jahrhundert Vertheidigungswerke anlegen lassen, und noch früher gedenkt die Sage eines Ritter Sigismund und dessen Hausfrau, der Magdalena von Pyrmont, die ebenfalls schon in der Feste Gondorf oder, wie es früher hieß, Gundereva wohnten. Das jetzige Schloß, wie wir es mit seinen Thürmen und Erkern dort finden, wurde indeß erst später und zwar um 1560 von dem Churfürsten Johann von der Leyen, vermuthlich auf den Grundmauern früherer Burgtrümmer, aufgeführt, dessen innere Einrichtung aber ganz in neuester Zeit durch den kürzlich in Köln verstorbenen letzten Besitzer des Geschlechts v. d. Leyen, den Grafen Philipp ganz verändert und wohnlich eingerichtet; eben so suchte er den Wartthurm zu verschönern, eine oben künstlich gewundene Treppe dort anzubringen und Alles, wenn auch nicht nach dem besten, doch nach einem guten Geschmack herzustellen. Leider berücksichtigte der Graf nicht die Zeitumstände und daß die Goldquellen im 19. Jahrhundert, ohne Zufluß, bei unverhältnißmäßigem Ausschöpfen bald an Dürre und endlich an förmlichem Versiegen laboriren, während der Ritter des 12. oder 15. Jahrhunderts davon keinen Begriff hatte. Wäre ein solcher wirklich einmal in Geldverlegenheit gerathen, so legte er sich allenfalls einige Tage oder Nächte auf die Straße, machte den Reisenden ein höfliches Kompliment, stellte ihnen mit dem langen gewaltigen Hieber seine momentane Noth recht dringend vor und durfte gewiß sein, daß diese Fremden so viel Einsicht und Menschlichkeitsgefühl hatten, ihn nicht vergeblich bitten zu lassen, und ihm vielmehr mit dienstfertiger Eile auch den letzten Stüber übergaben. Heut zu Tage, wo indeß so allerlei Gesetze und Einrichtungen dergleichen Bitten verpönen und die Bittsteller sich dadurch wohl gar den Strang erbitten dürften, ist es mit diesem Erwerbszweige nichts mehr, und der Ritter, der daran nicht denkt und auf gut Glück in die Welt hinein wirthschaftet, wird für seine Ansprüche verlacht und zuletzt von Haus und Hof vertrieben. Dies Schicksal hätte nun der Fürst Philipp von der Leyen vielleicht nicht verdient, denn nicht um seinen Leichnam zu pflegen, verschuldete er die väterlichen Besitzungen, sondern Rücksicht für die ärmere Volksklasse, der er beständig Arbeit zu schaffen bemüht war, ihnen so einen bleibenden Verdienst zu sichern, verleitete ihn zu größern Anstrengungen und Ausgaben, daß er — wie schon bemerkt — in Köln, verlassen, und durch

Unterstützungen seines Sohnes dort erhalten, endlich sein Leben beschloß. Mehr aber als das vieler Reichen wird sein Andenken noch lange gesegnet bleiben, und die guten Straßen längs des Stromes in den Felsen gehauen, wie so manche andere zweckmäßige Einrichtungen werden auch dem Fremden Achtung einflößen, und man wird sein Schicksal beklagen.

Schon seit den ältesten Zeiten fand man unter den Grafen — früher Freiherrn — von der Leyen ausgezeichnete Männer, die eben so tapfer im Kriege, als edel und klug im Frieden, zu den Ersten des Landes gerechnet wurden. Aber nicht nur hier, sondern auch als Geistliche waren die Mitglieder der Familie berühmt, und sowohl Trier als Mainz wissen Churfürsten und Erzbischöfe, Pröbste und Dechanten aus diesem Geschlechte aufzuweisen, die den gerechten Stolz des Hauses vermehrten.

Man kennt fast kein einziges Beispiel, daß ein v. d. Leyen anders als groß da gestanden hätte, und freundlich und herablassend gegen ihre Untergebenen wurden die Leyen'schen Pächter und Hofleute stets von der ganzen Gegend ihres Wohlstandes halber beneidet; unermeßlich reich, ist ihnen von allen ihren hiesigen Gütern und Besitzungen nichts, gar nichts geblieben, und wo einst Karl Caspar, Triers Churfürst, die fremden Gesandten Europas mit Hoheit empfing, und die Fürsten dieser Gesandten selbst sich durch die Freundschaft des Erzbischofs geehrt fühlten, da mußte ein Verwandter und Sprößling der Familie — wie Graf Philipp, enden. Sein letzter Wunsch, in Gondorf beerdigt zu werden, wurde zwar erfüllt, aber ohne das rauschende Gepränge der früheren Besitzer, ohne Fackelzug und Kerzenglanz, einfach und stille, nur von den bangen Seufzern eines Einzigen begleitet, senkte man ihn in die ernste Behausung des Todes.

Das Gewölbe in Gondorf, das tief in die Erde gegangen war, ist schon seit längerer Zeit bis auf die kleinste Spur verschüttet; eben so kann man alte Gänge vom Schlosse unter der Erde durch bis zur Kirche und wieder bis zu jenem vorbemerkten, isolirt stehenden Thurm nicht mehr auffinden, obwohl der Ritter Groyese von Gondorf dieselben angelegt, und Arken von Koblenz wie Mielen von Dieblich sie hin und wieder vervollkommnet haben sollen.

Das Gondorfer Schloß, jetzt von der Gemeinde angekauft, ist zur Hälfte Rathhaus und zur Hälfte Schul- und Pfarrwohnung und darf man deshalb vor einer gänzlichen Zerstörung, wie dies wohl

sonst bei fast allen derartigen Schlössern und Burgen der Fall ist, nicht bangen.

Gondorf ist übrigens, wie man mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, die oft bestrittene Contrua des Venantius Honorius Fortunatus; wenigstens treffen sowohl die Strophen seines Gedichtes: „de navigio suo"

„Contrua nahen wir jetzt, wo sich drängen Flöße an Flöße,
Wo vom alten Geschlecht weilte das edelste Haupt,"

als manches Andere mit dieser Vermuthung überein; denn unstreitig liegt Gondorf als Holzstapelplatz in der ganzen Gegend am besten und wurde deshalb auch schon im 11. und 12. Jahrhundert als Zollstätte benutzt, deren Ertrag Graf Bertolf von Trier, letzter Sprosse der Burggrafen zu Trier, einzog.

Theils die dem Strome so nahe und angenehme Lage des Gondorfer Schlosses, theils die Schönheit und Anmuth der ganzen Gegend führten, außer denen oft hohen Besitzern, auch eine große Anzahl vornehmer Fremde hier her, und dürfen wir unter andern den Erzbischof Egbert von Trier, Erzbischof Poppo, später Erzbischof Bruno und mehrere anführen. Letzterer schenkte den vorbemerkten Zoll der Domkirche zu Trier.

An den Aufenthalt des Ersteren knüpft sich noch eine Sage, die möglicher Weise wohl wahr sein kann; denn wir finden ja so manches andere Aehnliche als wahr begründet.

Gondorf hatte mehrere Besitzer zu gleicher Zeit — verschiedene Hofgüter — eins davon gehörte dem schon früher angeführten Ritter Sigismund v. d. Leyen, dessen Gemahlin Magdalena von Pyrmont wegen ihrer Schönheit weit und breit berühmt war; eins dem Ritter Werner; ein anderes der herzoglich Sachsen-Billung'schen Linie und zwar dem Grafen Theodorich von den Niederlanden, dem Vater des später so hoch gestellten Erzbischofs Egbert, u. dgl. m.

Nun dürfen wir aber nicht bis ins 10. Jahrhundert zurückgehn, um zu sehen, wie die Töchter solcher Ritter und Grafen, und nicht selten auch die Söhne derselben, keinen andern Willen, als den ihrer Väter kannten und kennen durften, mindestens in Bezug auf eine zu schließende Heirath, denn noch vielleicht vor 100 oder 200 Jahren bestimmten jene Herren bei der Geburt einer Tochter schon in dem Sohne des Freundes den Gatten, wenn nicht, wie in unserm jetzigen Zeitalter, das Geld den Ausschlag gab und die Mädchen selbst so vernünftig sind, die Liebe hintenan zu setzen und nach der Menge der

Thaler die Güte der Parthie zu bestimmen. Geld fehlte aber damals fast nie in den Schlössern der Grafen und Ritter, denn schon in der Stellung zu ihren Unterthanen arangirte sich ihr Verhältniß. Waren auf einer Burg der Söhne zu viele, so zogen die Brüder in der Regel alle mit dem deutschen Kaiser ins Feld, suchten diesem persönlich nützlich und dienstbar zu werden und erhielten als Lohn der bewiesenen Treue nach beendigtem Kriege eine Besitzung vom Monarchen als Lehn, auf der sie sorgenlos leben und ihr Alter in Ruhe genießen konnten, wenn nicht etwa Ueberzeugung und Geschmack sie an die Fersen des Fürsten fesselten und sie ihr ganzes Dasein dem Kriegsdienste widmeten. Also Geld war es nicht, was damals die Eltern und die Töchter für die Wahl bestimmte, desto öfter aber eine hohe oder mindestens alte Geburt, und manchmal auch freundschaftlicher Verkehr mit dem Nachbar; die edleren suchten damit das Gefühl von Ehre und Ehrliebe zu vereinen, so daß der Tapferste unter einem Freierheere, wenn nicht gerade Flecken auf seinen Ahnen hafteten, auch wohl als Sieger in dem Streite hervorzugehen pflegte. Ob die Tochter dann mit diesem oder jenem Edelknappen oder auch selbst Ritter ein zärtliches Band zu weben begonnen, ob sie dem Geliebten schon einige Anhänglichkeit geschworen — das war einerlei, und selbst der wirkliche Gatte achtete darauf nicht und führte sie eben so ruhig zum Altar und eben so ruhig zur Kammer, als wenn ihm allein das kleine Herzchen in glühender Liebe geschlagen hätte; bei den Begriffen, die man von Ehre hatte und bei der hohen Tugend jener Hausfrauen durfte er auch nicht im Entferntesten vor der Untreue seiner Gattin besorgt sein, denn mit dem Schwur im Tempel des Herrn und mit den Thränen des Hochzeitstages hatte sie dem Geliebten ein ewiges Lebewohl gesagt. Er selbst war auch nicht unedel genug, sie in Versuchung zu führen, er eilte ins Feld, das damals beständig offen stand und — sah die Jugendgespielin nie wieder. Jahre milderten ihren Schmerz, Gewohnheit fesselte sie an den Gatten, Liebe an die Kinder, und in der Mitte ihres Lebensalters war sie glücklich. Wann dann die Zeit heran kam, wo die Töchter nach der Wahl ihres Vaters vor den Altar treten sollten, und mit Thränen in den Blicken ihr, der Mutter, um den Hals fielen, eine andere Liebe zu gestehn; da streichelte sie ihnen freundlich die Wangen, sagte aber: „das giebt sich, ich habe es auch so gemußt“ — und die Sache war abgemacht.

Auf diese Weise hatte auch der Ritter Werner in Gondorf für seine Tochter einen edlen und tapfern Mann ausersehn, und Bertold

bewarb sich mit ritterlicher Galanterie um Elisens Hand. Sie kannte keinen Anderen, dem ihr Herz entgegengeschlagen hätte; wenn sie auch keine Liebe für den Freier fühlte, so war er ihr doch nicht grade zuwider und sie hörte gern von seinen Thaten im Kampfe mit Kaiser Otto, ließ ihm ruhig die Hand, wenn er sie dann faßte und an die Lippen zog und dachte sich das Leben an seiner Seite gar nicht so übel.

Schon war der Hochzeitstag vom Vater bestimmt und nicht mehr fern, als sie mit ihrem Verlobten die enge Straße nach Münster-Mayfeld spazieren geht, und ihnen plötzlich ein Trupp kriegerischer Reiter entgegenkommt. Der Führer schwingt sich sogleich vom Rappen und macht mit edlem Anstande dem Brautpaare sein Kompliment aber ein niegekanntes Gefühl ergreift die Jungfrau beim Anblick dieses herrlichen Ritters, der in der Fülle der Kraft das schönste Ebenmaaß im ganzen Körper bewahrte und dessen dunkles Auge mit dem Feuer der Lebhaftigkeit doch auch wieder das Sanfte inniger wahrer Liebe zu vereinen schien. Alle drei wählten den Weg nach Gondorf zurück, und bei jedem Worte, das der Fremde sprach, stieg Elisens Verlegenheit. Jetzt stellte Bertold sie ihm als seine Verlobte, als seine baldige Hausfrau vor und nannte sie die Tochter des Ritter Werner; da erglühte sie noch mehr, denn jetzt erst fühlte sie den Sinn des Wortes: Verlobte, — Hausfrau, — das sie bis dahin vielleicht mehr als Spielerei betrachtet hatte; sie fühlte, daß sie in diesen Worten den Freuden und Hoffnungen ihres Lebens valet sagte, sie fühlte, daß sie einem trüben finsteren Leben entgegengehe; wie erbebte sie aber, als der Fremde jetzt mit ungeheuchelter Herzlichkeit ihr nahte und zu der Parthie Glück wünschte, indem er sich zugleich als ihr Nachbar in Gondorf, als Egbert, Erzbischof von Trier, zu erkennen gab.

Wer den Geist der damaligen Zeit kennt, wird sich nicht wundern, einen Erzbischof in der Tracht des Kriegers zu erblicken, um so weniger, als er, zugleich Fürst eines großen Landes, in häufige Kriege verwickelt, seine Heere selbst ins Feld führte. Von einer solchen Fehde kam Egbert auch jetzt zurück und wollte in dem bis dahin noch nicht gekannten väterlichen Erbe in Gondorf einige Wochen der Ruhe pflegen, nachdem er die äußern Händel glücklich geschlichtet und für die innere Wohlfahrt nicht minder weise gesorgt hatte.

Egbert soll der schönste Fürst, der schönste Mann seines Jahrhunderts gewesen sein, dabei tapfer im Felde, groß im Kabinet, edel

gegen seine Feinde, freigebig gegen Dürftige und ein Mann ganz im Sinne seiner Religion, wie nur Wenige vor und nach ihm waren; wer darf sich wundern, daß er, den man weit und breit verehrte und liebte, auch die empfängliche Seele der Jungfrau begeisterte?

Schon frühzeitig von seinem Vater, dem Grafen Théodorich für den geistlichen Stand bestimmt, wußte er sich bald die Liebe und Zuneigung aller seiner Mitbrüder zu erwerben und gelangte in den zwanziger Jahren schon zu der höchsten geistlichen Würde, der Stelle des Erzbischofes und Fürsten des Landes durch einstimmige Wahl aller dazu Berechtigten, und es durfte Niemanden später oder früher diese Wahl gereuen.

Bald nach dem Antritte seiner Würde war es, wo er nach einem bestandenen kriegerischen Unternehmen sein Gut Gondorf besuchte und den Grund zum Baue eines Schlosses legte, das in den folgenden Jahren beendigt, in späteren Jahrhunderten aber durch häufige Kriege und Belagerungen fast ganz ruinirt und zertrümmert wurde.

Bis in's Dorf Gondorf begleitete er das Brautpaar, dann beurlaubte er sich, seine Burg zu beziehen, die ihm freilich, alt und verfallen wie sie war, wenig Bequemlichkeiten darbot; er gehörte indeß nicht zu denen, die nur in reichen goldenen Zimmern sich heimisch fühlen, und war in den alten düstern Gemächern eben so zufrieden, als in seinem prächtigen Trierischen Pallaste.

Kaum erfuhr der Ritter Werner die Anwesenheit seines Herrn, des Erzbischofs, als er sich beeilte, ihm seine Achtung und Ergebenheit zu versichern. Egbert nahm ihn freundlich auf und stattete ihm bald darauf einen Gegenbesuch ab. Elise mußte zugegen sein, wie gerne sie ihn auch geflohen wäre, und doch fühlte sie, daß sie, bei freiem Willen es nicht über sich vermocht haben würde, ihm auszuweichen; sie sah den Abgrund und — mußte dennoch hinein.

Vierzehn Tage war Egbert in Gondorf gewesen und die ganze Gegend war schon seines Lobes so voll, daß Alles aus der Eifel und vom Hundsrück herbeilief, den herrlichen Fürsten zu sehen, der als solcher auch der gemüthlichste Mensch war; mancher Seufzer eines fühlenden Mädchenbusens, die den schönen Mann nur in der Ferne sah, war, ohne daß er es ahnte und suchte, sein Werk, und manche Thräne wurde der Erinnerung an ihn geweiht. Da trat, ohne sich vorher bei ihm melden zu lassen, Elise zu ihm ins Zimmer, erröthete, wie sie das schöne Auge zu ihm emporrichtete, faßte sich aber schnell wieder und bat: ihr eine Bitte zu erfüllen, von der ihr Glück abhänge.

Befremdet aber doch freundlich sah der Fürst das liebliche Mädchen an und versprach ihr, mit Vergnügen Alles für sie zu thun, was in seinen Kräften stehe, ob er gleich nicht begreife, wie er etwas zu ihrem Glücke beitragen könne.

Ob er es konnte? — sie antwortete darauf nicht, aber fiel vor ihm auf ein Knie nieder und flehte ihn an, sie zur Priesterin zu weihen, da sie nur im Kloster den Frieden ihrer Seele bewahren würde.

Erstaunt sah er sie an und hob sie von der Erde auf, dann aber fragte er: Ins Kloster? Du? und ich dachte Dich bald als die glückliche Gattin des edlen und tapfern Bertold zu begrüßen?

„Nein, nein!" — unterbrach sie ihn — „um Gottes Willen nicht! ich achte und schätze Bertold, aber —" sie wollte noch mehr sagen, da trat ein Beamter ein, und Elise zog sich zurück.

Egbert fühlte sich unangenehm ergriffen, er gehörte nicht zu denen, die sich freuten, ein unerfahrenes Mädchen fürs Kloster zu gewinnen, und suchte vielmehr jeder einen Stand nicht als glänzend anzupreisen, der, nach seiner innigsten Ueberzeugung, das nicht war und nicht werden konnte. Und nun vollends Elise, die er schon an Bertolds Seite gedacht, wie sie dann in Gondorf mit dem Ritter Sigismund und Magdalenen eine einzige trauliche Familie ausmachen würden. — Kopfschüttelnd ging er mit großen Schritten im Zimmer umher, dann aber schickte er zu Werner, ihn zu sich bitten zu lassen, und erzählte ihm, was Elise ihm gesagt.

Werner hatte indeß tiefer in der Tochter Seele geschaut, als Egbert selbst, der zu anspruchlos die Wahrheit kaum zu ahnen vermochte, und ernst schlug er das Auge zu Boden, ihm nicht zu verrathen, was er fühlte. Bald aber antwortete er ihm gefaßt, wie er es für zweckmäßig halte, ihre Hochzeit zu beschleunigen und das junge Paar zu einem Verwandten nach Metternich zu schicken, daß Elise sich zerstreue. Der Erzbischof war mit ihm einverstanden und beide Männer schieden mit einem herzlichen Händedruck von einander, Egbert sich freuend, das Unangenehme durch seine Beihülfe auszugleichen, und Werner überzeugt, daß sein Herr das Verbrechen nicht nur nicht theile, sondern auch nicht einmal entfernt glaube.

Elise wurde blaß wie eine Leiche, als ihr der Vater den Befehl verkündete, ihren Schmuck und Anzug zu ordnen und morgen mit Bertold vor den Altar zu treten. Bertold aber umschlang in glühender Liebe sein Mädchen und war diskret genug, ihr Erbleichen auf

Rechnung der Freude zu schieben. Den ganzen Tag wich er nicht von ihrer Seite, und als er es endlich am Abend mußte, drückte er einen langen Kuß auf ihre Stirne und sagte leise: „O, wie glücklich bin ich doch!“ —

Armer Bertold! es sollte dich bald und schrecklich aus diesem seligen Traume reißen.

Der Erzbischof war auf eine Stunde zu Werner gekommen und hatte Elise genau zu beobachten gesucht; ihre Blässe machte ihn für sie bangen und er erkannte, daß sie den Schritt, zu dem er selbst gerathen, nur gezwungen und wider ihre Ueberzeugung thue. Sinnend sah sie vor sich nieder, und erst beim Abschiede hob sie das große ausdrucksvolle Auge zu ihm auf, in diesem einen Blick lag aber so viel, so unendlich viel, und eine Thräne stahl sich dabei durch die langen Wimpern, daß Egbert aufs Neue verlegen wurde, dies zu deuten.

Der Hochzeitstag kam; festlich geschmückt trat der stattliche Ritter zu seinem Schwiegervater und die Freude leuchtete ihm aus den Augen, aber eine trübe Ahnung hatte dem die Stirne gefurcht, und mit einem Seufzer erwiderte er den herzlichen Gruß.

Auch Egbert war nicht heiter erwacht; er hatte den alten Werner, wie den edlen feurigen Bertold, während seiner Anwesenheit in Gondorf, liebgewonnen, und wünschte ihnen aufrichtig ein glückliches Schicksal. In seiner Amtstracht trat er jetzt zu den beiden Männern in Werners Schlosse, und ihm folgte der Pfarrer des Orts; aber die Braut erschien noch nicht; endlich wurde man unruhig und Werner schickte nach ihr, — sie war hinab in den Schloßgarten, erklärte verlegen die Zofe; Bertold suchte sie dort überall, rief ihren Namen, daß das Echo der Berge ihm ihn widergab, aber; — Elise war fort. — „Sie mag hinaus aufs Feld gegangen sein“ — glaubte das Kammermädchen, sah dabei aber so aus, als glaubte sie es nicht. Da wurde der Vater, der bis dahin auch ängstlich gesucht hatte, auf sie aufmerksam, redete scharf auf sie ein und erpreßte ihr so das Bekenntniß, daß Elise schon den Abend zuvor, als Alles schlafen gewesen, aus dem Schlosse gegangen und in ihrem Zimmer einen Brief zurückgelassen habe, während sie ihr aufgetragen, ihre Flucht so lange als möglich zu verheimlichen.

Man erbrach nun die verschlossene Thüre und fand den Brief. Sie hatte geschrieben:

„Mein theurer, verehrter Vater! Vergeblich bat ich den Erzbischof, mich in ein Kloster zu führen und mir die Weihe zu geben; er hat Euch gerathen, mich schnell zu verheirathen, ich glaube wenigstens, daß er es gethan, und er mag es auch mit mir recht gut gemeint haben; aber — bittet für mich bei Bertold, ich achtete, ich liebte ihn wie einen Bruder; doch seine Gattin hätte ich nie, nie sein können. Vielleicht habt Ihr mich durchschaut, mein Vater, und werdet mich dann bemitleiden, entdeckt aber mein Geheimniß Niemanden und laßt es mindestens zwischen uns Beiden Geheimniß bleiben. Ich muß Euch verlassen, mein Vater! ich muß! glaubt mir, daß der Abschied von Gondorf, von Euch, von Bertold, von dem Orte meiner frohen glücklichen Kindheit für mich sehr hart ist, und daß ich mit diesem Briefe nicht nur von Euch, sondern von allen Freuden des Lebens scheide. Wollt Ihr mir aber die letzte Bitte freundlich gewähren, so forscht nicht, wohin ich bin und was aus mir geworden. Wenn einige Zeit vergangen, werde ich unaufgefordert von mir hören lassen. Lebt wohl, mein Vater! lebe wohl mein Freund Bertold! grüßt unsern fürstlichen Nachbarn, und sucht zu vergessen Eure Elise." —

Man kann denken, was dieser Brief für Sensation erregte. Werner war leichenblaß und hatte mühsam bis ans Ende gelesen; Bertold zitterte heftig und wollte, trotz des Verbots, dennoch auf der Stelle nachreiten; Egbert, der von Allem gerade am meisten betheiligt war, wußte gar nicht, was er davon denken sollte, und versuchte endlich die beiden andern damit zu trösten, daß er an alle Nonnenklöster einen Erlaß ausgehen lassen wollte, nach welchem sie, wo sich Elise zur Aufnahme melden würde, sogleich nach Gondorf zurückgebracht werden sollte.

Diese Scene hatte ihm aber den Aufenthalt dort verleidet; er kehrte in seine Residenz zurück und that, was er den beiden trauernden Männern versprochen hatte; aber es wurde ihm keine Meldung von ihrer Ankunft oder Aufnahme in irgend einem geistlichen Stifte, und erst nach einem Jahre erhielt Ritter Werner aus dem Orden der Büßerinnen zu Thionville im Französischen die Nachricht, daß Elise dort als Novize ein Jahr gewesen; jetzt aber, nach einem 4 wöchentlichen Krankenlager gestorben sei. Ihre letzten Worte seien „Vater und Bertold" gewesen, und ihre letzte Bitte, ihr Verzeihung von diesen zu erflehen.

Der Erzbischof hielt in der Kirche zu Gondorf ein feierliches Todtenamt für die Verstorbene und schenkte dann die ganze Werner-

sche Schenkung mit der Kirche rc. dem Marienkloster zu Trier, bei dem es bis in die spätern Zeiten geblieben.

Alljährlich weilte Egbert gewöhnlich noch einige Wochen in Gondorf, aber es war diese Zeit nicht der Erhohlung und der Freude wie das erste Mal geweiht, er ging dorthin, wenn er sich still in sich selbst verschließen wollte, und kehrte mit wehmüthigen Empfindungen wieder zurück.

Wie schon früher bemerkt, weicht die Lage der Burg in Gondorf von den meisten oder vielmehr von allen andern an der Mosel ab, da sie eben und flach auf dem Horizont der Felder sich erhebt, aber in der Ferne, gegenüber, zu allen Seiten steigen die Felsen bald schroff und steil, bald in sanften Windungen himmelan, und nur die Gegend um den Ort selbst und von Cobern ½ Stunde her, bietet die Aussicht in ein äußerst romantisches freundliches Thal, das rückwärts (nach der Eifel zu) längs einem kleinen, sich vielfach krümmenden Bache, bis eine Strecke nach dem Mayfelde zu fortläuft.

Die Franzosen, über die man in dieser Beziehung so sehr zu klagen hat, wußten auch Gondorf und dessen reiche Güter, in den Kriegen mit Deutschland, zu finden, und namentlich verheerten sie die blühende Gegend wie den Ort selbst, unter Ludwig XIV. Hier war es, wo sie bei der Koblenzer Belagerung durch Vauban ihre Reserveheere hatten, und hier war es, wo sie bei der Revolution nicht nur zehrten sondern auch sengten und brennten. Erst unter Napoleons geregelter Herrschaft suchte man wieder gut zu machen, was unter den einzelnen Korps- oder Trupp-Führern vernichtet worden; aber läßt sich auch das, was war, so wie es war, wieder ersetzen? Dem die tödtliche Wunde einmal geschlagen, er muß verbluten, muß sterben, ob man ihn immer auf seidene Polster bettet und sein Blut in goldenen Gefäßen auffängt.

Mancher mag gewonnen, Tausende werden verloren haben; aber dem Wechsel ist Alles auf Erden unterworfen und heilig muß uns des Allmächtigen Ausspruch und Wille sein.

Vielleicht dürfte es manchem Leser nicht uninteressant sein, über das Gondorf'sche Geschlecht von der Leyen zum Schlusse der Beschreibung dieses Orts noch etwas Ausführlicheres zu hören, und lasse ich deshalb mit den Worten des Professor Klein das hier folgen, was er aus alten Urkunden darüber gesammelt hat.

„In Urkunden werden die Leyen nach der Mitte des 12. Jahrhunderts genannt" — sagt er. — „Erzbischof Johann I., um 1190,



Alken.

trugen die Brüder a Petra ihr castrum Leyen als Lehn auf „sub vinculo hominii ligii." Bei Abtei Himmeroder Vogteistreitigkeiten zu Pomern ist ein de Petra als Zeuge aufgeführt. Eben so 1331 Heinrich von Leyen im Lehnerkenntnisse Bayer's von Boppard, hinsichtlich der dortigen Burg Königshaus. Peter und dessen Gattin Agnes übernehmen 1357 Verbindlichkeiten von ihrem „huse zu der Leyen uf der Museln gelegen" gegen Johann, Grafen zu Spanheim und Heinrich, Grafen zu Veldentz, mit Vorbewußt Erzbischofs Boemund. Cuno, 1360, Zeuge in der Rumlian'schen Belehnung mit Hof Solich. Werner, Amtmann zu Münstermaifeld, erkennt, 1396, die Gondorfer Vogtei als Kempenicher Lehn an. Johann der Alte, nebst den Rittern von Wunneberg und Bassenheim, beschwört, 1435, mit dem trier'schen Amtmann, Hermann von dem Rikenicher Weiher, den Beilsteiner Burgfrieden. Dem nämlichen Leyen verleiht Erzbischof Jakob, vier Jahre später, als Mannlehn ein Haus zu Koblenz „in der Judengassen, genant zu Haene, stoessend an die Moiselporte." So erhielt er auch, als Erzstiftslehn 1444 Schloß und Güter Kaldenborn, früher im Besitze Diedrichs von Brohl. Johann der Junge, stellt im nämlichen Jahre einen Lehnrevers aus, wegen Güter und Gefällen, die von seiner Mutter Lyse von Covern, herrührten. Georgen von der Leyen, Mitburgherrn auf Olbrücken, wählten, zwischen 1476 und 1486, die Gemeinde Gleeß und andere zu ihrem Schirmvogte. Seine Söhne, Bartholom und Johann, erhielten vom Erzbischofe Philipp, dem Ebersteiner 1512 als kölnisches Lehn, Dorf und Gut Saftig, mit Hoheit, Herrlichkeit und Zugehör. Daher erscheinen auch später von der Leyen in kölnischen Hof- und Landdiensten, z. B. als Amtmänner zu Andernach. Hans Endress, Philips Erwein, Hans Henrich, Hans Wolf, Marsil Gottfried und Johann, Gebrüder, treten 1571 als Wild- und Rheingräfliche Mitbelehnte, wegen Hundsrücker Güter auf, unter andern eines Theils der Vogtei zu Simmern. Sie hatten sich in zwei Linien getheilt: Leyen zu Gondorf Saftig und Leyen zu Adendorf. Einer von den ersteren, Georg, kölnischer Landhofmeister-Rath 1572, machte testamentarisch eine neue Theilung unter seine drei Söhne, wodurch die besondern Stämme Gondorf, Saftig und Rikenich entstanden. Der älteste Herr übernahm immer die sämmtlichen Lehn für alle vier Aeste. Von diesen starb der Gondorfer 1692 aus, der Saftiger 1703, der Rikenicher 1714. Letztere Erbschaft fiel größtentheils an das Haus Breidbach zu Bürresheim, aus welchem Reinhard die Schwester des

Mainzer Domprobstes Ferdinand Heinrichs, Endzweigs, zur Gattin hatte. In den Grafenstand wurde das freiherrliche Geschlecht 1711 erhoben. Aus dem Adendorfer Stamme waren die Churfürsten Carl Caspar von der Leyen, Erzbischof zu Trier, seit 1652, und sein Bruder Damian Hartard, Erzbischof zu Mainz, seit 1675. Beide, ersterer vier und zwanzig Jahre hindurch, letzterer freilich nur drei Jahre, thaten Alles zum Flor des Leyen'schen Hauses: wie dieses bereits früher Churfürst Johann, Trier'scher Erzbischof seit 1556, gethan hatte. Geistreich, unerschrocken, kräftig, gleich allen Leyen, noch jung gewählt, war er an dem Tage gestorben, an welchem er zum Priester sollte geweiht werden. Carl Caspar kaufte für sich und seine Erben von der Freifrau Marie Walpotin zu Bassenheim auf Godenau und Drachenfels und deren Kindern, ihre zwei Drittheile an dem Reichserblehn, der Burg und Herrschaft Landskron. Diese vertauschte er 1660 an Philipp Wilhelm, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzogen von Jülich, gegen die Neuenar'schen Ortschaften Adendorf, Eckendorf und Vilip, nebst ihren Vogteien, Gerichten und Gefällen. Kaiser Leopold I. dessen treuester Anhänger Carl Caspar stets gewesen war, erhob dieselben zur unmittelbaren Reichsherrschaft. So gab der Churfürst auch seinem Hause zehn Jahre später, als Mannlehn, Schloß Ahrenfels bei Linz mit Zugehör, welches dem Erzstifte durch den Tod des letzten Grafen von Isenburg, Ernst, heimgefallen war. Dazu kam noch die reiche Herrschaft Blieskastel. Carl Caspar von der Leyen war es, welcher Ehrenbreitstein mit Koblenz zu einer der ersten Reichsfestungen machte, und über eine Million Gulden, aus eigenem Vermögen, zuschoß. Daß die vornehmsten rheinischen Adelsfamilien sich mit diesem reichen, hochangesehenen Geschlechte zu verschwägern suchten, braucht kaum hinzugesetzt zu werden. So finden wir in Verbindung mit Leyen'schen Wappen jene der Dalberge, Orsbecke, Schönborne, Elze, Pyrmonte, Metterniche &c. &c.

Leyen besaß eines der wichtigsten Archive für die Landesgeschichte, vermehrt durch die reichen Privatsammlungen der Churfürsten Johann, Carl Caspar und Damian Hartard. Während der Stürme des dreißigjährigen Krieges wurde es, nur Wenigen bekannt, in einem Gewölbe des Gondorfer Schlosses aufbewahrt. Ebenso während der französischen Einfälle, die, unter Ludwig XIV., Verderben über das Erzstift brachten. Späterhin diente ein Eckthurm an der Bachmündung zur Aufstellung. Dieser wurde, nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, bei einer Ueberschwemmung umgeworfen, und die

meisten Urkunden ein Raub der angeschwollenen Fluth: nur den kleinern Theil konnte man retten. Ein unersetzlicher Verlust!

Am Sarge des Fürsten Philipp von der Leyen zu Gondorf. *)

In tiefes Dunkel hüllet sich die Erde,
In dumpfes Schweigen Berge, Thal und Flur,
Und wie die Wolken auf den Felsen lagern,
So deckt die Nacht die schlafende Natur.
Nur leise hört man hier die Welle schlagen,
Die unablässig hin zum Meere eilt;
Und in dem Thurme nur des Uhu Stimme,
Wo er, des Unglücks treuer Wärter, weilt.

Da öffnet still sich eine Winzerhütte,
Und ernst und stille tritt ein Mann heraus,
Sieht in die Nacht und nach dem Thurm hinüber,
Und geht dann leise nach dem Gotteshaus.
Und tritt hinein, das heute unverschlossen
Geöffnet jedem treuen Diener stand;
Und schreitet weiter durch des Grabes Dunkel
Bis an des Altars hohe Gitterwand.

Und knieet jetzt vor einem Sarge nieder,
Der eine theure, theure Hülle barg,
Und faltete die dürren Knochenhände,
Und rückte näher, näher nach dem Sarg.
Er betete für seines Herren Ruhe,
Für seinen Herrn, der grade ihn verkannt,
Für seinen Herrn, der Tausende beglückte,
Und jetzt von Tausenden verlassen stand.

Und kniete noch, als schon der Morgen graute,
Und ihm der Küster mit der Fackel naht,
Und auf dem Altar jetzt die Kerzen zündet,
Und dann der Pfarrer in die Kirche trat.

---

*) Anmerk. Wie schon früher bemerkt, starb dieser letzte Fürst v. d. Leyen als Besitzer von Gondorf vor etwa 12 Jahren arm und verlassen in Köln, wünschte aber in Gondorf begraben zu werden, weshalb die Leiche dorthin gebracht wurde und einige Tage in der Kirche daselbst stand, bis sie dicht an der Kirchthüre, ohne Gepränge und ganz in der Stille, begraben wurde.

Und kniete noch, als schon die Leichenträger
Sich kalt und fühllos um den Sarg gereiht,
Und kniete noch, als von der heil'gen Stätte
Der Pfarrer jetzt die Leiche eingeweiht.

Und kniete noch und konnte sich nicht trennen,
Als jeder Träger seine Hänge nimmt,
Und kniete noch und hielt des Sarges Deckel
Als nun das Volk das de profundis stimmt;
Bis man gewaltsam ihn davon getrieben,
Bis spöttelnd man ihn aus der Kirche drängt,
Und dann den Mann, der Aller Willen lenkte,
Wie einen Bettler in die Gruft gesenkt.

Da sah der Alte stumm nach allen Seiten,
Doch Keinen sah er an der heil'gen Statt;
„So ist denn Niemand — fragt er — übrig blieben,
Der für den Fürsten eine Thräne hat?"
Habt Ihr so schnell denn Alle schon vergessen,
Was liebevoll und freundlich er Euch gab?
Und Keiner greift, ihn einmal noch zu sehen,
Zu folgen ihm, nach Hut und Pilgerstab?" —

Doch Keiner kam, wie auch der Alte fragte,
Ihm noch den letzten, letzten Gruß zu weihn;
Und wie man einst im Leben ihm gehuldigt,
Im Tode stand er einsam und allein. —
Er war ja arm, war elend ja gestorben,
Wozu sich noch an seine Bahre dräng'n?
Kein Erbe stand, die Thräne zu belohnen,
Drum was für Grund, sie mühsam vorzuzwäng'n?

O ew'ges Fatum! wunderbar dein Wechsel! —
Was einst du groß und mächtig hier gemacht,
Du läßt es plötzlich, wie es kam, verschwinden
Und seine Herrlichkeit versinkt in Nacht.
Da liegt der Mann, der Tausende beglückte,
Von einem Einz'gen heute nur beweint. —
Bis sich die Nacht um Thal und Felsen lagert
Und klagend ihm der Uhu sich vereint.

(K. v. D.)

Gondorf gerade gegenüber liegt an der Mosel das Dorf Niederfell, Felle inferior, und unmittelbar davon der kleinere Ort Chür, Curei; ober und unterhalb Niederfell ist die Mosel im Sommer meistentheils so flach, daß man durchreiten oder durchwaten kann, doch nur an diesen beiden Stellen, da sie an anderen auch oft 8 und 10 Fuß tief ist; namentlich ist dies bei Niederfell selbst der Fall. Von hier aus führt ein in den Felsen gehauener Weg auf den Hundsrück, der dafür zeugt, daß man von dort her früher einen starken Verkehr mit der Mosel hatte.

Unterhalb des Dorfes mündet ein kleiner Bach, wie gegenüber bei Gondorf einer, in die Mosel, und beide, ob sie auch im Sommer unscheinbar und klein sind, schwellen bei starken Regengüssen im Frühjahr, wo der Schnee schmilzt, oft so gewaltig an, daß die Wasserkraft die Dämme der Mühlen und die Mühlen selbst mit fortreißt, die sonst friedlich und ruhig fortklappern. Die Fußstege, welche von hier über die vorspringende Ecke des Hundsrücks nach Winningen führen, sind so steil, daß man an einigen Stellen auf Händen und Füßen die Felsen überklettern muß, und, sonderbar genug, am obersten Abhange findet man neben den Felsen wieder sumpfige Wiesen, von kleinen Quellen fortwährend bewässert und deshalb üppig und schön grünend.

Auch in Niederfell besaß der Erzbischof Egbert Weingüter und schenkte dieselben mit den Gondorfern zugleich dem Marienkloster in Trier. Später 1030 bestätigte Erzbischof Poppo diese Schenkung und fertigte die Urkunde darüber bestimmter aus. Die Vogtei hier sowie jene von Chür, war halb Virneburgisch-Pfälzisches, halb Isenburgisches Lehen. Beides vereinigte um das Jahr 1425 der Ritter Gerlach Kolb von Boppard unter seiner Herrschaft, welcher durch die beiden Besitzer, den Ruprecht von Virenburg und Selt auf Isenburg, damit belehnt wurde, aber noch in dem nämlichen Jahrhundert kam der Virenburger Antheil an den Grafen Wilhelm Schilling von Lahnstein.

Den kleinen daranstoßenden Ort Chür und dessen Weinberge, die alljährlich durchschnittlich 60 Karrenfässer Wein lieferten, besaß der Archidiakonus Adalbero, von dem ihn Erzbischof Poppo, um 1025, kaufte und seinen Chathedralgeistlichen zu Trier schenkte. Jene 60 Fässer Wein bestimmte er als Labetrank am Tische und hatten die Bewohner die Verpflichtung, denselben frei nach Trier zu schaffen. Im Anfange unseres Jahrhunderts (1802) wurde die ganze Besitzung

als Staatsgut öffentlich versteigert und ein Israelit kaufte den größten Theil davon; aber weshalb kaufte er ihn? — damit die eigentliche Bestimmung und der Wille des Erzbischofs nicht umgangen werde, übergab er dasselbe dem Bürgerhospital in Koblenz und vermachte es auch später, als er seinen nahen Tod fühlte, jenem wohlthätigen Institut für ewige Zeiten. So behält es also den Zweck, Kranken und Unglücklichen, wie früher müden Stiftsbrüdern, als Labetrank zu dienen.

Poppo, ein guter Mann und guter Christ, war einige Male in seinem Leben von Juden übervortheilt worden, und hatte deshalb aus Ueberzeugung einen tödtlichen Haß gegen alle Juden gefaßt; hatte dieser Israelit vielleicht die Manie des Erzbischofs gegen sein Geschlecht gekannt und wollte er ihn nun noch im Grabe zurechtweisen? —

Chür gegenüber sieht man wieder die Berge und Felsen hoch in die Luft ragen und oben auf der Bergfläche hat man eine weite, bis nach Münster-Maifeld sich erstreckende, und gegen das Erzthal sanft verflachende Ebene. Eine halbe Stunde von Gondorf aber breitet sich wieder der Pfarrort Lehmen, Liemene, längs der Mosel aus, wohin jetzt ein schmaler Fahrweg von Gondorf aus in den Felsen gehauen ist.

Lehmen selbst, minder interessant vielleicht als die andern Ortschaften, in denen uns die Ruinen der alten Burgen und Burgschlösser an eine ritterliche Vorzeit erinnern, bietet doch auch dem Auge manches Schöne dar, und darf in seiner Umgegend wirklich ausgezeichnet genannt werden.

In dem freundlich gelegenen Weckbeckerschen Landhause sollen die reichsten Leute des ganzen Distrikts wohnen und das Anerkenntniß der übrigen Einwohner ist das sicherste Zeugniß für eine gute und menschenfreundliche Anwendung dieses ihres Reichthums.

Früher hatte Lehmen zwei Kirchen, jetzt ist nur noch eine da und in dem Thurm des andern finden wir die Glocken. Das Schiff derselben ist schon lange eingefallen und abgerissen. Auch hier in Lehmen, wie an den meisten andern Orten der Mosel, baut man viel Wein, hält aber den hiesigen rothen für den besten der ganzen untern Gegend.

Hinter Lehmen liegen am Arberge 4 Höfe, die sogenannten Lehmener Berghöfe. Eine ausführliche Beschreibung findet sich über diese Höfe in Kleins Moselthal; ich übergehe diese aber, sie für den

größten Theil meiner Leser als ziemlich gleichgültig betrachtend, und führe nur von dem Orte selbst an, was darüber zu hören interessant sein dürfte.

Lehmen, Liemene. Erzbischof Eberhard gibt 1052 dem Trierer Simeons-Stifte Güter daselbst, so wie im Jahre darauf der Münster-Maifelder Martinskirche. Eben so schenkte 1115 Erzbischof Bruno ein ihm eigenthümliches Hofgut mit Weinbergen, Aeckern und Wiesen seiner Cathedrale. Aus dem Ertrage sollte alljährlich am Dreikönigsfeste, seinem Ordinationstage, später an seinem Sterbetage den Stiftsbrüdern ein Liebesmal „caritas refectionis" gegeben werden. Nebst reichlichem Kuchen und Traubensafte mußte der Erbpachter des Guts fünf untadelhafte Schweine „perfecte laudabiles" ein junges Schweinchen, zwei Ferkelchen, zwanzig Hühner, eben so viele Käse, ein Pfund Pfeffer, hinreichende Bierhefen, Honig ꝛc. in die Stiftsküche liefern. Fiel das Jahrgedächtniß auf einen Fasttag oder in den Sommer, so waren Speisen von gleichem Werthe nach der Jahrszeit vorgeschrieben „servitii equipollentia sufficienter subministretur." Weiter bestimmte der Erzbischof, daß bei der jedesmaligen Leichenfeier zwei Kerzen, nach Vätersitte, an sein Grab gesetzt und jedem Bruder eine Klosterkanne Wein sollte gereicht werden. Wie ganz anders als jener niederländische Bischof, der für ähnlichen Fall verordnete, daß die Chorgeistlichen fasten und an seinem Grabe sich geißeln sollten! Bruno kannte seine Trierer besser: sie scheinen, unbeschadet ihrer übrigen Frömmigkeit, schon damals keine allzugroßen Freunde mehr von dergleichen heroischen Bußübungen gewesen zu sein. Bruno's Urkunde bezeugten Graf Wilhelm von Lüzelemburg, Graf Walram von Arlo, Vogt Wirich ꝛc. Offenbar sind die drei würdigen Erzbischöfe Poppo, Markgraf von Oestreich, Eberhard, Pfalzgraf bei Rhein und Bruno, Graf von Brettheim am Neckar, von dem Erfahrungssatze ausgegangen, daß die Flamme feurigen Diensteifers nie heller lodert, als wenn der Lebensdocht von feurigem Weingeiste genährt wird. Doch mag es mit der Lehmener Naturalienlieferung nicht so pünktlich hergegangen sein. Denn schon 1134 verwandelten sie Domprobst Godfried und Domdechant Gerhard in einen Geldzins von drei Mark „probati argenti" wovon sie die Kosten des Jahrfestes selbst bestritten. Aber auch das Geld muß ausgeblieben oder unregelmäßig bezahlt worden sein. Nach einem mißglückten Versuche, das Gut selbst zu bewirthschaften, gaben sie es 1150, weil es zu entfernt lag, in gewöhnlichen Erbpacht gegen die

Hälfte des Ertrages. Lehmener Wein hatte damals vorzüglichen Ruf. Zu seinen schon beträchtlichen Gütern kaufte 1187 das St. Simeonsstift von seinem Probste noch einen Berg gegen vier und eine halbe Ohm Jahreszinsen, um ihn mit Reben zu bepflanzen. Das St. Castorstift zu Carden hatte den Kirchensatz investituram der Oberkirche, in welchem es Pabst Urban III. 1186 bestätigte. Jenen der Niederkirche, zu welcher die dortigen Wein- und Fruchtzehnten, so wie auch die Oberfeller, Niederfeller und Dreckenacher gehörten, besaßen die Herren zu Isenburg schon vor 1338 als trierisches Lehn: sie übertrugen es wieder den Herrn von Elz. Ersteren, welcher der Cardener Kirche lange entzogen war „longi tractu temporis subtracta et pene alienata" gab 1192 Erzbischof Johann wieder zurück. Von dem Ueberschusse der Gefälle sollten an seinem Sterbetaggedächtnisse ein Bestimmtes an Korn, Erbsen, Wein rc. unter die Armen vertheilt, jedem Stiftsgeistlichen, der bis zum Schlusse der Messe gegenwärtig geblieben, an Gelde ausbezahlt werden „cuique fratrum praesenti usque ad consummationem missae sex nummi trevirenses tribuentur." Langes Verweilen unter kalten Kirchengewölben mag demnach auch den Cardenern Canonichen nicht immer zugesagt haben.

Ritter Warner von Lehmen, sein Vater Otto, seine Mutter Sibylle und sein Bruder Heinrich erscheinen 1227 in einer Stubener Urkunde. Ritter Theodorich 1230 Zeuge in der Coverner Verpfändung der Vogtei Münster-Maifeld an das Erzstift Trier. Ritter Stephan beschenkt 1245 das Kloster Rosenthal mit Gütern. Ritter Rudolph 1274 Zeuge in einem Burgener Vergleiche. Ein Hof zu Lehmen, Dinglichhof, gehörte 1330 zur Gondorfer Burgfeste als erzstiftliches Lehn. Auch Covern besaß Güter und Rechte daselbst, wovon 1351 das Isenburg'sche Drittheil an Erzbischof Balduin mitverkauft wurde. Lehnsmann desselben wurde 1348 Sifrid Wepeling: in dieser Eigenschaft besaß er fünfzehn Jahre später ein Burglehn auf der Coverner Aldenburg, welches Johann von der Museln aufgegeben hatte. Noch befanden sich zu Lehmen trierische Lehen, welche nach Thuron gehörten. Diese hatten, nebst den Cateneßer und Sürscher die Herren auf Elz inne. Daß übrigens die Umgegend schon frühe bewohnt war, beweisen mehrere hier und in Gondorf neuerdings ausgegrabene Steinsärge, in welchen sich, neben den Gebeinen, Streitärte, Schwerter, Lanzenspitzen fanden.

Etwas oberhalb Lehmen auf dem rechten Moselufer liegt Oberfell, ehemals Filial von Lehmen und dann zur Gerichtsbarkeit von

Alken gehörig. Jetzt hat der Ort schon seit längerer Zeit seine eigene Pfarre.

Oberfell, Felle superior, bietet, so wenig wie Lehmen, etwas anderes dar, als von seinen Bergen eine herrliche Aussicht und in sich selbst ein stilles friedliches Oertchen, umgeben von üppigen Fruchtfeldern und herrlichen Obstgärten.

Jutta von Pyrmont schenkte ihre in Oberfell gelegene Besitzungen 1268 dem Frauenkloster Rosenthal und bemühte sich gleichzeitig für die Einführung eines eigenen Geistlichen, aber erst 100 Jahre später 1375 erlaubte Erzbischof Kuno die Errichtung eines Taufsteins daselbst und gab der Kirche einen Pfarrer.

Diese Jutta von Pyrmont oder von Oberfell verdient hier vielleicht einer näheren Erwähnung. Zu einem ihrer Verwandten mütterlicher Seits, einer gebornen von der Leyen, nach Frankfurt gereist, machte sie dort die Bekanntschaft des Prinzen Konradin und dessen Freundes Friedrich von Baaden. Konradins Vater, Kaiser Konrad II. war von seiner Thronbesteigung an in Händeln mit dem päpstlichen Stuhle gewesen und dadurch in viele und langaussehende Streitigkeiten verwickelt worden. Der Papst erklärte ihn als einen Jüngling von 22 Jahren sowohl der Kaiserwürde als auch seines angeerbten Königreichs Sicilien für unwürdig, that ihn in den Bann und rief den Grafen Wilhelm von Holland zum deutschen Gegenkönige auf, während er in Sicilien nicht wieder sein gutes Recht zu untergraben suchte. Wilhelm, der neue König von Deutschland, ebenfalls ein junger rüstiger Krieger und voll Ehrgeiz, die Kaiser Krone zu tragen, warb eine Armee und rückte gegen Konrad ins Feld; 1251 stießen beide Heere am Rheine aufeinander, es kam bei Oppenheim zur Schlacht und Wilhelm trug den Sieg davon. Von diesem Tage an mehrten sich seine Freunde in dem Maaße Konrads Anhang abnahm. Dessungeachtet hatte er noch mehrere der großen Fürsten auf seiner Seite und nur von den geistlichen Fürsten am Rhein wurde Wilhelm im Sinne päpstlicher Wünsche unterstützt und als König anerkannt. Da gebrauchte der Papst eine andere List, den Kaiser aus Deutschland zu locken, er suchte sein Erbreich Sicilien in Gefahr zu bringen und veranstaltete einen förmlichen Verkauf dieses Staates an den Meistbietenden. Es hatten sich auch bereits drei Kandidaten zur sicilischen Krone gemeldet, der Graf Richard von Cornwall, der wegen seines außerordentlichen Reichthums in Europa damals berühmt war, da man behauptete, seit tausend Jahren habe es keinen so reichen

Mann gegeben; ferner den Grafen von Provence, Karl von Anjou und den König Heinrich III. von England. Für den Ersteren war die reine Goldzahlung eine Kleinigkeit, aber damit war es, wie er wohl denken konnte, nicht abgemacht, denn Konrad würde doch seinen rechtmäßigen Besitz nicht gutwillig hingeben; es kam also darauf an, ihm Sicilien mit gewaffneter Hand abzunehmen, und dazu hatte er keine Lust; da ihm also der Papst keine andere Gewähr leisten konnte, so zerschlugen sich die Unterhandlungen und Richard trat so gut wie Heinrich und Karl von Anjou bis auf eine gelegenere Zeit zurück.

Inzwischen war Konrad von dem Vorhaben des Papstes in Kenntniß gesetzt, sammelte ein starkes Heer und ging über die Alpen, das deutsche Gebiet in die Hände seines Schwiegervaters, des Herzogs Otto von Baiern, als Reichsverweser, legend.

Glücklich war Italien von den deutschen Truppen erreicht, die päpstlichen Völker wurden besiegt und dem Kaiser stand der Weg nach Sicilien offen; da wurde er plötzlich krank, sein Bruder Manfred wachte als treuer Freund an seinem Lager und schwur dem Frevler Rache und Tod, als Konrad ihm erklärte, daß er sich vergiftet glaube. Er hatte auch Recht gehabt, denn Manfred ließ ihn nach einigen Tagen schon begraben, aber wer war der Mörder gewesen? kein anderer, als der zärtliche Bruder selbst, der die sicilische Krone gerne für sich behalten wollte.

Konrad IV. starb in seinem 26. Jahre, und Deutschland wie Sicilien konnten den Verlust eines Fürsten betrauren, der ihnen sobald nicht ersetzt, sie statt dessen in große und unabsehbare Händel verwickelt werden sollten; denn er hatte, so jung er auch war, die Umsicht eines Mannes und die Tapferkeit des Helden, dabei war er milde und schonend gegen seine Unterthanen und freigebig gegen den Unglücklichen, er mochte ihr Freund oder Feind sein. Zu spät erst fühlte man allgemein, was man an ihm verloren hatte.

Er hinterließ einen 2jährigen Sohn, Konradin, der ihm als rechtmäßiger Erbe in Sicilien folgen mußte. Deutschland, als Wahlreich, hatte keine Verpflichtungen gegen den Sohn des Kaisers, und Konrad war auch in dieser Beziehung zu tolerant, das vor seinem Tode noch verlangen zu wollen.

Sein Mörder und Bruder Manfred erklärte sich aber zum Vormund für seinen minderjährigen Neffen und ließ sich als Regenten in Sicilien huldigen. Mit der bloßen Regentschaft war aber dem Stolzen nicht gedient, darum brachte er das Gerücht von dem Tode

Konradins, der in Baiern bei seinem Großvater Otto erzogen wurde, aus, und suchte sich so die Krone zu sichern. Allein der Papst, der das ruchlose Treiben Manfreds nicht billigen konnte, entdeckte die Wahrheit und bot die Stände gegen den Mörder auf. Dieser war im Besitz des Heeres und so erhielt er sich auch im Besitz des Königreichs, wo er sich einige Jahre später mit Gewalt die Krone aufsetzte.

Papst Alexander sowohl als Papst Urban thaten ihn in den Bann; gleichwohl konnten sie, ohne Heeresmacht, nichts gegen ihn ausrichten, so daß Papst Clemens IV. den Bruder des französischen Königs, Karl von Anjou, gegen diesen Störer der öffentlichen und Privatruhe aufrief und ihm zu Rom die sicilianische Krone aufsetzte. Gegen diesen zog nun Manfred mit seiner wilden Kriegeshorde und es kam bei Benevento zur Schlacht.

Meuchelmörder sind gewöhnlich feige, wo es auf persönliche Tapferkeit ankömmt, und der, welcher mit der größten Ruhe und Sicherheit seinem Freunde den Dolch in den Rücken bohrt oder den Gifttrank bereitet, zittert, wenn er dem Feinde als Mann ins Auge sehen soll. So auch der Held Unteritaliens, der es an Prahlerei nicht fehlen ließ, als man den Franzosen entgegenzog, in der entscheidenden Stunde aber den Kopf verloren hatte und sein Heer selbst in Verwirrung brachte. Von Anfang an war deshalb auf Seiten Karls von Anjou der Vortheil und lange noch hatte der Abend sich nicht über das Blutfeld ausgebreitet, als kein Italiener dort mehr zu sehen war. Manfred selbst, alle Generale und der größte Theil der Armee blieben todt auf dem Platze, und Karl zog ohne weitere Wehr in das ihm übertragene Königreich ein.

War er denn dadurch auch wirklich König, rechtmäßiger König von Sicilien? lebte jener nicht vielmehr, wenn auch als Kind, im entfernten Deutschland? — Freilich! indeß so gut als Manfred, konnte Karl sich ja auch für den Monarchen halten und halten lassen, und wollte Konradin sein väterliches Erbe zurückfordern, so mogte er nur das Schwert ziehen.

Manfred wurde von einer Stelle zur andern geworfen, er war ja im Banne gestorben und ehe dieser zurückgenommen wurde, konnte man auf kein ehrliches Begräbniß hoffen. Wer war aber da, der sich für ihn interessirt und den Papst darum gebeten hätte? Niemand! jeder freute sich der Behandlung und der zeitlichen Vergeltung des Scheusals, der auf dem ganzen Erdenrunde auch kein einziges Herz sein nannte. So blieb denn der Leichnam des Königs, ein warnendes

Beispiel, lange Zeit über der Erde, bis er endlich durch Henkers Hand an einem unehrlichen Orte eingescharrt wurde.

Nach dem Tode Konrads IV. war Wilhelm von Holland als alleiniger und rechtmäßiger König von Deutschland anerkannt worden, er hatte indeß bei den größeren Reichsfürsten wenig Ansehn, denn wenn auch persönlich tapfer, fehlte es ihm doch an Kraft, ein so weitläuftiges Reich zu halten, und an Verstand, es weise zu regieren. Sein Regiment dauerte indeß nicht lange und schon nach einigen Jahren wurde er in einem Kriege gegen die Friesen, als er im Moraste stecken blieb, erschlagen.

Das plötzliche Absterben des Königs veranlaßte ein Interregnum, in welchem die Verwirrung im Reiche immer höher stieg. Die großen Reichsstände hatten die Macht in Händen und wollten jetzt die Krone nach Gefallen vergeben; sie ließen nicht undeutlich merken, daß sie wohl diesen oder jenen begünstigen würden, wenn er sie tüchtig bezahlte. Jeder hatte seine Anhänger und der Freigebigste hatte die meisten. Wie konnte man unter diesen Umständen eine glückliche Königswahl erwarten?

Der Erzbischof von Mainz, der unter den deutschen Reichsfürsten das meiste Ansehn und den ersten Rang behauptete, sollte die neue Wahl lenken, aber er war damals in einem Kriege mit dem Herzoge Albrecht dem Großen von Braunschweig gefangen und in strengen Verhaft genommen worden, weshalb sich die Erzbischöfe von Trier und Köln — unstreitig damals die edelsten und uneigennützigsten Fürsten — für die Sache interessirten. Sie warfen ihr Augenmerk auf den jungen Konradin und würden es wahrscheinlich durchgesetzt haben, ihn auf den Thron zu erheben, wenn der Geiz der weltlichen Herren nicht dem Papste jene Wahl von der gehässigsten Seite vorgestellt und sie ihm nicht bemerkt hätten: wie die Hohenstaufen von jeher die Gegner des römischen Stuhls, sich gewiß auch in dem kleinen Konradin nicht verläugnen würde, der noch dazu, als Erbe von Sicilien, für Rom sehr gefährlich werden könne. Unter der Hand war ihnen nämlich ein Anerbieten von dem Grafen Richard von Cornwall geschehn, der, wie schon früher bemerkt, der reichste Herr der Christenheit war; das mußte natürlich lockender sein als das, was der arme Konradin ihnen bieten konnte. Der Papst verbot also den geistlichen Churfürsten (oder damals noch Erzbischöfen, obwohl sie doch gleiche Rechte mit den andern Reichsfürsten hatten und diesen wohl noch vorstanden) bei harter Ahndung keinen Hohenstaufen zum Könige zu wählen, und so mußte der Prinz zurückstehn.

Richard wurde nun von der einen Parthei und Alfons von Kastilien von der Andern gewählt, während die Großen selbst thaten, was sie wollten, und die Verwickelungen immer ärger wurden. Später suchte der Erzbischof von Köln noch einmal die Sache aufzuregen; indeß die Mehrzahl und Richards Geld waren ihm entgegen und zur Ehre des deutschen Reichs regierte dies ein engländischer Lord auf der einen, und ein spanischer Graf auf der andern Seite; beide nannten sich Könige oder wohl gar Kaiser, zogen so viel sie konnten, drückten, wo es sich drücken ließ und — lachten die Deutschen hintenher und vom mittelländischen Meere her tüchtig aus.

Konradin war 16 Jahr alt, aber er war so völlig erwachsen und ausgebildet, daß man ihn für einige zwanzig halten mußte; doch nicht nur der Körper, auch der Geist war den Jahren voraus geeilt, und sein liebenswürdiges Benehmen gegen jedermann gewann ihm alle Herzen. Bei seinem Großvater Otto die erste Bildung genossen, kehrte er später in sein Herzogthum Schwaben zurück und lebte dort, fern von dem Treiben der großen Welt, nur den edleren Genüssen; ein treuer Freund stand ihm in dem Grafen Friedrich von Baaden zur Seite, der freilich etwas älter als er, aber doch wie ganz für ihn geschaffen, nur das, was er liebte und wünschte, selber wollte. Beide Freunde gingen nach Frankfurt und dort sahen sie die, ihrer anspruchslosen Schönheit wegen berühmte, Jutta von Pyrmont genannt von Oberfell. Beide konnten nicht genug von ihrem Aeußern, von ihrem Wissen, von ihrem trefflichen Gemüthe erzählen, und als sie schlafen gingen, war es Juttas freundliches Bild, das ihnen noch vorleuchtete, das ihnen auch im Traume wieder erschien. Und Jutta? — sie hatte schon so viele Männer kommen und gehen sehen, hatte oft ein freundliches Wohlwollen in ihrem kleinen Herzen für sie bewahrt, aber noch nie war ihr einer so interessant erschienen, als die beiden Prinzen; und wer war es von ihnen denn eigentlich, der ihr die Brust höher hob? — vielleicht sollte es der nächste Tag, die nächste Zusammenkunft entscheiden. Und — sie entschied. Friedrich war es, mit seinem männlichen Ernst, mit seinem starken, kühnanstrebenden Geiste, Friedrich, in seiner ebenmäßigen Schönheit, in seinem gefälligen Benehmen, in seinem — aber hören wir die beiden Freunde erst einmal, ob Jutta nicht vielleicht den Unrechten traf. — Still und nachdenkend hatte Friedrich den Kopf in die Hand gestützt und sah gerade vor sich hin, da stand Konradin plötzlich mit hellglänzendem Auge vor ihm und rief ihm zu: „Bruder, du hast ein herrliches Mädchen gewon-

nen, — Jutta, — bestimme den Verlobungstag — die Aussteuer besorge ich dir. — Erröthend wollte Friedrich den Wunsch zurückgeben, aber Konradin fiel ihm um den Hals und ein herzlicher Kuß verschloß ihm den Mund.

Von jetzt an näherten sich beide täglich einander mehr und mehr; der junge König von Sicilien trat, wenn sie zusammen sprachen, ans Fenster und sah auf die Straße, vielleicht, weil er eben so wie sein Freund für Jutta fühlte, und dies Gefühl gewaltsam unterdrücken wollte, und ungestört gehörte ihnen so manche Stunde, die schnell wie ein Augenblick ihnen verschwunden war. Aber, ob sie auch einer in des andern Herzen lasen, was sie sich waren, hatte doch noch kein Wort ihre Gefühle verrathen.

Da traten plötzlich Abgeordnete aus Sicilien vor Konradin, man haßte den französischen Usurpator Karl von Anjou und verabscheute seine Regierung, deshalb flehte der ganze Staat ihn, Konradin, den rechtmäßigen König an: er möge sie befreien von dem fremden Joche und in ihre Mitte eilen; er würde sie Alle bereit finden, Gut, Blut und Leben für ihn zu geben.

Ein Königsthron ist ein lockender Preis, sollte er, der er ja schon König war, vielleicht aus Furcht diesem Preise entsagen? durfte er ihm entsagen? — gewiß nicht! er konnte nicht und durfte nicht — jetzt, da man ihn selbst aufforderte, — um Alles in der Welt nicht; bereitwillig nahm er also öffentlich den Titel eines Königs von Sicilien und Jerusalem an und folgte mit seinem treuen Freunde Friedrich von Baaden den Versuchern.

Im ersten Freudenparoxismus hatte Friedrich seinem Freunde Konradin Alles versprochen und noch mehr, als dieser verlangte; schon den nämlichen Tag wollte er aufbrechen und so viel er konnte in seinem eigenen Gebiet für seinen Freund thun; Konradin ging in sein Herzogthum Schwaben, wo er auf die Liebe und Anhänglichkeit der Seinen trauen zu können glaubte, und beide fanden sich in Zeit von einer Woche wieder am Rheine zusammen, dann gemeinschaftlich den weiten Weg nach Sicilien anzutreten, wo ihnen, nach der Aussage der Abgeordneten, mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde neue Haufen zulaufen würden, so daß sie sich den Uebergang über die Alpen erzwingen und schon als Sieger in Sicilien einrücken müßten; dort aber würde Karl auch nicht einen einzigen Mann behalten, und im Triumph stände der König vor den Thoren Neapels, aus dem die beglückten Unterthanen ihm trunken entgegenstürzten. Daß sich

hieran noch eine lächelnde Ferne — der König von Neapel auch als römischer und deutscher Kaiser — schließen dürfte, ließen die klugen Italiener leicht hingeworfen merken, und so etwas konnte für den feurigen Jüngling, bei der Erinnerung an das, was sein Vater gewesen, und an das, was er hätte sein müssen, nicht gleichgültig bleiben.

Auch Friedrich sah dies Bild der Zukunft, es erschien ihm Alles so natürlich, so leicht, ein Unglücksfall war gar nicht möglich und mit der heitersten Miene von der Welt trat er zu seiner Jutta und erzählte ihr das Glück seines Freundes und wie er selbst sich bei diesem Unternehmen seine Spornen zu verdienen hoffte. Jutta wurde bleich wie der Tod, erst jetzt fühlte sie ganz, was Friedrich ihr war, und daß mit ihm auch die Freude, die Hoffnung ihres Lebens dahinsinken würde. Sich mühsam nur an der Lehne ihres Stuhls erhaltend, wünschte sie ihm Glück zu dem Abenteuer, an dessen Erfolg man gewiß bei der Rechtlichkeit des Unternehmens nicht zweifeln dürfe.

Friedrich sah ihr Erbleichen und erst jetzt fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er sie zurück wissen müsse, und lange, lange, vielleicht nie mehr sehen würde; es fiel ihm schwer aufs Herz, daß während der Zeit ein Anderer — ha! entsetzlicher Gedanke! fast scheiterte daran der ganze Eroberungsplan; aber durfte er dann das auch fürchten? hatte er nicht die Ueberzeugung, daß sie ihn liebe? ihn so liebe, wie er sie? glühend und ewig! zeigte sie es ihm nicht durch ihr Erbeben noch deutlicher? — Er stand ihr einige Minuten schweigend gegenüber, da sagte sie, sich gewaltsam fassend: „Wohl Prinz! Ihr werdet nach Italien, nach der äußersten Spitze von Italien ziehen und Eurem Freunde die Krone aufsetzen; Ihr werdet ihm seine Feinde besiegen und demüthigen helfen, und der versöhnte Papst wird dem jungen Könige noch die römische Kaiserwürde dazu verleihen; der Kaiser kehrt dann nach Deutschland zurück, aber der Freund bleibt, von dem dankbaren Fürsten mit dem Thron von Sicilien belohnt. Nicht wahr? so wird es kommen? so muß es kommen? — Nun, ich wünsche Euch im Voraus Glück dazu und — werde Euch dort, wie hier wissen und — für Euch beten," — sie hätte vielleicht noch mehr gesagt, aber Rührung erstickte ihre Stimme und sie wendete sich ab ihm die Thränen nicht zu zeigen, die ihr jetzt unaufhaltsam von den Wangen rollten. Da ergriff er hastig ihre Hand und rief: „Jutta! nur unter einer Bedingung würde ich die Gnade des Königs, wenn es Alles so kommen sollte — nicht zurückweisen, nur unter der einzigen,

daß meine Jutta den Thron Neapels mit mir theilte; sonst — bei Gott im Himmel, baute ich mir in Oberfell eine Burg, in die ich die Geliebte führte, und gäbe Königs- und Herzogstitel Preis! — Mehrere Eintretenden hinderten eine vielleicht zärtlichere Ergießung. Friedrich nahm deshalb Abschied und in kurzer Zeit hörte man nichts, als den Zug des jungen Königs von Sicilien und seines Freundes Friedrich von Baaden nach Italien.

Nur spärlich gingen die Nachrichten von dort ein, wo der Briefwechsel und die Postverbindung zwischen dem adriatischen und mittelländischen Meere mit dem Rhein noch nicht den heutigen Höhepunkt erreicht hatte, und sich die Ritter überhaupt besser aufs Schwerd als auf die Feder verstanden. Dessungeachtet hieß es nach einiger Zeit, daß der Anfang des Unternehmens ganz den Erwartungen entsprochen habe. Das Heer nur sehr klein zuerst, sei nach und nach gewachsen, und Konradin schon an der Spitze von 16000 kampfbegierigen Soldaten über die Alpen gegangen. Jetzt schwiegen die Berichte lange Zeit, ein anderer Gegenstand lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich: König Richard, der von London aus das deutsche Reich regierte, war an den Rhein gekommen, sich einmal in seinem Besitzthum umzusehen, und etwaigen Unruhen, zu Gunsten des jungen Konradin, vorzubeugen, vielleicht auch, um sich Geld zu holen.

Ein halbes Jahr war seit der Abreise der Prinzen aus Frankfurt verstrichen, da verbreitete sich plötzlich ein dumpfes Gerücht von der Niederlage der Deutschen und dem Siege Karls von Anjou. Zitternd lag Jutta von Oberfell auf den Knieen vor dem Altare des Klosters Rosenthal und betete für ihren Friedrich, aber eine dunkle Ahnung weissagte ihr Unglück. So lange als möglich suchte man dem verlassenen armen Mädchen die Wahrheit zu verbergen, da sprach aber schon Jeder längs dem Rheine und der Mosel davon und die Priorin übernahm es nun, ihr das, was sie lange schon gefürchtet, so schonend als möglich beizubringen.

Wie die Sage berichtet, war Konradins Heer glücklich über die Alpen und siegreich bis in Unteritalien vorgedrungen, aber Karl von Anjou verließ sich nicht blos auf seine Sicilianer, er schaffte sich, bei der Annäherung der Deutschen ein französisches Hülfskorps und rückte jenem nun bis Tagliacozzo entgegen. Konradin nahm die Schlacht sogleich an, und schon waren die vordersten Reihen der Feinde über den Haufen geworfen, und freudig glaubte der jugendliche Feldherr nun den Sieg verfolgen zu müssen, da stürzte der erfahrnere Karl



Burgen und Bischofstein.

mit seinem Hinterhalt hervor, umringte die zu raschen Gegner, schlug sie total und nahm die beiden Führer Konradin und Friedrich mit vielen andern Verwundeten gefangen.

Ohne einen gerechten Grund zu haben, ließ der erbitterte Karl ihnen den Prozeß machen und beide öffentlich zu Neapel enthaupten.

Halb ohnmächtig hatte Jutta das Entsetzliche angehört, dann ließ sie einen Akt aufnehmen, nach welchem sie alle ihr zu Oberfell gehörigen Güter, Waldungen, Zinsen ꝛc. dem Frauenkloster Rosenthal vermachte und nur eine jährliche Abgabe, 6 kölnische Denaren, zu ihrem Unterhalt auf Lebenszeit ausbedung, mit denen sie sich in die abgelegenste Stille zurückzog und ihrem Schmerze so wie dem Troste der Religion lebte.

Vor Oberfell wird der Pfad längs der Mosel allmälig schmaler, bis er durch einen gesprengten überhängenden schroffen Felsen führt und man nun, um eine Ecke biegend, plötzlich die Aussicht auf den ansehnlichen Flecken Alken und der früher so bedeutenden Burg Turon oder Thurant an und auf dem von dort sich steil erhebenden Berge, hat.

Hier soll früher eine der Schifffahrt sehr gefährliche Stelle gewesen sein, und manches Fahrzeug ist, von der Strömung gegen den Felsen geschleudert, an jener Ecke zertrümmert. Wahrscheinlich ist dies der Grund, daß man dort die Statue des heil. Johann von Nepomuck, zwischen den Klippen angebracht, wenigstens erinnert es uns an eine Zeit, wo der Glaube die fromme Brust des Christen erfüllte, und nur ein kalter Spötter wird ungerührt zu dem sinnigen Bilde hinaufblicken.

Die Burg Turon macht noch jetzt in ihren Trümmern einen ganz eigenen erhebenden, oder wenn man will schaurigen Eindruck, und das Großartige, das noch unverkennbar in den beiden wohlerhaltenen Thürmen sowohl, als in der sich weit an dem Berg fort erstreckenden freilich größtentheils zerfallenen, Ringmauer liegt, zeigt uns gleich, daß sie, abweichend von den meisten andern gewöhnlichen Burgen, einem vornehmen Herrn als Aufenthalt gedient hat.

Ums Jahr 1209 durch den Bruder des Kaisers Otto IV., den ritterlichen Pfalzgrafen Heinrich, Herzog von Braunschweig, erbauet, der damals, als der Kaiser nach Rom gezogen, das deutsche Reich verwesete und sich häufig am Rhein und an der Mosel, besonders hier in Alken aufhielt, wo er seine Geliebte, die Erbfürstin von der Pfalz, Agnes, zum Altar führte (eine Begebenheit, auf die ich später, wenn es mir der Raum gestattet, wieder zurückkommen werde), erhielt es

sich bis 1250 unter pfälzischer Herrschaft, bis es denn auf eine Zeit lang an Köln kam. Die Nachfolger des edlen Heinrich waren nicht von dessen Geiste beseelt und Burggraf Zurn hauste furchtbar in der ganzen Gegend. Ein Menschenleben galt ihm gar nichts und eine brennende Hütte oder ein ganz in Flammen stehendes Dorf begeisterte ihn zu der ausgelassensten Freude. Um seinen Gästen ein interessantes Schauspiel zu geben, ließ er seine unglücklichen Unterthanen an die äußerste Spitze des Felsens führen und sie mit beispielloser Grausamkeit hinab in den Abgrund, in den Strom stürzen, oder in der Nähe ein Dorf in Brand stecken, sich an dem Jammergeschrei der Armen, die dadurch Alles verloren, zu weiden. Jeder, der diese Straße zog oder zu Schiff die furchtbare Burg passirte, lief Gefahr, durch seine Leute rein ausgeplündert und nicht selten auch ermordet zu werden; zu dem Ende soll er auch eine ungeheuer schwere eiserne Kette von einem Ufer der Mosel bis zum andern gezogen haben, wodurch der Strom gesperrt und jeder von selbst schon zu einem gewissen Durchgangszoll gezwungen wurde.

Da wandte sich die Gegend an den Landesfürsten, den milden und gerechten Erzbischof Arnold von Trier, und obwohl selbst in andere Kriege und Händel verwickelt, fühlte dieser Edle doch die Noth der Armen und die Wichtigkeit, ihnen Beistand zu leisten, weshalb er mit einem starken Heerhaufen nach Alken zog und die Burg von allen Seiten einzuschließen anfing. Täglich kamen neue Beschwerden, neue Klagen bei ihm ein und man konnte nicht genug von dem Tyrannen erzählen, der Gott und Menschen lästerte und kein anderes Recht kannte, als das, welches ihm die Gewalt seines Armes, die Kraft seines Schwertes gab.

Vergeblich aber mühten sich die tapfern Trierer, denen viele benachbarte Krieger zu Hülfe kamen, die feste Burg zu erobern und so mancher Brave blieb beim Sturme durch einen feindlichen Pfeil oder Stein, den sie von Oben herabwälzten, oder Bäume, die auf gleiche Weise heruntergeschleudert wurden und oft hunderte zugleich, welche eben den Berg erklettern wollten, mit in die Tiefe niederrißen. Höhnend stand aber der wilde Zurn oben auf der Zinne des Thurms und sah lächelnd auf die Belagerer hin, die sich, wie er schwur, alle den Schädel an seinen Burgpfosten, dem Felsen, zerschmettern sollten. Da rückte Erzb. Konrad mit einem köln. Heerhaufen seinem Freunde Arnold als Beistand heran, und Beide suchten nun vereint zum Wohle der Menschheit das Raubnest zu stürmen.

Zwei Jahre hatten sie es belagert, aber unermüdet gelobten sie sich Stand zu halten und so wie jener den Teufel, riefen sie den Allgütigen zum Zeugen ihres Schwures. Jetzt endlich wurden die Lebensmittel nach und nach im Schlosse verzehrt, auf eine so ausdauernde Belagerung hatte Zurn nicht gerechnet uud er mußte zu seinem Vetter, dem Pfalzgrafen schicken, und um Unterstützung und Entsatz bitten. Dieser kam auch mit einem Kriegsheere die Mosel herauf gezogen, schloß indeß mit den Erzbischöfen einen Vergleich, nach welchem den Belagerern die Burg übergeben werden und Zurn die Gegend räumen sollte.

So wurde also das Ungeheuer vertrieben und die Alliirten zogen in Turon ein. Die Bewohner der benachbarten Dörfer konnten sich wieder ihres Eigenthums erfreuen, die Kette wurde zerschlagen und Schiffer und Wanderer zogen ungestört ihres Weges; auf dem der Burg gegenüberliegenden Berge ließ aber der Erzbischof eine Kirche bauen um der ewigen Barmherzigkeit hier den Tribut des Dankes und der Liebe darbringen zu können, und noch in spätern Jahrhunderten wurde sie mit frommer Gottergebung und der Erinnerung an jene frühere schreckliche Zeit, von den umliegenden Einsassen, fast täglich besucht.

Die Sage will nun noch als wahr verbürgen, daß in dem entscheidenden Augenblick, wo eine Rettung der Veste nicht mehr möglich war und Zurn einer vielleicht schmählichen Gefangenschaft entgegensah, die ganze Besatzung durch einen unterirdischen Gang, dessen Oeffnung weit davon entfernt, jedem Andern unbekannt, zu entkommen gesucht hätte und nur noch ein einziger übrig gewesen, als die Thore gewaltsam gesprengt wurden. Zurn selbst habe sich in die italischen Kriege gemischt und sei auf diese Weise aus Deutschland verschwunden. Andere lassen ihn wieder zwischen vier feuchten Thurmwänden langsam verhungern und noch andere führen ihn über den Rhein, wo er sein Raub- und Mordsystem von Neuem anfängt.

Gewisser aber als dies soll eine Strafe sein, die man mit dem Dorfvogt vorgenommen, der unter der Maske der Freundschaft die Belagerer getäuscht, und heimlich dem Zurn immer Nachricht von jedem wichtigen Ereigniß gegeben, früher aber schon alle seine Schuld und Bubenstücke getheilt habe. Man ließ nämlich von der Burg bis zum gegenüberliegenden Felsen quer über die ungeheuere Thalschlucht ein Seil spannen und den Vogt in jener grausigen Höhe hin und her wippen. In der schrecklichsten Todesangst suchte er sich mühsam

zu halten, da wurde plötzlich das Seil zerschnitten und er stürzte in die Tiefe hinab.

Man zeigt noch jetzt ein altes auf Tuch gemaltes Bild, auf welchem die Scene, wie dieser Vogt dort proper und hübsch gekleidet, mit vorgestreckten und gefaltenen Händen gleichsam in der Luft schwebend, gewippt worden; ein warnendes Beispiel allen Verräthern, daß die Strafe früh oder spät den Schuldigen treffe, und im Verzuge nur um so härter wird.

Noch mehrere Gemälde und Alterthümer finden sich unter den Häusern in Alken und häufige Ausgrabungen von alten Münzen, Hausgeräthen, Armaturstücken, — Waffen, Kopfbedeckungen, Schildern — und Särgen, hier wie weiter aufwärts an beiden Moselufern, bezeugen den frühern langen Aufenthalt der Römer, so wie dies noch näher die in Stein gehauenen, noch lange lesbar gebliebenen Worte: „Tullo Volcatio Tribuno" bezeichnen dürften. Der Stein selbst, ein Verlust für Freunde von Alterthümern, wurde von einer Wasserfluth 1745 von dem Hauptfelsen los und in den Strom gerissen, von wo man ihn später zur akademischen Sammlung nach Manheim gebracht haben soll. Der ganze Weg von Alken bis zur Höhe ist mit recht gutem Weine bebauet und liefert fast alle Jahre eine ergiebige Erndte; das war aber auch besonders bei der vorbenannten Belagerung nöthig, denn wie die Münster-Maifelder Nachrichten sagen, sind während derselben von den Belagerern nicht weniger als drei Tausend fünf hundert Fuder Wein getrunken worden. Durst werden sie also nicht gelitten haben. (Ein Fuder Wein enthält 7 Ohm oder 840 Quart, also 3500 Fuder 2,940,000 Quart.

Am Fuße des Berges liegt noch ein anderer, vermuthlich später erbauter Burghof, den Herren v. Wiltberg früher zugehörig, die außer dem noch bedeutende erzstiftliche Güter zur Lehen trugen. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts war einer derselben, Freiherr Franz George, Geheimerath und Amtmann zu Wittlich, wie Befehlshaber der churfürstlichen Leibgarde. Man erkennt von der Mosel und dem gegenüberliegenden Ufer das noch jetzt wohnliche Hauptgebäude dieser Burg, auf das man die Spitzen und Thürmchen im Jahre 1600 vor Anfang des 30jährigen Krieges von der obern Burg Thuron herabgeholt und gleichsam verpflanzt. Jene muß also schon damals nur noch als Ruine und Ueberbleibsel früherer Zeiten betrachtet worden sein, von der man das beste und passendste beliebig für andere Werke verwendete. Wir wollen indeß kurz noch das Geschichtliche dieses so

interessanten Ortes durchgehen, wie wir es in alten Urkunden sowohl als in späteren Nachrichten finden, und wie auch Klein in seinem Werke darüber spricht:

Schon im Jahre 1012 gab Erzbischof Megingaud zu Trier der Münsterer Martinskirche in Alken (Alkene) Weinberge und der Pfalzgraf Heinrich, der den Ort dann besaß, schenkte ihn 1093 mit allen Einkünften der Abtey Laach. In damaliger Zeit traf es sich indeß wohl, daß der Sohn oder Erbe eines solchen Verschenkers mit dem Schwerte in der Hand das Eigenthum seines Erblassers zurückforderte und man durfte einer solchen Gabe deshalb niemals länger, als bis zum Tode dessen, der es gegeben, versichert sein; ja oft fiel es einem wohl noch bei Lebzeiten ein, das Verschenkte zu reklamiren, da er sich wieder besonnen hatte, und so dürfen wir uns nicht wundern zu hören oder zu lesen: der Sohn schenkte dasselbe, was schon der Vater geschenkt hatte; aber der Sohn bestätigte eine solche Schenkung. So auch hier; der Stiefsohn des Pfalzgrafen Heinrich, Pfalzgraf Sifried, wiederholte diese um 1110 und im nämlichen Jahre wurde sie bestätigt vom Kaiser Heinrich V. (nicht wie Klein angiebt von Heinrich IV., denn der war schon im Jahre 1006 gestorben), der gesetzlich hiezu berechtigt war.

1138 wiederholte Papst Innocenz II. dies in der allgemeinen Bestätigungsurkunde für die Laacher Besitzungen, und später Erzbischof Arnold von Köln, als er nach der Verzichtleistung des Grafen Otto von Reineck Schutz- und Vogteirecht hier übernommen hatte.

So war also das Erzstift Trier Diöcesanoberer und Besitzer von Allodialgütern dort und Köln Laacher Schutzherr; deshalb machten auch diese beiden Erzstifter ihre Hoheitsrechte gegen spätere Eingriffe und Anmaßungen der Fürsten v. d. Pfalz geltend.

Erzbischof Friedrich von Köln verpfändete für 3000 Goldgulden dem Erzstifte Trier seine Hälfte an der Stadt Alken. Später kam diese Pfandschaft an den Schöffen Johann Sale zu Koblenz, der sie indeß minder theurer bezahlen mußte, dessen Wittwe, Meckel von Achenbach diese an den Erzbischof Theodorich 1419 zurückgab. Der reiche Conrad Beyer von Boppard mußte dem Erzbischofe das Geld dazu vorschießen und trat dafür in den Besitz anderer Pfandrechte, der Burg Zeltank, Dorf Rachtig u. a. m. Alken mit der Burg Thuron kamen an Köln, jedoch nur auf kurze Zeit, denn 1443 wurden sie aufs neue verpfändet und zwar mit Rhense für 1000 oberländische Gulden an Johann v. Pyrmont, Herr zu Ehrenberg. Von

diesem kamen sie 100 Jahre später mit der Hälfte der ganzen Herrschaft an Augustin von Braunsberg, kölnischen Amtmann zu Nurberg und Alken als Mannlehn. In der Urkunde heißt es: Unser Schloß und Ampt Alken, von Alters Duerant genannt, wovon erstes gantz buwesellich, und wie augenscheinlich solcher Gestalt ist, wo ime in Zeiten nit geraiten oder zu Hilff kommen, gantz und zumail gruntlich verwuesten wuerde. Der Belehnte verpflichtete sich dabei, eine Summe von 4000 Goldgulden hinein zu verbauen, welche Summe nach Erlöschen der Mannserben mit dem Pfandschillinge erlegt werden sollte. Später erhielten das Lehn der v. d. Beck, dann Wilhelm Reinhard Schöffert, abermal v. d. Beck und abermal andere. 1584 gab es Erzbischof Johann von Trier dem Heinrich von Wiltberg, und daher konnten auch die Wiltberg und der Burg Thuron beliebig abbrechen und auf ihre Burg zu Alken verpflanzen.

Diese Wiltberge nun stammen von Arnold her, welcher Herr des Schlosses Wiltberg im Sahnwalde war und um 1250 lebte. Ums Jahr 1436 erschienen Wiltberge zu Alken, und bald darauf verkauften sie ihr Besitzthum im Sahnwalde und blieben zu Alken. Merkwürdig wie diese Familie das Privilegium gehabt zu haben scheint, sehr alt zu werden; es gab nicht selten unter ihnen 70, 80 und 90, ja sogar 100jährige Greise, und 1622 starb einer von 106 Jahren. So auch die Frauen, welche in allgemeiner Achtung, oft als Aebtissinnen zu Marienburg und Engelport ein so hohes Alter erreichten. Ein Herr von Wiltberg, Maximilian, befand sich in spanischen Diensten unter Philipp II. auf der sogenannten — unglücklichen — unüberwindlichen Flotte. —

Wir haben bereits gesagt, daß die Burg Thuron (Duerant) oder doch mindestens das Schloß darin, durch den Pfalzgrafen Heinrich, bald nach seiner Rückkehr aus Palästina, etwa 1109, erbaut wurde; wir haben gesagt, daß die vereinte Kraft der Trierer und Kölner dasselbe 1248 erobert und auf dem sogenannten Blaidenberge, wo die Wurfgeschütze der Belagerer (Bliden oder Belyden) standen, zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau eine Kirche erbauet wurde, aber wir haben dadurch leider noch nicht die Kriege und Fehden ableugnen können, die fortwährend die Burg umtobten.

Um 1273 nahm Pfalzgraf Ludwig, obgleich er nicht im Besitz war, Burgmänner für Thuron in Pflicht; Erzbischof Boemund ließ sich 1300 vom Kaiser den Besitz des Kastrums durch eine eigene

Urkunde sichern und erst 1314 verzichtete Pfalz, nachdem dieser Streit noch manches Menschenleben gekostet hatte, auf seine Rechte an Münster-Maifeld und Thuron. 1344 gab Erzbischof Balduin das Schloß für 1000 Schildgulden an die Ritter von Schöneck in Pfand. So auch der kölnische Antheil; bald hatte es Johann, Graf von Sponnheim 1334, 1426 Elze von Oberstein u. a. m., bald mit, bald ohne Alken in Versatz. Trierische Burgmänner darauf waren: Diethard und Heinrich von Pfaffendorf, welche 1261 auf Befehl des Erzbischofs Heinrich von Vinstingen, dessen Gegner, den Abt von St. Mathias bei Trier, Theodorich mit seinen Begleitern dort gefangen hielten. Sie hatten ihm, als er von Rond auf der Koblenzer Straße nach Trier zurückkehrte — wo er eben den Erzbischof bei dem Papste verklagt — aufgelauert, überfallen und gefangen genommen. Erst nach viertehalb Jahren, als der Gefangene vor Gram beinahe gestorben war, gab ihn Heinrich von Vinstingen wieder frei; aber auch diese Begnadigung war für den Abt noch eine tiefe Demüthigung, und schwermüthig vertrauerte er den Rest seines Lebens in seinem Kloster, bei jedem leisen und unvorhergesehenen Geräusch in seiner Zelle oder in der Kirche ängstlich zusammenfahrend, da er immer glaubte, man komme und hole ihn in's Gefängniß. Vergeblich hatten während der Dauer jener Einkerkerung seine Freunde und Verwandte für ihn gebeten, vergeblich hatten die Klöster seiner Abtei ein reichliches Lösegeld für seine Freilassung zusammengebracht; der Erzbischof wollte kein Geld, er wollte die Qual und den Schmerz seines Feindes. Selbst der Papst hatte fruchtlos durch Briefe und Gesandte seinen Schützling zu befreien gesucht und erst als Clemens IV. nicht undeutlich merken ließ, daß, wenn seine Bitten fruchtlos bleiben sollten, er auch zu andern Mitteln greifen könne; erst als noch andere Fürsten laut ihre Unzufriedenheit äußerten, — erst da befahl er den Gefangenen zu entfesseln, weidete sich an seiner bleichen zerrütteten Gestalt und ließ ihn nach St. Mathias begleiten. Mit Thränen der Freude und des Kummers umringten ihn die Seinen und führten ihn in den Tempel wo sie alle um ihn her, so wie er selbst auf den Knieen, ein stilles Dankgebet gegen den Höchsten verrichteten.

Von 1318 an folgten mehre Burggrafen als: Hertwin von Winningen, Conrad von Schöneck, Johann von Löf, Werner v. d. Leyen, Peter v. Elz u. s. w. Die Thuronischen Lehngüter lagen auf beiden Seiten der Mosel von Müden abwärts bis Winningen, aber auch in den anliegenden Gegenden des Hundsrückens und der Eifel.

Jenseits Alken ist wieder, wie an den meisten Stellen der Mosel, eine herrliche Gemarkung und alle ländlichen Acker-Erzeugnisse sieht man in der üppigsten Fülle.

Dem Flecken gegenüber am Anberge liegt Catanas, das vielleicht seinen Namen von „catena" (Kette) ableitet, die nach der Sage, wie oben bemerkt, zur Flußsperre bestimmt gewesen. Weiter aufwärts finden wir den recht angenehm gelegenen Pfarrort Löf, wenn auch minder wichtig und historisch als Alken, Gondorf, Cobern ꝛc., doch auch in mancher Beziehung ehrwürdig, und es gab hier der ritterlichen Besitzer so gut wie anderswo. Besonders hielten sie (die Wepelinge und ihre Nachkommen) auf den Ruhm, die größten Trinker zu sein, und wie sehr sich auch andere, als die Waldecker, Schönecker und Ehrenberger darauf zu Gute thaten, in dieser Beziehung ein Wort mitsprechen zu können, so waren doch alle ihre Bestrebungen, jene nieder zu trinken, umsonst. So erzählt man sich noch eine Anekdote, die freilich nicht verbürgt ist, aber doch wahr sein soll: Johann von Ehrenberg hatte sich systematisch darauf geübt, seinen Gegner zu bezwingen; ein ganzes Jahr hindurch beschäftigte er sich mit nichts als trinken und hatte es bis zum Pfingstfeste so weit gebracht, daß er sich fähig fühlte, nach Löf hinüber zu schiffen; er hatte sich einen Pokal von 10 Quart Größe machen lassen, den er auf einen Zug wohl zwei, drei Mal hintereinander auszutrinken gelernt hatte, ohne deshalb merklich betrunken zu werden; und mit diesem seinem Probierstein forderte er nun seinen Feind heraus. Die von Waldeck und Schöneck sahen ihn erstaunt den ungeheueren Behälter leeren und wollten ihm versuchsweise beherzt nachtrinken; aber der Erste verschluckte sich und der Zweite bekam etwas in die unrechte Kehle, daß sie beide sich überwunden erklären und um gewöhnliche kleine Quart-Gläser (Pokale) bitten mußten, die sie lieber zehn Mal nach einander austrinken wollten. Selbstgefällig blickte der von Ehrenberg auf sie hin und nöthigte nun den Hauswirth, den Ritter Gerhard von Löf bald zu trinken, da er schon wieder durstig geworden sei. Gerhard ließ sich den schweren Pokal füllen und trank ihn nach, dann aber sprang er auf und sagte: „Ihr klagt über Durst Herr Ehrenberg, auch mir wird die Zunge wieder trocken, wißt Ihr was? kommt mit hinunter in den Keller, wir wollen da uns jeder ein volles Stückfaß vornehmen, den Hahn herausziehen, uns davor legen und die Tülle in den Mund stecken, da lassen wir es eine oder einige Stunden laufen, und sind die leer, wird weiter gegangen. Der Löf läßt nicht

gerne von sich sagen, er habe seine lieben freundlichen Gäste durstig des Weges ziehn lassen. Und Ihr andern Herren begleitet uns und nehmt Eure Fingerhüte (Quartgläser) mit, man wird sie Euch, wenn sie leer sind, wieder füllen.

Johann von Ehrenberg konnte die Aufforderung nicht von der Hand weisen, da er ja eigentlich der Herausforderer war und in der Hoffnung, der Gerhard werde auch das Unmögliche nicht möglich machen können, folgte er, Muth zeigend, die steinernen Stufen hinab. Man ordnete das Gefecht, jeder legte sich unter ein Stückfaß von 1000 Quart, die andern setzten sich mit ihren Fingerhüten neben ein frisch-angezapftes ditto und die Diener klopften auf ein Signal des Herrn die Hähne los, daß der goldene Traubensaft schäumend hervor und ihnen in den Hals strömte. Der Ritter Löf ließ ihn, ohne zu schlucken, ruhig laufen, der von Ehrenberg aber, auf diese Waffen nicht vorbereitet, fing an zu schlucken, zu nießen, zu pruschen und — da lief ihm der Wein aus Nase und Mund wieder hervor; eine Weile versuchte er es noch, die Gegenquelle zu ersticken und gewaltsam zurückzudrängen, aber das ging nur, wie gesagt, eine Weile, dann mußte er den Mund zumachen und sich dadurch stillschweigend für überwunden erklären. Aber jetzt kam noch das schlimmste; im Scherze hatten sie sich selber an ihre resp. Stückfässer angebunden, und so konnte er mit dem Kopfe nicht fort und riskirte in der That, im Zeltinger (das war er) zu ersaufen. Sein Kumpan sah mit halben Augen die Gefahr des Freundes (momentanen Feindes) und lachte still vor sich hin, ohne den Mund vom Trichter zu ziehen, denn er gönnte ihm die Schlappe; endlich schrie der Unglückliche aus Leibeskräften, bis der zuströmende Wein ihm wieder den Mund verschloß, und die Diener eilten herbei, den Hahn zu verschließen und ihn loszubinden; ein gleiches geschah nun mit dem Ritter Löf, der dem Freiherrn die Hand reichte und wegen des gehabten Unfalls lachend bedauerte. Oben im Zechsaale angelangt, nöthigte er wieder zu Tisch und wollte nun mit den andern auch erst trinken, aber die hatten insgesammt genug; der von Ehrenberg, der ganz dick aufgeschwollen war, eilte ins Bad und die übrigen Herren machten sich ebenfalls reisefertig. Seit dieser Zeit hat aber nie wieder einer den Kampf mit Gerhard versucht und auch seinen Nachkommen glaubte man aufs Wort, wenn sie sich für die besten Trinker des Mosellandes ausgaben.

Darin setzten die Alten ihre Ehre, darin versuchten sie ihre Kraft. Freilich waren sie auch im Kriege ganze Männer und ein einziger

hätte es vielleicht mit dreien unserer heutigen Ritter aufgenommen, aber oft und wohl meistentheils war der Kampf auch nicht gerecht und so manches unschuldige Opfer fiel der Rache oder Verfolgung eines unversöhnlichen Feindes.

Etwas höher als Löf, am Gestade herauf, liegen die Trümmer der Sternburg, ein altes Burghaus, noch von grünen Gesträuchen und Zweigen umgeben und bewachsen, daß es sich aus einiger Ferne eben so malerisch als romantisch ausnimmt. Früher nannte man die Ruine auch den Tempelhof.

Der vorbenannte Gerhard, sowie Johann und Lorenz Gewer und Gebrüder Arnold und Lambert Hering waren Lehnsmänner Erzbischof Balduins. Johann und Friedrich von Löf waren 1344 des Erzbischofs Amtleute zu Alken und letzterer auch als Burggraf zu Ehrenburg. Die Vogtei dort war ein der Abtei zu St.-Maximin zugehöriges Lehn. Vom Grafen Ruprecht dem Virneburger, wurde es als Pallenzort an den Trierer Erzbischof Otto mit verpfändet. Ritter Heinrich zu Carden erhält 1423 Löfer Lehngüter vom Churfürsten Ludwig von der Pfalz. Später kam dies Lehn, das noch Heinrichs Bruder Arnold inne hatte, an Hans von Walbrunn, Burggrafen zu Alzei, bei dessen Familie es sich bis in spätern Zeiten erhalten hat. Die Freiherren von der Leyen erhielten von dem Erzbischofe Jakob jährlich 2 Fuder Thurnaer Wein. Als Koverner Lehn des Erzstifts brachte Agnese ihrem Gatten, Herrn auf Elz das „Himmelreich" zu. Dies Weingut, sowie alle andern größern und kleinern wechselten fast alle Jahrzehnten in ihren Besitzern.

Auf dem rechten Moselufer, etwas oberhalb Löf, liegt der recht anmuthige Ort Brodenbach; eine kurze Landstrecke und ein Bach, der sich durch die ungeheuren Felsen windet, trennt es von Alken. An dem ersten Hause des Dorfes sieht man ein steinernes Kreuz in den Thorweg eingemauert, das neben dem Ehrenberg-Pyrmonter Wappen die Jahreszahl: »anno myly. CCCCXLIIII.« trägt. Ueber dem sterbenden Heilande öffnet ein Pelikan seinen Jungen die Brust, und unten betet ein sterbender Ritter. Man glaubt, daß es früher in Ehrenburg gestanden und als ein Pfandstück an die Vorfahren des jetzigen Besitzers gelangt ist.

Weiter hinauf, jenseits des Dörfchens, ist ein nicht unbedeutender Steinbruch, neben einem Bergbache, der, wie die andern alle, im Frühjahr durch den geschmolzenen Schnee der Gebirge sehr reißend wird. Verfolgt man diesen Bach und kommt durch die von Bergen

gebildete Schlucht hindurch, so wird man plötzlich aufs angenehmste durch den Anblick auf die **Ehrenburg**, in historischer Beziehung vielleicht eine der interessantesten Burgen Deutschlands, überrascht, die sich im Hintergrunde eines üppigen Wiesenthales, etwa eine halbe Stunde von der Mosel auf einem ganz isolirt stehenden steilen Bergkegel erhebt. Man sieht freilich jetzt nichts mehr als Trümmer, aber auch diese Trümmer, rings von Bäumen und Gesträuchen umgeben, nehmen sich wahrhaft schön aus und geben das eigentliche Pikante der Ritterzeit mehr und ergreifender, als alle andern Burgen und Ruinen der Umgegend. Es ist, als ob sich das Thun und Treiben der Männer, die dort einst gehaust, dem Blicke deutlich vergegenwärtigte, und als müßte man jeden Augenblick noch den stahlgeharnischten, von seinen Knappen gefolgten, Gebieter dort den schmalen Schneckenpfad heraufsprengend, auf uns zu kommen sehen, so klar und tief greift das Bild jener Trümmer uns in die Seele.

Die Ritter der Ehrenburg waren weit und breit wegen ihrer Tapferkeit und ihres großen Besitzthums im Reiche geachtet; aber auch wegen ihrer Strenge und schonungslosen Härte überall gefürchtet. Sie waren zu einer Zeit so mächtig, daß die Erzbischöfe von Trier nicht selten in Kriegen mit ihnen den Kürzeren zogen, und am liebsten suchten diese deshalb so viel als möglich ihren Anforderungen zu genügen, sie nicht zu offenen, oder, was noch schlimmer war, zu geheimen Feinden zu machen und gaben deshalb gerne nach; oft aber wo sich dies nicht thun ließ, fühlten alle Diözesan-Länder die harte Faust der mächtigen Ehrenberge, die sich dann ein Vergnügen daraus machten, alles, was dem Erzbischofe angehörte, zu verderben und auf das grausamste zu verheeren. Oft belagerten sie mit starken Heereshaufen selbst Koblenz, und einmal steckten sie diese Stadt sogar in Brand, daß ein großer Theil davon abbrannte. Der Frieden kostete dem Erzbischofe große Summen und war doch nur temporär, denn auf eigene Verlassung aus Liebhaberei zum Kampfe oder auf Antrieb der pfälzischen Prinzen, fielen sie ihn immer von neuem an. Eine glückliche Zeit war dann für die Nachbaren, wenn — wie dies auch häufig geschah — die Herren der Ehrenburg mit dem Kaiser zu einer Landfehde ins Feld zogen, oder wie in den Zeiten der Kreuzzüge die Ritter selbst nach Palläftina ins gelobte Land gegen die Türken rückten. So z. B. focht einer unter dem Erzherzog Leopold von Oestreich mit bei Ptolomais, ein anderer vor Konstantinopel und ein dritter, als Templer, in Afrika, wo er bei der Landung Königs Ludwig des Hei-

ligen, dort gefangen wurde. Worauf wir später wieder zurückkommen werden.

So imposant aber die Burg in ihren Trümmern oben von dem Kegel herabsieht, so elend und klein ist das Dörfchen Ehrenberg, das rund um den Fuß des Berges liegt und mit seinen Lehm- und Strohhüttchen ein Bild des Kummers, des Jammers gewährt.

Eine historische Reihefolge, wie sie Prof. Klein in seiner interessanten Schrift geliefert hat, dürfte vielleicht manchem willkommen sein, deshalb lasse ich das, was dieser darüber sagt, hier folgen:

„Kaiser Friedrich der Rothbart entschied 1261 zwischen Pfalzgraf Conrad und Erzbischof Hillin von Trier, daß ersterem Burg Ehrenberg als erzstiftisches Lehn bleibe, letzterem Lohnstein und Kaimbt zurückgestellt werde. Zwei Ritter von Ehrenberg Zeugen 1190 bei der Belehnung der Pfalzgräfin Irmentrud und ihrer Tochter Agnes mit Schloß Stahleck durch Erzbischof Philipp von Köln. Conrad, Herr zu Ehrenberg, verzichtet 1242 auf den Hof Markenberg zu Gunsten der Abtei Romersdorf. Beide Friedriche, Vater und Sohn, um 1265 in vielfachen Fehden verwickelt. Heinrich 1276 vir nobilis de Ehrenb. Lehnsmann Erzbischofs Syfrid zu Köln gegen acht Mark Renten auf dessen Wald bei Namedy. Seine Wittwe Catharine von Brodenheim stellt die Capelle in Nörtershausen »sitam infra limites parochie de Lemene« wieder her, und weist aus ihrem Vermögen den Unterhalt eines Geistlichen an, der unbeschadet der Mutterkirche täglich dort Messe lesen soll, auch für sie und ihre Eltern fleißig beten. In der Elzer Sühne mit Erzbischof Balduin kommen 1336 nebst den Schöneckern und Waldeckern, Heinrich der Alte und sein Brudersohn Heinrich der Junge, Ritter auf Ehrenberg, vor. Letzterer stellt drei Jahre später einen Lehnbrief aus an den Pfalzgrafen Ruprecht über die ihm von seinem Oheim verpfändeten »Turn und Backhusz dasz darane stet und das Egelshusz etc. uff der Burg.« Vergleich, geschlossen 1356 von den gemeinen Rittern auf Ehrenberg mit mehreren benachbarten Schlössern auf die nächsten zwölf Jahre, bei welchem Herr Friedrich zu Ehrenberg, Herr Johann zu Elz, Herr Philipp zu Schöneck, Herr Conrad von Spegilberg zu Waldeck als künftige Schiedsrichter ernannt wurden. Schon früher traten Ehrenberger als Schultheiße der Stadt Boppard auf, z. B. im Anfange jenes Jahrhunderts. Ein solcher bei Festsetzung der Waldgrenzen und Wiederherbeischaffung davon entkommener Stücke. Friedrich, Herr zu Ehrenberg, 1368 belehnt von Graf Johann zu Sponheim mit dem erledig-

ten, früher Waldeck'schen Marschallamte, wozu Dorf, Gericht und Kirchsatz zu Sevenich gehörten: unter der Verbindlichkeit, jederzeit das gräfliche Banner zu tragen. Er, der letzte Mann seines Stammes, war es, der mit Koblenz in Fehde lebte, deren Bürger 1394 und 1395 vor das Schloß Ehrenberg zogen, daselbst großen Schaden anrichteten, aber es nicht erobern konnten. Pfalzgraf Ruprecht der Aeltere, Unterlehnsherr des Schlosses, dabei Pfandbesitzer von dessen Hälfte, stellte deshalb den Koblenzer Magistrat zur Rede. In seinem Briefe heißt es: »wir han vernommen, daz ir etwie dick fur dem Slosse gewest sin, und habent understanden, in den Borgfrieden daselbs, den wir verbonden sin zu beschutzen, grosen schaden zu dun.« Der Streit aber dauerte fort, und die Limburger Chronik erzählte auf das Jahr 1397: »Da verbrandten zu Coblentz mehr als zweihundert Gehusz: das Feur thät ein Ritter anstossen von Ehrenberg, der war ihr Feind.« In dieser Fehde, an welcher auch Erzbischof Werner Antheil nahm, verbrannte gleichzeitig Beckelnheim im Erzstifte Trier, von den Ehrenbergern angesteckt. Doch wurde dieselbe im Jahre darauf vom Pfalzgrafen Ruprecht und dem Grafen zu Nassau und Saarbrücken, Philipp, friedlich entschieden. Brandschatzung und aller Verlust sollten gegenseitig aufgehoben sein, die Gefangenen frei herausgegeben, die Getödteten vergessen. Ueber den eigentlichen Gegenstand des Streites, die von Trier eingezogene Lehnsschaft des Frohnshofes, der Güter und Gefälle in den fünf Stremminger Dörfern, den Hof zum Forst, Kirchsatz ꝛc. sollte ein Manngericht zu Boppard sprechen, und dabei der Ehrenberger hinsichtlich seiner Behauptungen »sweren zu den Heilgen und mit yem zwene unversprochen Manne, die zum Schild geboren sin, die die Sache nit angeet, und in siner degelicher Kost nit sin.« Am meisten Schwierigkeit machte der Wiedererersatz von hundert dreißig dem Erzbischofe genommener Schweine, für welche dieser hundert fünf und neunzig Gulden forderte. Friedrich, der sie zu theuer angesetzt fand, verstand sich endlich zu hundert Gulden. Im Jahre 1414 wurde Burg und Herrschaft Ehrenberg zu drei Theile getheilt, zwischen Pfalzgraf Stephan und den Erben Johann von Schonenberg dem Jungen und Cuno von Pirmont, zugleich ein Burgfrieden geschlossen. Nach dem Erlöschen des Schonenberg'schen Stammes mit dem genannten Johann, belehnte der Pfalzgraf 1426 den Cuno mit dessen Antheile. Ihm selbst, gleich mehreren seiner Vorfahren, stellte 1446 Churtrier einen Lehnsbrief über Burg und Heerschaft Ehrenberg, die Hälfte Rhein=

böllens, Burg und Stadt Simmern nebst Mannen, Leuten, Kirchsatzen u. s. w. als Oberlehnsherr aus. Nach dem Oberhirznacher Weisthume von 1451 hat »wer den obirsten Steyr zu Erenberg inne« zwei Dingtage wegen der Vogtei daselbst, zu der auch jene von Carbach und Quintenach gehörten, den dritten der Probst im Namen der Abtei Siegburg. Die Pirmonter Besitzer der Herrschaft zogen auch fortwährend die Sponheimer Lehnsgefälle der Umgegend. Kaiser Maximilian erhob 1495 Heinrichen in den Reichsfreiherrnstand. Durch den Tod des letzten Herrn von Pirmont waren dem Pfalzgrafen Johann, zugleich Grafen zu Sponheim, dessen zwei Drittheile zugefallen. Zwischen ihm und Philipp von Elz, dem Gatten Elisabeths, der Schwester des Verlebten, entstanden deshalb Irrungen. Nach mannigfachen Unterhandlungen wählten sie den Erzbischof Richard zum Schiedsrichter, der für seinen »besundern lieben Freundt und Gevattern« den Pfalzgrafen 1526 entschied. In Gemäßheit eines spätern Vergleiches mußte Elz 1538 die beiden Drittheile mit Zubehör nebst Registern, Zinsbüchern und Mannbriefen herausgeben: erhielt aber durch gütliche Uebereinkunft als Lehen für einen seiner Söhne den Ehrenberger Wald bei Nörtershausen, den Hof zu Boppard, das Dorf Ney rc. Auch kamen beide 1545, Heinrich von Elz, als Aeltester gemeinschaftlich mit seinem Bruder Friedrich, Herr zu Pirmont, in den Lehnsbesitz der ganzen Herrschaft mit Schloß und Thal, Gütern und Gefällen gegen achttausend Gulden rheinisch in Gold, welche sie an den genannten Pfalzgrafen bezahlten. Nach Friedrichs Tode belehnt 1561 Pfalzgraf Georg zu Simmern dessen vier Töchter, oder den von ihnen bevollmächtigten Oham Quad zu Landskron und Tomberg, Elisabeths von Elz Gatte, mit Ehrenberg, welches er auch bei der Theilung der Erbschaft behielt. Er und sein Sohn Johann Friedrich Quad wurden wiederholt von Chur-Pfalz damit belehnt: letzterer 1606 und 1612: sowie 1666 dessen Enkel Diethrich Daniel und Ernst Giesbert von Eloidt, Söhne Mariens Julianens v. Quad. Dieses geschah wiederholt 1686, 1702, 1734, 1744 rc. Benedikt, Freiherr von Elodt, Herr zu Landskron und Ehrenberg, trierischer Hofrichter, adelicher Lehnshof-Thürwärter rc. starb unverheirathet 1798. Freiherr von Stein zu Nassau, Abkömmling einer Schwester des letzten Johann Friedrich Quad und Graf von Nesselrode, Erbe der Herrn von Prempt, deren Altmutter Schwester der Marie Juliane Quad, Verehligte von Elodt gewesen, ergriffen sofort Besitz.

Hinsichtlich der Pfälzisch-Trierischen Lehnsverhältnisse ist noch im

Allgemeinen zu bemerken, daß Kaiser Ludwig der Baier 1340 einen Vertrag beurkundet, der zwischen Erzbischof Balduin von Trier und dem Pfalzgrafen Rudolph geschlossen wurde. In Gemäßheit desselben erkennt letzterer alle seine Besitzungen auf der linken Rheinseite als trierische Lehen an, ausgenommen seine Güter in den Thälern von Bacharach und Diebach, nebst wenigen andern »bona seu feoda et rotrofeoda, quae in archiepiscopatu Trevirensi tenent aut tenere debent Comites Palatini ab illa parte Reni, ubi Treviris sita est, quae a nobis, seu ab imperio, aut ab aliis dominis in feodum non dependent, hominibus et bonis suis in vallibus Bacharach et Dytpach etc., duntaxat exceptis recipere et tenere debeant in feodum Trevirense.«

Es war schon früher eines Ritters von Ehrenberg gedacht, der unter dem Erzherzog Leopold von Oestreich vor Ptolomais mit focht.

Friedrich, so hieß dieser, war von der Natur schön und kräftig gebildet und hatte viel ritterliche Galanterie gegen die Damen, deshalb durfte man bei den übrigen Vorzügen, die er, vermöge seiner Stellung, als der mächtige Herr von der Ehrenburg, bieten konnte, sich nicht wundern, den stolzen Mann in der Damenwelt sehr accreditirt zu finden. Friedrich war gewandt und geistreich und belebte so eine jede Gesellschaft, die er besuchte; dabei hütete er sich wohl, sein abstoßendes Wesen hier zu zeigen, und wie jähzornig und hart, wie eigensinnig und willkürlich er sonst war, davon sah man im geselligen Kreise nichts, und fand nur, was er freilich auch war, den liebenswürdigen galanten Ritter. Deßungeachtet schlug ihm aber gerade das Herz, das er am meisten für sich schlagen wünschte, das Herz der sanften und frommen Adelheid, am wenigsten; ob auch manches andere zarte Mädchen den herrlichen Mann mit heimlichem Sehnen kommen, mit einem bangen Seufzer scheiden sah.

Adelheid war die Tochter des Grafen Rudolph, eines älteren Waffengefährten Friedrichs; denn Friedrich war kein Edelknabe von 20 Jahren mehr, er hatte sich schon im Felde versucht, und in des Kaisers Gefolge bewiesen, daß er des Ritterschlags würdig sei. So war er, seinen Freund, den Grafen in Wittlich, zu besuchen ausgezogen, und ließ dort, was er gewiß nicht geahnt hatte, sein Herz zurück.

Adelheid sah ihn, hörte ihn gern, aber sie fühlte keine Liebe für den Mann, der ihr, bei ihrer einfachen Erziehung, zu vornehm, zu kalt schien. Friedrich — gewohnt überall zu siegen, selbst eh' er es

noch wollte, bemerkte recht gut, daß er Adelheid gleichgültig für ihn ließ, und nur desto leidenschaftlicher regte sich in ihm der Wunsch, sie zu besitzen. Geliebt oder nicht geliebt, am Ende gleich viel, er entdeckte sich dem Vater, dem Freunde, und willig gab Rudolph ihm seinen Segen; denn die Parthie gehörte zu den glänzendsten im Lande. Adelheiden wurde, nach der Sitte der damaligen Zeit, nur gesagt, daß Friedrich ihr Verlobter sei, und sie erwiderte, ebenfalls nach der Sitte der damaligen Zeit, diese Anzeige mit einem sittsamen Knix, während sie mädchenhaft erröthete. Bald kam auch der Hochzeitstag heran, und die Vermählung wurde mit dem einem solchen Bräutigam gebührenden Glanze vollzogen. Dreihundert Gäste von nah und fern mußten das Fest, das acht Tage dauerte, verherrlichen, und so wie die holden Mädchen still bei sich die glückliche Adelheid beneideten, gestand sich andererseits wieder die junge Männerwelt, daß Friedrich wirklich ein herrliches Weib habe. Am meisten von Allen fühlte dies vielleicht des Bräutigams jüngerer Bruder Heinrich, der weniger auffallend schön, als Friedrich, dennoch etwas sehr einnehmendes in seinen Gesichtszügen hatte; ein leiser Anflug von Schwärmerei machte dies noch interessanter, und in unsern Tagen würde Heinrich unbedingt den Rang vor seinem Bruder, und bei jeder Dame vor diesem den Sieg davon getragen haben; damals aber imponirte die Stärke, die Kraft, und ein weibischer Mann, wozu man alle diejenigen rechnete, die nicht mit kaltem Blute einige Dutzend Köpfe herunterhauen und seinem besten Freund um geringer Ursache willen, das Schwert durch den Leib rennen konnte, war ein zwitterhaftes Wesen, das sich nur in sehr seltenen Fällen der Theilnahme des schönen Geschlechts erfreuen konnte; deshalb machte auch Heinrich kein Glück, und wenn er neben dem herkulischen Friedrich stand, so schien ihm höchstens ein mitleidiges Achselzucken zu werden.

Nicht aber so Adelheid; das bescheidene stille Wesen des jungen Mannes, der leise Kummer, der aus den hübschen Augen, von der gefurchten Stirn sah, und alles was er that, was er sagte und zu fühlen schien, alles das machte auf sie einen ungewöhnlichen Eindruck und erfüllte ihre Brust mit inniger Theilnahme für ihn. Aber bei der Theilnahme blieb es auch, denn mochte sie immerhin mit einem unterdrückten Seufzer fühlen, daß sie mit Heinrich, der so ganz für sie geschaffen war, glücklicher sein würde, als mit dem Gatten, so war sie doch einmal mit unauflösbaren Ketten an diesen gebunden und hatte für den Schwager nur — Freundschaft.

Die Ehrenburg.

Friedrich führte seine junge reizende Gattin auf Burg Ebrenburg ein, und die Vasallen kamen herbei, ihr zu huldigen.

Er war stolz darauf, die schönste Frau der Gegend, vielleicht des ganzen Landes zu haben und Alles bestätigte ihn darin noch mehr.

Die Flitterwochen verstrichen unter Besuchannehmen und Besuchgeben, und Adelheid fand in ihm noch den galanten, zärtlichen Liebhaber; als aber diese Zeit vorbei war, sie sich in ihrem Betragen gegen ihn gleich blieb, nämlich zuvorkommend, höflich und willig für seine Wünsche, aber ohne Liebe, ohne Leidenschaft, wurde er nach und nach ernster, kälter, hörte auf ihr zu schmeicheln, sah sie finster an und zog sich endlich immer mehr von ihr zurück; wild stürmte er hinaus in den Forst, durch die Berge zu jagen, und oft kam er in vielen Tagen nicht mit ihr zusammen. Sie wurde nachdenkend; aber es schmerzte sie wenig, sie liebte ihn ja nicht und wußte in ihrem Betragen gegen ihn nichts zu ändern. Im Gegentheil, es war ihr dies Verhältniß lieber, als jenes frühere; denn ungestört konnte sie sie nun ihren Träumereien nachhängen. Aber wie das Erste war auch das Zweite nur vorübergehend gewesen, und er warf die Maske, die er noch vorgenommen, jetzt plötzlich von sich. „Wozu mich verstellen?“ — fragte er sich selbst — „ich bin des Gaukelspiels müde und will mich zeigen, wie ich bin.“

Arme Adelheid! das hattest du wohl nicht in ihm gesucht, das hatte auch dein edler Vater nicht geglaubt, sonst wärest du wahrlich nicht seine Gattin geworden!

„Ich weiß es wohl!“ — sagte er zu ihr — „daß Ihr mich nicht liebt, daß Ihr mich geheirathet habt, weil Euer Vater dies gewünscht, und — weil Ihr selbst vielleicht den Wunsch hattet, groß und geachtet zu werden; aber Ihr sollt Euch doch verrechnet haben, wenn Ihr auch den Mächtigsten im Lande Euch in ritterlicher Galanterie unterthänig glaubtet; ich konnte meinen Stolz bezwingen und Euch so manches Opfer bringen; aber der Mann, dem tausend Weiberherzen sonst entgegenschlugen, und dem die Ersten in Deutschland sich freudig hingeben würden, der glaubte auch ein Recht auf die Liebe der Einen zu haben, die er allen andern vorzog und zu sich empor hob. Ich wollte Euch nicht übereilen und ließ Euch bis heute Zeit; aber jetzt ist meine Ruhe, meine Geduld am Ende. Unser Verhältniß wird sich nun in soweit ändern, daß Ihr in mir — nicht den Geliebten, nein! der sollte ich Euch ja nicht sein — sondern den Herrn, den Gebieter zu sehen habt, und auch die kleinste Gunstbezeugung nur

eine Gunstbezeugung ist, die Ihr von mir zu erbitten wissen werdet. Ich will Euch Zeit lassen, in Eurer Kammer zu überlegen, was besser war: des Herrn Sklavin oder des Herrn Herrin zu sein. Jetzt geht und verlaßt Euer Zimmer nicht, ohne meine Erlaubniß."

Er ging und ließ sie betroffen, erschrocken stehn. Sie wußte nicht, ob sie wache oder träume? ob es möglich sei, daß ihr Gatte in solchem Tone mit ihr gesprochen habe, oder ob —? da trat, um sie zu überzeugen, einer der alten Diener des Ritters, der Kerkermeister Filiot, mit einem Gesicht, das der Teufel selbst hätte für sich beneiden können, zu ihr heran und ersuchte sie, ihm auf ihr Zimmer zu folgen, da er Befehl habe, sie dort zu verschließen, und entsetzt erkannte sie ihre Lage.

Mit Thränen verlebte die Unglückliche ihre einförmigen Tage, deren keiner ihr die mindeste Freude brachte; aber auch der Ritter fühlte sich nicht froh, mogte er in dem Gewühle der Zerstreuung, in dem Jubel der Jagd für den Schmerz, den er nicht bekämpfen konnte, Erleichterung suchen — es preßte ihm nur um so heftiger die Brust zusammen, und oft sprang er Nachts wild von dem Lager, auf dem er vergeblich die Ruhe der Seele hoffte, empor und schritt, wie ein schreckbringendes Gespenst, durch die Säle des Schlosses.

Da kam ihm der Ruf nach Ptolemais wie erwünscht, er bereitete Alles zu seiner Abreise vor, befahl dem alten, hämischen Filiot seine Gemahlin, die er gegen jeden für krank ausgab, strenge zu bewachen; übergab seinem Bruder Heinrich, der zu Trier wohnte, seine Besitzungen provisorisch und bestimmte ihn, für den Fall, daß er nicht wieder heimkehren sollte, zum Erben aller dieser Güter.

„Und deine Gattin?" — fragte Heinrich verwundert — „mich dünkt, sie steht dir doch näher, als ich?"

„Schweig von ihr" — fiel Friedrich ernst und befehlend ein — „komme ich nicht wieder, so mag sie zu ihrem Vater zurückziehen, sie hat keine Ansprüche an mein Herz, sie kann auch keine an meine Reichthümer haben. Doch — sie wird vielleicht einen andern Ausweg wissen und hoffentlich mich nicht überleben; sie soll, wie ich höre, beständig kränkeln; ich habe sie lange nicht gesehen. — Stirbt sie, wohl, so wird sie begraben, und ich will nichts dagegen haben, daß sie in unserer Gruft beigesetzt werde."

„Du hast sie lange nicht gesehen?" — fragte Heinrich verwundert — „und doch ist sie krank? und sie hat keinen Anspruch an dein

Herz? — wie verstehe ich das? — und ich sollte dein Erbe sein, wenn du selbst vielleicht beerbt, und ein Sohn —"

„Schweig!" — donnerte ihm Friedrich mit wildrollenden Augen zu — „schweig! ich befehle es, wenn du nicht den Bruder dir in den bittersten Feind verwandeln willst. Es bleibt bei dem, was ich darüber bestimmt habe, und nun kein Wort weiter."

Heinrich, der sanfte stille Heinrich vermochte nicht, dem Bruder zu widersprechen, und wie heftig er sich auch erschüttert fühlte, war er doch von je her Gehorsam gegen den Aeltern gewohnt gewesen. Friedrich reichte ihm ohne Gefühl die Hand, die Heinrich innig gerührt ans Herz drückte, und warf sich dann auf das wiehernde Roß, auf dem er, gefolgt von einigen hundert Vasallen, den Berg hinab und weiter den Wiesenpfad durch die Thalschlucht nach dem Strome sprengte.

Stumm sah ihm Heinrich nach und blieb noch lange auf der Stelle stehen, die ihm durch Friedrichs Abschied wichtig geworden. Dann aber ging er langsam ins Schloß zurück und auf sein Zimmer, sich seinen Gedanken, seinen wechselnden Empfindungen zu überlassen.

Adelheid sollte Friedrichs Liebe nicht verdienen? — sie, die so ganz dazu geschaffen, einen Mann zu beglücken, sie sollte ihn kalt gelassen haben? o wenn er, er selbst — halt! was war das? Adelheid war die Gattin, war das Eigenthum seines Bruders und mogte dieser auch ihren Werth verkennen, ihm sollte sie unantastbar, heilig bleiben.

Die ersten Tage ging er still umher und wagte nicht, nach ihr zu fragen, er wollte sie, wo er sie fände, vermeiden, wollte mindestens nicht mit ihr sprechen, und wünschte deshalb, ihr nicht zu begegnen; desungeachtet glaubte er sie bald auf dem Hofe, bald im Garten, bald im Schlosse selbst zu bemerken, bis er sich immer getäuscht fand, und nun erst fiel ihm ein, daß sein Bruder gesagt, sie sei krank, und sogar die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß sie bald sterben würde. Jetzt konnte er sich nicht länger bezwingen, es war ja Theilnahme, war Pflicht, der hülflosen zu nahen und Hülfe zu schaffen. Er fragte nach ihr, man zuckte die Achseln und schwieg; er fragte dringender, man verwies ihn an den Kerkermeister Filiot. „Was kann denn der mit der Burgfrau zu thun haben?" — er nahm nun einen der andern Diener vor, drohte ihm, wenn er nicht die Wahrheit gestehen werde, mit harter Strafe, und erfuhr — was er für unmöglich gehalten hatte. Seit drei Monaten war die Arme, wie eine Gefan-

gene in ihrem Zimmer verschlossen worden, ohne ein anderes menschliches Wesen, als den Filiot zu sehen, der ihr Kost gebracht hatte, und auch die kleinste Bitte hatte man ihr kalt und fühllos verweigert. So ruhig und sanft auch Heinrich immer war, so empörte ihn doch eine solche Handlung, und er beschloß, ihr die Freiheit zu geben, möge auch daraus entstehen, was da immer wolle.

„Wo ist die Burgfrau?“ — redete er den Burghort oder Schließer an, den er sogleich zu sich rufen ließ.

Filiot zuckte die Achseln, sah vor sich nieder und schwieg.

„Werde ich bald Bescheid erhalten?“ — wiederholte Heinrich in strengerem Ton — „wo ist meines Bruders Gattin?“

„Das ist meine Sache, Herr Ritter,“ — antwortete Filiot jetzt — „mir ist sie vom Herrn übergeben.“

Da faßte Heinrich, sich selbst vergessend, den alten Sünder bei der Gurgel, schüttelte ihn, daß ihm alle Knochen im Leibe knackten, und donnerte ihm zu: „Wirst du bekennen, Schurke?“

Das half, Filiot zog den Schlüssel vor und bat den Erzürnten, ihm zu folgen. Hastig öffnete der Ritter selbst das Zimmer und sah — Gott im Himmel! war das möglich! — sah das gramgebleichte Geschöpf, keine Spur mehr des einstigen herrlichen Mädchens, wie es vor einem halben Jahre so frisch und blühend vor ihm gestanden hatte.

„Adelheid!“ — rief er erstarrt — „Adelheid! arme Adelheid! man hat mit Euch schrecklich verfahren. Gott sei gelobt, daß es mir vergönnt war, Euch zu retten.“ — Er wußte selbst nicht wie, aber er öffnete die Arme, ging auf sie zu, und sie — vielleicht von den nämlichen Gefühlen ergriffen, sank ihm mit einem Ausruf der Freude ans Herz.

Filiot stand in der Thüre und sah die Scene mit an, „gut,“ — dacht' er — „der Herr hat sich zu seinem Stellvertreter keinen besseren ausersehen können; muß doch weiter sehen, was daraus wird.“ —

Die Umarmung, der Kuß vielleicht auch, hatte beide in einem Augenblick näher gebracht, als sie vielleicht sonst bei der gegenseitigen Schüchternheit, und bei beider Begriffe von Ehre und Tugend in einem Jahre gekommen sein würden. Nun aber einmal die Bahn gebrochen, siegte auch die Liebe vor allen andern Gefühlen, und Heinrich gestand ihr, wie er seit jenem Tage, da er Abschied von ihr genommen, nur ihr Bild im Herzen getragen, und nichts als sie gedacht

und gewünscht habe, und leise aber innig drückte sie ihm die Hand und sagte in diesem Drucke vielleicht, daß sie alles das erwidere. Er erzählte ihr dann von der Abreise seines Bruders und nannte ihr seine letzten Worte, und sie zeigte sich erstaunt, da sie durchaus nichts davon erfahren. Man pries das Geschick, daß es so gekommen wäre, und wollte, um sie nur in Sicherheit zu bringen, dem Grafen, ihrem Vater, sogleich einen Boten mit der Nachricht von der Behandlung ihres Gemahls schicken und ihn bitten, sie sogleich zu sich zu nehmen. Was sie später noch für Wünsche und Hoffnungen daran knüpften, möge dahin gestellt bleiben; wahrscheinlich ist es indeß wohl nicht, daß Heinrich zu Ehrenburg und Adelheid in Wittlich bleiben wollten. Bis zur Antwort des Vaters schwur ihr der Ritter Schutz und reichte ihr jetzt den Arm, sie hinaus in die Luft zu führen, die sie so lange entbehrt; da merkten sie erst, daß halb und halb vor der Thüre Filiot sie belauscht habe, und Heinrich wollte ihn, zur Sicherheit und da er es reichlich verdient habe, in den Thurm werfen lassen; sie bat aber für ihn, und erhielt ihm dadurch die Freiheit.

Gerührt küßte der Teufel der gnädigen Gebieterin die Hand und versprach ihr diese Huld zu lohnen; und er hielt auch treulich Wort, denn noch eh' der Knappe aufsaß, um in Wittlich dem Grafen die Gefangenschaft der Tochter und deren weitere Plane zu melden, war schon längst ein anderer mit seiner Meldung dem Burgherrn nach, der ihm für dringende Fälle eine solche Zusendung geheißen hatte.

Schon war der Erzherzog Leopold, zu dessen Heere Friedrich mit den Seinen gestoßen, an der Gränze der Schweiz, da trat höchst aufgeregt der Ritter von Ehrenburg zu ihm heran und bat um einen Urlaub von mehreren Tagen; dann sprengte er aber, nur von zwei Knappen begleitet, nach seinem Schlosse zurück.

„Der Herr ist wieder hier,“ — hieß es eines Morgens auf der Burg, und alles zitterte vor seinem Auftreten; bald aber wurde man anders belehrt; er war da gewesen, um noch ein Geschäft abzumachen, das er bei seiner Abreise vergessen hatte und lange vor Tage war er schon wieder zum Heere des Prinzen fort.

Noch wußte keiner aus dem dunkeln Gerüchte klug zu werden, und forschend blickte man umher, die Wahrheit zu erspähen, da kam von der Mosel her aufs neue ein Trupp Reiter, kam näher und näher, und man erkannte an den hellblauen und gelben Farben den Grafen Rudolph, des Burgherrn Schwiegervater zu Wittlich, mit dem er seit längerer Zeit gespannt und getrennt gelebt hatte.

Ehrerbietig trat man ihm, der die Liebe des Landes genoß, entgegen, aber zornig warf er das blitzende Auge um sich und fragte dann: „Wo ist meine Tochter, die Burgfrau?"

„Gewiß in ihrem Zimmer," — antwortete man ihm und führte ihn die Stiegen zu Adelheidens Schlafgemach hinan. Filiot öffnete lächelnd die Thüre und zeigte sie ihm — im Sarge.

Am Abend desselben Tages sah man zwei Trauerzüge den Berg hinabziehen, in der Mitte des ersten fand man den Sarg Adelheids, und den zweiten bildeten die Freunde Heinrichs, der von ihnen dem Mordneste entführt wurde, um auf den eigenen Besitzungen bei Trier beerdigt zu werden. Beide waren in einer und derselben Nacht gestorben.

Nach zwei Jahren kehrte Friedrich zurück, aber es war nicht mehr der starke, blühende Mann, es war nur des früheren Schatten. Scheu und unstätt irrte er am Tage durch die Felder und Dörfer seiner Herrschaft; scheu und unstät lief er Nachts durch die Säle seines Schlosses. Er ließ sich sein Bett von einem Zimmer zum andern bringen, und zwei Knappen vor demselben Wache halten. Deßungeachtet hielt er sich nicht sicher, und nahm sein großes Schwert immer mit sich zu Bett. Eines Tages fuhr er den treuen Filiot barsch an, und beschuldigte ihn, von seinem ganzen Unglück die Ursache zu sein. Filiot, der alle Welt, nur ihn nicht, verrathen hatte, schien unwillig zu werden, und wollte gehen, da rannte ihn der Ritter mit seinem Schwerte zu Boden und ließ ihn, noch nicht ganz todt, den Berg hinab werfen.

Mit jedem Tage wurde sein Zustand toller, nur wenn er Blut sah, wurde er ruhig, und zitternd lief ihm alles Stunden weit aus dem Wege. Da ließ er einen Seitenverwandten zu sich kommen, schenkte ihm die Ehrenburg und alle anderen ihm zugehörigen Besitzungen, und zog wieder zum Heere des Kaisers ins Feld, wo er in der ersten Schlacht den Tod suchte und auch fand. Sein Name blieb aber noch in spätern Jahrhunderten der Schrecken der Burg, wie der Gegend, und erst in neueren Zeiten, als andere Familien die Güter besaßen, erlosch das grausige Andenken an ihn.

Aber kommen wir wieder an die Mosel zurück, wo auf der entgegengesetzten Seite, oberhalb Brodenbach, in einem geräumigen, von schroffen Felsen und leichtansteigenden Bergen, von den schönsten Weinreben und herrlichsten Obstbäumen umschlossen das Dorf Hatzenport, Hattenportzen — Hattonis porta — hart am Strome liegt, und mit seinen recht hübschen Häusern und seinem alten, von der Höhe

herabsehenden, Kirchthurme, einen recht angenehmen Anblick gewährt. Ehe man aber nach Hatzenport kömmt, sieht man an dem Ufer steile senkrecht abgeschnittene Klippen und aufs wundersamste gestaltete Zacken und Blöcke. Hier mußte erst der Weg, den wir jetzt ganz bequem gehen, reiten und fahren, mit außerordentlicher Arbeit gesprengt werden. Erzbischof Hatto hat dies Werk unternommen, und nach ihm heißt das Dorf auch Hattonis porta, später Hatzenport. Die Mosel bildet hier etwas oberhalb eine Insel, wo sie in dem linken Arm, der von Booten und Nachen befahren wird, ein so großes Gefälle hat, daß man die Fahrzeuge pfeilschnell durchjagen sieht. Ein Reiter muß, um gleich bleiben zu können, scharfen Trab, wo nicht Galopp daneben im Wege reiten.

Von beiden Seiten, aus dem Hundsrück sowohl wie aus der Eifel, münden sich hier kleine Bäche. Von Hatzenport führt durch die Berge eine Straße hinauf nach Münstermayfeld, die noch aus der Ritterzeit herstammt. Auf dieser Straße und weiter bis Mayfeld, wurden aber auch nicht wenig Unbilden verübt, darum ließ der Erzbischof Heinrich von Vinstingen 1280 den Ort Münster mit Mauern umgeben und zugleich die kleine Veste unterhalb Hatzenport anlegen, die vielleicht das vorerwähnte Sternburg war.

Im Jahre 1335 verpfändete Graf Heinrich von Virenburg seine dortigen Weingüter an den Erzbischof Balduin nebst dem Mo[illegible]nzer Viergerichte. Erzbischof Cuno verkaufte alles wieder an d[illegible]n Bruder den Grafen Gerhard; aber unmittelbar darauf ließ sich Gerhard wieder vom Erzbischof 2000 Gulden darauf vorschießen. Im 15. Jahrhudert erhielt der Burggraf von Alzey, Hans von Walborn, das Gut mit dem Dorfe von dem Churfürsten von der Pfalz zu Lehn, dessen Nachkommen es bis zur französischen Besitznahme behielten.

Den Malsberg erhielt 1504 Georg von Schöneck vom Erzbischof und Churfürsten Jacob zu Trier. Das Fahr hatten 1545 Friedrich von Pyrmont-Ehrenberg als pfälzisches Lehn. Dann besaß es Johann von Nassau, dann Philipp Jakob von Elz, Daniel von Mundersbach und gegen 1600 Christoph von Stein, dessen Nachkommen es sich von jener Zeit her zu erhalten wußten.

Eine halbe Stunde aufwärts des Stromes erhebt sich auf einem runden Berge, etwa zur Hälfte der Höhe der himmelhohen steilen Felsen der Thurm des Schlosses Bischofstein zu dem man auf einem mit Bäumchen bepflanzten Bergpfade an zwei halb verfallenen Kapellen, mit Heiligenbildern, vorbei zieht. Hier kehrten früher die

frommen Pilger und Wallfahrer, wenn sie nach Carden oder weiter hin nach Trier in großen Zügen vorüber gingen, ein, und stiegen brünstig betend, den Berg hinauf. Die Stelle erscheint auch wirklich ganz zu einem solchen Orte geeignet, und man sehnt sich noch jetzt den verlassenen Pfad hinan, dem Schöpfer, dem Erlöser die Gefühle des Herzens darzubringen und sich zu ihnen zu erheben.

Von dem Archidiakon Heinrich um 1270 etwa erbaut, war das Schloß stets Besitz der Castorkirche zu Carden, wenn auch unter erzbischöflicher Oberlehnsbarkeit, und daher rührt vielleicht der Wechsel ritterlicher und kirchlicher Gebäude untereinander hier ab. Die Gegend, sonst überall an der Mosel so hübsch, ist gerade an dieser Stelle gleichsam eine schaurige Thalschlucht mit nackten ungeheuren Felsen, durch die sich ein Bach hervorwindet, rauh und unwirthbar; aber eben dieses Unwirthbare erweckt jene Gefühle, die mit Begeisterung die Stufen zum Tempel hinauf führten.

Es hatten aber die Erzbischöfe bei der Schenkung des Bischofssteins an Carden die ausdrückliche Bedingung gestellt, daß die Burg und deren Lehnsherren die Verpflichtung hätten, die freie Moselüberfahrt gegen die Willkühr der Ritter zu schirmen, und für den Fall des Krieges, das Schloß zur Disposition zu geben, und in der That wurden diese Zwecke glücklich erreicht und in den Archiven jener Schlösser, Klöster, Kirchen, rc. findet man, wie sehr weise diese Einrichtung von den Landesfürsten berechnet war, namentlich hat dies der Markgraf Albrecht von Brandenburg empfunden, wie er als Feind hier einfallen wollte.

Schloß Bischofstein.

Auf Feld und Fluren senkte sich der Abend
Und Burg und Thal und Schlösser hüllt' er ein;
Und an des Felsens dunkelgrauem Schiefer
Brach sich der Sonne letzter Feuerschein.
Und bald erschien in sanftem Schlaf die Erde,
Wie ausgestorben schien die Welt zu sein;
Nur auf der Burg sah man sich's emsig regen,
Und Leben herrschte von dem Bischofstein.

Und jetzt der Ritter mit dem dunkeln Schilde,
Und stahlgepanzert, seiner Schaar voran,
Und folgen ihm die Knappen und die Diener
Und seine Reis'gen alle, Mann für Mann.

Und als vorbei dem Mutter Gottesbilde
In der Kapelle sie am Berge ziehn,
Da sieht man ernst und andächtig sie beten
Und gläubig vor dem Heiligsten sie knien.

Dann aber steigen sie hinab zum Strome
Und bergen heimlich sich im Uferwall,
Denn ihrem Feinde galt es aufzulauren,
Drum horchen sie auf fernen Hufes Schall.
Ein wilder Raubgraf, drüben aus den Bergen
Zog neuer Fehde, nach dem Mayfeld hin,
Ein Läst'rer gegen Gott und gegen Kirche,
Bekehrte nichts den starren Eigensinn.

Da that der Bischof selber ein Gelübde,
Zu ruhen nicht, bis er den Feind besiegt,
Der seiner Unterthanen Frieden störte
Und ihm, das Land mit Grausamkeit bekriegt.
Und zog von Trier her zum Bischofsteine,
Umgürtet sich mit Stahl- und Ritterschwert,
Wirft einmal noch sich vor dem Kreuze nieder,
Daß der Erlöser freundlich ihn erhört.

Und kaum daß er am Ufer sich verborgen,
Hört er von fern die Raubgesellen nahn
Und ordnet still und heimlich seine Schaaren
Und sperrt geschickt ihm so die weitre Bahn.
Denn als der Graf den Fuß zur Erde setzte,
Fühlt er von allen Seiten sich umringt,
Und unnütz wird ihm jede Gegenwehre,
Wo man vereint in seinen Haufen dringt.

Da läßt der Fürst ihn schnell in Fesseln schlagen
Und führt ihn so zum Schlosse Bischofstein
Und wirft ihn hier, dem Laster zum Exempel
Tief in den Kerker seiner Burg hinein.
Doch jetzt versammelt er die Seinen alle,
In deren Blicken Lieb' und Freude glühn:
„Die gute Sache, Kinder, half uns siegen,
Laßt uns im Dankgebete niederknien!" —

Bischofstein gerade gegenüber zeigt sich der Pfarrort Burgen, dessen unterer Theil früher den besondern Namen Rohm führte. Auch Burgen ist historisch und kommt schon im zehnten Jahrhundert vor,

wo man es als Uebergangspunkt der Hundsrücker Ritterschaft bezeichnete. 982 gab der Herzog Giselbert den Ort nebst Güls an den Trierer Erzbischof Rudger. Die Waldecke besaßen eine Münstermayfelder Pachtung, so wie das Fahr daselbst, und der Erzbischof von Köln erhielt ebenfalls einige Hof- und Weingüter in Burgen. Oberhalb Burgen sehen wir wieder ein langes grünes Wert, gleichsam im Flusse schwimmend, wodurch der Strom auf der Fahrseite, bei starkem Gefäll sehr schnell wird. Bei Burgen selbst, oder eigentlich bei Rohm windet sich aber ein Flüßchen (die Ren-Rach), die im Frühjahr oft sehr reißend wird. Der Zusammenfluß dieses Baches und der auf der andern Seite vom Bischofstein in die Mosel, so wie die Lage und Biegung der Mosel selbst, soll im 15. Jahrhundert eine solche Fluth hervorgebracht haben, daß das ganze Dorf bis über die Dächer hinaus im Wasser gestanden hat, und die Einwohner sich aufs Eiligste nach dem Gebirge flüchten mußten. Einen Tag dauerte diese unerhörte Fluth, dann fiel sie allmählig wieder, aber den unglücklichen Bewohnern hatte sie alles Mobilar und Speisevorräthe geraubt; einigen sogar ihre Häuser zertrümmert und fortgeschwemmt. Der Erzbischof that alles, was er konnte, die Armen zu entschädigen, und lange nachher wurde sein Andenken noch gesegnet. Am Thurme des Schlosses zu Bischofstein hat man aber einen breiten weißen Streifen zum Zeichen der Wasserhöhe gezogen. Wenn man im Sommer den niedrigen Stand der Mosel sieht, ja wenn man sie sogar durchreitet oder durchwatet, und hebt dann das Auge bis zu jenem Streifen, der vielleicht 60 oder 70 Fuß hoch die Marke angeben soll, bis wo der Strom gestanden habe; so kommt einem die Sache freilich unwahrscheinlich vor; und man kann sich bei der Erzählung der Bewohner eines gewissen Lächelns nicht erwehren; wenn man aber im Frühjahr dort ist und sieht, wie bei dem Stopfen des Eises sich dies manchmal 20 und mehr Fuß an den Seiten aufthürmt, und in wenigen Stunden auch das Wasser so hoch anschwillt, nimmt man doch eine erustere Miene an, sieht nach dem Streifen am Thurme, denkt: bei Gott ist Alles möglich, und macht, daß man fortkommt, um nicht etwa zum Zeugen oder Opfer einer ähnlichen Ueberschwemmung zu dienen.

Keine Viertel-Stunde oberhalb des Werts breitet sich auf dem linken Ufer der ziemlich bedeutende Pfarrort Moselkern aus, in dem sowohl jetzt als auch früher, viele Boote und Fahrzeuge gebaut wurden. Rings umgiebt den Ort eine üppige, zu Gartengewächsen und Obstbaumanlagen benutzte Landschaft, an dessen Eingang vom

Bischofstein zu, eine kleine vielbesuchte Kappelle steht. In früheren Zeiten war in Moselkern lebhafter Verkehr, denn hier wurde von den Erzbischöfen das Geleitsgeld und zwar für jedes Pferd an einem Karren oder Wagen gespannt, das Kaufmannsgüter über Land führen sollte, eine große Tournose erhoben.

In dem Moselkerner Taufbuche finden wir eine Beschreibung des Elends, das durch den dreißigjährigen Krieg und nach Beendigung desselben veranlaßt; vorzüglich hatten die eigenen Landsleute und Nachbarn dort gewüthet, und was die Schweden (die Feinde) noch übrig gelassen, vollends vernichtet. In jenem Buche heißt es, daß besonders das päpstliche Jubeljahr, 1650, ein trauriges gewesen sei. Zwei Regimenter schwedischer Reiter, die während des langen Winterquartiers ihren Hauswirthen wahrlich nichts geschenkt hatten, waren eben ausmarschirt, als zwanzig andere, lotharingisch-kaiserliche Infanterie und Kavallerie, nebst 10,000 Lastpferden, das linke Moselufer besetzten. An Rohheit und Wildheit es den feindlichen Schweden zuvorthuend, mißhandelten sie Geistliche und Weltliche, plünderten in Dörfern, Klöstern und Kirchen. Die Landleute flohen in die Wälder und auf die Berge, die Pfarrer in nahe Schlösser. Acker und Weinbau blieben unbesorgt liegen. Der ungezügelte Soldat zerschlug alle Geräthschaften, brach Dächer und Hütten ab, verbrannte das Holz oder warf es in die Mosel. Nur gegen tägliche Lieferung von Brod, Fleisch und Wein, welches kaum für Geld zu erhalten war, erlaubten die Befehlshaber endlich den Besitzern, ihre Felder zu bestellen. „Dieses Unglück" — sagt der Berichterstatter — „fügte uns kein Ketzer, kein ungläubiger Jude oder Türke, sondern ein befreundeter angrenzender Nachbarfürst, obendrein ein katholischer, ohne alle Anreizung zu." »Princeps vicinus, quasi conterraneus, concatholicus, non lacessitus, non laesus, nulla injuria affectus.« Glück„lich in diesem Jahre waren unsere Frauen" — heißt es am Schluß — „nur ein einziges Kind kam zur Welt und auch dies wurde anderwärts getauft: welches Kinderlosbleiben ich nicht, wie man vormals that, für einen Fluch, sondern vielmehr für eine Segnung halte." »Felices sane fuerunt mulieres nostrae Kernenses, quia tamquam steriles ab anni hujus initio huc usque, una solummodo excepta, non pepererunt: id quod non maledictionem ut olim, sed magnam benedictionem credo.«

Oberhalb Moselkern mündet sich das Flüßchen Elz, einer der größten Bäche in dieser Gegend, die der Mosel zufließen, die mit

ihren vielen Krümmungen und Bergen leicht einen Lauf von einigen 30 Stunden berechnen läßt. Eine neue, erst jetzt erbaute Brücke führt über dieselbe dicht an der Mündung, wo der Besitzer oder Pächter des danebenliegenden bedeutenden Mühlwerks in diesem Jahre einen Kanal stechen ließ. In diesen Krümmungen und Bogen läuft das Flüßchen nun bald zwischen himmelhohen nackten Felsen, bald in einem freundlichen Thale von der Eifel her, so daß man über den plötzlichen Wechsel vom Schaurigen zum Schönen, vom Rauhen und Wilden zum Angenehmen aufs höchste ergriffen, sich unwillkührlich zum Stillstehen, zum Sehen und zum Bewundern hingezogen fühlt.

Eine Stunde mag man etwa dem Bach aufwärts gefolgt haben, da scheint es in einiger Entfernung, als ob sich das ohnedies schon enge Thal ganz schlösse, und man findet sich versucht, zu glauben, die Elz habe dort in einer Quelle ihren Ursprung. Man kommt aber heran und — alles, was man bis dahin schon Ueberraschendes gefunden hat, ist dennoch nichts gegen den Eindruck, den die Landschaft, die Natur, jetzt auf die Seele macht; denn auf steiler Felskuppe erblickt man plötzlich, was man hier gewiß am wenigsten erwartet, eine Bergfeste, das Schloß E l z; noch jetzt zum Theil bewohnt, zum Theil zertrümmert, gewährt es eine andere Perspektive als die früheren zerfallenen Burgen, wo man die Einbildungskraft zu Hülfe nehmen muß, sich d a s, w a s da einst war, und w i e es einst war, zu denken oder zusammenzustellen. Himmelhohe schroffe Felsen umgeben das üppige Thal, in welchem die Burg, nicht wie die Ehrenburg, auf einem isolirten Bergkegel, sondern auf einer vorspringenden Klippe, die sich rückwärts dem Hauptgebirge anschließt, sich in einer gewaltigen Höhe erhebt, wozu die Thürme, die übereinander emporzusteigen scheinen, wohl noch mehr beitragen mögen. Der Felspfad zum Schlosse hinauf, ist, wie dies bei den meisten solcher Burgen der Fall, sehr mühsam und beschwerlich zu erklettern; oben aber angekommen, erfüllt uns der dunkle gewölbte Eingang und der enge düstere Hofraum, in den man tritt, gewiß nicht mit angenehmen Empfindungen, im Gegentheil, dürfte sich vielleicht ein Gefühl uns in die Brust schleichen, das uns mit heimlichem Schauer ergreift und die Bewohner des Schlosses wahrlich nicht beneiden läßt.

Die Burg Elz, wenn auch nicht unmittelbar an der Mosel liegend, dürfte doch wohl auf eine specielle Beschreibung hier Anspruch machen können, und gebe ich deshalb das, was Klein darüber sagt, unverändert, da dieser es gewiß mit großem Fleiße bearbeitet hat.

Neben dem Eingange — beschreibt er die Burg und das Schloß — befindet sich die kleine Hauskappelle, aufgeführt von Erzbischof Jakob dem Elzer mit so spärlichem Aufwande, daß die gesta Trevir. nicht umhin können, die Bemerkung zu machen: „das Werk entspreche dem Fürsten nicht.“ Gegenüber schließt ein zerfallenes, dachloses Burghaus, wo überall die blaue Luft durchleuchtet, den Raum. Links ragt ein besser erhaltenes hoch auf. Gothisches Aeussere, antiker Erker, bestaubte Fenster, Sammelplatz zahlreicher Spinnen, verrammelte Thüren geben ihm etwas Unheimliches. Eine alte Sage setzt den Burggeist in dasselbe. Hier mag es wohl gewesen sein, wo ein Ritter von Braunsberg seiner Geliebten, weil sie ihm einen Kuß versagte, jenen Faustschlag gab, die Veranlassung langer Fehde. Rechts steht das Hauptgebäude, aufgeführt theils auf Felsenfundament, theils auf uralten Substruktionen. Es rührt aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, seitdem, wie sich auf den ersten Blick ergiebt, von keinerlei gewaltsamen Verheerung getroffen. Der gefällige Verwalter des Grafen mit dem Hausgesinde wohnt darin. Treppe auf, Treppe ab, geht es durch Säle, Zimmer, Stuben und Stübchen: bald links, bald rechts wenden, durchschneiden, begegnen sich die Gänge. Eine friedliche Zeit hat daran gebaut, wieder gebaut und verändert, je nach dem Geschmack, Bequemlichkeit oder Bedürfniß dem jedesmaligen Besitzer den Plan vorzeichnete. Das ganze Innere eines vormaligen Burghaushaltes liegt offen. Auffallend sind die ungeheuren Kamine, welche eine Pferdelast Holz aufnehmen: die Wälder müssen unerschöpflich gewesen sein. Abbildungen von Männern, Frauen, Jünglingen und Mädchen schauen drohend, ernst, freundlich von den Wänden: schwarz-, braun-, blondlockigte Köpfe, darunter wahrhaft schöne Formen. Muth, Kühnheit, Hochsinn sprechen sich in den meisten aus. Geharnischt und gehelmt, oder häuslich gekleidet, begrüßen sie uns in dem Schmucke, in welchem sie zum Kampfe zogen, oder die Huldigungen ihrer Treuen empfingen. Antikes, mitunter kunstvolles Hausgeräthe wechselt mit modernem. Der Waffensaal enthält noch vieles Merkwürdige: Turniersättel, Lanzen, Schwerter, Pfeile, Sturmhauben rc. Unter den Harnischen befindet sich ein weiblicher, von einer kleinen Kugel durchlöchert. Die frühere vollständige Sammlung wurde bei Gefahr des ersten französischen Einfalles 1791 nach Mainz geflüchtet: dort soll sie zu Cüstine's Zeiten verkommen sein, ohne daß man ihr weiteres Schicksal kennt. In derselben waren mehrere mit dem Kreuze bezeichnete Rüstungen Elzer Ritter, welche

mit Kaiser Friedrich dem Ersten nach Palästina zogen. Eine schöne Hinabsicht gewährt das Gärtchen. Unten beschreibt die kristallhelle, forellenreiche Elz einen Silberbogen durch das schimmernde Sammetgrün der Wiesen, auf welche Waldung und Buschwerk von Berggipfeln und Abhängen dunklere Schatten werfen. Eine schmale Steinbrücke, schöne Malerstaffage, führt über das Flüßchen: einige ländliche Hütten verstecken sich zur Hälfte in den Wendungen des Ufers. Oekonomiegebäude und Stallungen ziehen sich auswärts am Schlosse hin. Auf der andern Seite des Felsens, aber tiefer als dasselbe, beobachtet eine alte schwarze Vertheidigungsmauer mit Thürmen den Thalgrund. Wo der Burgpfad, zum Fahrwege erweitert, gegen das Maifeld ansteigt, springt schroff eine ungeheuere Felsmasse hervor. Sie übersicht Elz aus der Nähe und beherrscht die Gebirgsgegend weithin. Auf dieselbe stellte, bei der langwierigen Blokade des Schlosses, während der bekannten Elzer Fehde, Erzbischof Balduin seine Gegenfeste „Baldenelz" oder „Trutzelz." Sie hängt in der Höhe, wie ein Adlernest, indem ihre starken Mauern sich theilweis bis jetzt erhalten haben: ein trefflicher Standpunkt für Naturfreunde. So immerwährend Meister aller Verbindungen der Burg, konnte der Erbauer leicht die trotzigen Ritter zur Nachgiebigkeit nöthigen. Bei der Sühne 1336 übergab er die Veste als trierisches Lehn den Elzern selbst, die aus eigenen Mitteln dieselbe mit unzertrennbaren Gütern versahen und zu dem Titel Herren auf Elz, jenen der Burggrafen auf Baldenelz fügten.

Fernhin blickt das zerstörte Schloß Pyrmont weiß über die Berge. Die Umgebung, wo das Flüßchen neben einer Mühle eine höchst malerische Caskade bildet, ist äußerst romantisch. Mehr abwärts, nahe der Brücke, auf welche der Cardener Weg zuführt, quillt ununtersuchtes Salzwasser.

Wer zuerst diese ehemals gewiß furchtbar wilde Gegend zur Anlegung einer Burg wählte, ist geschichtlich unbekannt. Nur Festigkeit der Lage und daraus hervorgehende Sicherheit des Aufenthaltes konnte dazu bestimmen. Auch war sie jedem Angriffe unbezwingbar, so lange Stärke des Arms allein den Ausschlag gab. Unter Ludwig XIV. soll sie der Verheerung entgangen sein, weil ein Herr von Elz, der sich als Obrist bei der Bousleur'schen Armee befand, sich eigends für seine Stammburg verwendet, und der französische Feldmarschall das mächtige Geschlecht schonen wollte. Am Fuße derselben fand man schon mehrmal Aschenkrüge, die zwar aus Römerzeit, aber keine

römische Arbeit zu sein scheinen. Zwar kommen die Ritter von Elz bereits zu Anfange des zehnten Jahrhunderts vor, aber nur in Legenden und in Sagebüchern der Turnierbeschreiber. Diese lassen sie z. B. bei dem Waffenspiele zu Magdeburg, vier Jahre später bei jenem zu Rottenburg an der Tauber erscheinen. Conrad, Herr zu Elz, lebte ums Jahr 1080. Seine beiden Enkel theilten sich in zwei Linien: die eine, mit ihm gleichen Namens, führte einen gelben Löwen, der andere, Wilhelm, einen weißen. Alle Söhne, besondere Eigenheit dieses Geschlechts, führten, so lange der Vater lebte, den Namen „Söhne von Elz," so wie die jüngern Brüder, wenn der ältere den Besitz übernahm: die Jungfrauen jenen „Töchter von Elz." Der Stamm verbreitete sich nachher in noch mehrere Aeste. Zwei davon erhielten sich bis jetzt: Elz Kempenich, später in den Grafenstand erhoben, mit dem gelben, und die Freiherrn von Elz Rübenach mit dem weißen Löwen. Jene von Pyrmont, Rodendorf, Langenau, Blieskassel rc. gingen aus, ihre reichen Herrschaften und Güter den Uebriggebliebenen lassend. Das Schloß gehört ganz dem Grafen von Elz-Kempenich, welcher vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren den Elz-Rübenacher Antheil an sich brachte. Von jeher zeichnete sich dieses Geschlecht durch Muth und Entschlossenheit aus. Mehrere Sprossen desselben machten Epoche in der Geschichte des Deutschen- und Johanniterordens. So stieg Georg von Elz zur Würde eines Obersten Marschalls von Preußen, Comthurs zu Mainz und im Elsaß. Johann war Ordens-Comthur zu Trier, Land-Comthur der Ballei Lotharingen, so wie früher schon Heinrich jener zu Koblenz und Breitbach. Ein Elzer trug das Johanniter Ritterkreuz um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, ein zweiter focht auf dem Malthesischen Geschwader unter Don Juan d'Austria in der Seeschlacht von Lepanto, ein dritter fiel auf dem Meere, im Kampfe gegen die Türken vor Coron. Auch bei den kaiserlichen Heeren zeigten sie sich als erprobte Krieger. Zwei kamen um als Freiwillige in Ungarn, einer soll vor der Schlacht von Nikopolis durch einen Janitscharenhaufen Sultans Bajazeth gefangen worden sein. Anton, Herr zu Elz, Obrist der Kronen Spanien und Frankreich um 1560, erscheint nachher als Chur-Cöln'scher Marschall. Aber so tapfer die Ritter waren, so trotzig waren sie auch. Erzbischof Boemund nannte sie nicht umsonst »die Ysenköpfe« Eisenköpfe. Immer lebten sie in Fehde, immer in Streit untereinander. Schon 1340 kam Heinrich, Herr zu Elz vom gelben Löwen, durch die Hand Johanns vom weißen um; ähnlicher Fälle, wo

Verwandte durch Verwandte fielen, nicht zu gedenken. Doch führte jedesmal schnell entglühte Leidenschaft das Schwert, nie Rachedurst den Dolch, wie bei andern Geschlechtern jener Zeit. Zahlreiche Elze, und zwar bereits sehr früh, werden als Erzdiakone, Pröbste und Dechante deutscher Domstifter genannt, Elzinnen als Abtissinnen adelicher Frauenklöster. Jakob von Elz saß bis 1581 auf dem Churstuhle zu Trier, Philipp Carl bis 1743 auf jenem zu Mainz. Mit den vornehmsten Edelgeschlechtern des Inlandes finden wir das Elz'sche verschwägert: mit Waldeck, Schonenburg, Ehrenberg, Pyrmont, Bassenheim, Leyen, Landskron, Wiltberg, Heddesdorf ꝛc.

Das Flüßchen, nebst der Nette und dem Karenbach kommen schon vor der Mitte des neunten Jahrhunderts unter Erzbischof Hetto als Gränzen der Pfarrei Nachtsheim vor; als solche wiederholt unter Erzbischof Robert 950, so wie des Clottener Hofguts der Königin Richeza 1056, und des Sprengirsbacher Besitzes in einer Bulle Papst Eugen III. 1145. Johann und Wilhelm von Elz schwören 1203 zu Trier im Namen der erzstift'schen Ritterschaft, mit noch zwölf andern Edlen, König Philipp dem Hohenstaufen, Treue und Heeresfolge. Ersterer und sein Bruder Peter, Zeugen 1210 in dem erzbischöflichen Bestätigungsakte der von Wilhelm, Herrn auf Helfenstein, erbauten Kapelle des Oberwörther Frauenklosters bei Koblenz. Eine wohlthätige Stiftung des Erbauers gab wahrscheinlich zu ähnlichen längs der Mosel für die Klöster Engelport, Rosenthal, Stuben ꝛc. Veranlassung. Derselbe bestimmte nämlich eine Ohm Wein, welche jedesmal am Tage seiner Gedächtnißfeier zum Morgen- und Abendtrunke der Klosterfrauen sollte verwendet werden. Dem Kaplan war dabei aufgegeben, ihnen vorzutrinken: »de ama vero una in aniversario praedicti Wilhelmi in sero propinabit sacerdos officians dominabus: reliquum vini cedet refectioni ipsarum in mane.« Die damaligen Frauen gesund und kräftig, konnten einen solchen Ueberreiz wohl vertragen: wie hätte sonst der fromme Erzbischof Johann eingewilligt? Allerdings war das Maas etwas reichlich, doch tranken sie wohl nicht allein. Ritter Wilhelm um 1264 war der einzige seiner Zeit, der ein Reitersiegel führte. Carl von Elz 1270 lebte in genauer Verbindung mit Grafen Heinrich von Virneburg und seiner Gemahlin Ponzetta. Werner Breuder, Herr auf Elz, giebt 1312 seinem Sohne Peter die Vogtei zu Rübenach. Im Jahre 1336, nach langwieriger Fehde wurde die Elzer Sühne mit Erzbischof Balduin geschlossen. Von Elzer Seite unterzeichneten sich Lanzlod, Thiderich



Jahn del.

Treis.

und Richart, Ritter, ferner Heinrich, Gemeiner der Burg. In Gefolge dieses Friedens versprach Jahres darauf Johann, Herr auf Elz, dem Erzstifte unverbrüchliche Treue, und »Landwerunge zu tunne nach Moge uf unser Koste, dat wir abe des Nachtes wider heim komen, oder in der funf Burge eyne zu Waldecke, Erenberg, Schonecke, Elz, odir zum Steine.« Als neu belehnter Burggraf von Baldenelz — Trutzelz — bestimmte er, bis zum Werthe von sechszig Mark Geldes, eigene Güter, die, als erzstift'sches Lehn, immer dazu gehören sollten. Balduin erscheint also in dieser Angelegenheit minder großmüthig als klug, der Burggraf mußte sich selbst dotiren. Auf einer Rheinfahrt von Koblenz flußabwärts bei Wallersheim gerieth indessen 1345 Johann von Elz mit dem jungen Grafen Adolph von Virneburg in einen Wortstreit, der beinahe einen abermaligen Kampf herbeigeführt hätte. Adolph warf ihm vor, er habe die Gräfin von Cleve, Frau zu Monreal, von der Mayenner Veste aus gebrannt und gebrannntschatzt. Es heißt in der Urkunde: »derselbe sprach dise Wort wider ihn: »ir lüget als eyn Bosewyt und ich sage war, grif dan mit der rechten Hant in sin Messer, mit der lingeten in sin Swert und trat vorwerter. Da fasste der vorgenante Here von Triere Baldewine nach demselben, und da er yme entwussete, hiss er in halden, umb den Frevel, den er da begangen hatte.« Der Streit wurde verglichen, aber die Spannung zwischen den beiden Brauseköpfen dauerte noch lange fort. Kaiser Karl IV. belehnte 1354 das Erzstift zur Mehrung der schon besessenen Reichslehen mit der Veste zu Elz und den dazu gehörigen Gütern. Er sprach zugleich die Gemeinen daselbst von ihren Reichseiden los, und wies sie künftig an die trier. Kirche. Dieses geschah auch zwei Jahre später hinsichtlich der verpfändeten Burgen Eifel-Dauns und Schönecks. Seitdem folgen sich die erzstift'schen Lehnsbriefe fast ununterbrochen. In einem solchen bewilligt Erzbischof Otto auch den weiblichen Nachkommen des Richart von Elz die Erbfolge in dessen Antheile am Schlosse und den übrigen Gütern. Am merkwürdigsten ist der Burgfrieden von 1430, geschlossen zwischen Johann, Wilhelm und Lentzgen, Gebrüder, Herrn auf Elz. Er zeigt uns, welche furchtbare Verwirrung oft im Innern dieser Burgen zwischen den eigenen Familiengliedern herrschte. Wir wollen nur einige Verfügungen daraus anführen. »Were von uns den andern, sin Broder oder sin Kinde binnen diesen Burch oder Burchfreden, dot schlüge, da Got vor sy, derselbe sal von Stond an

das Huss rumen, und hie, noch sine Erben sullen sich nummer keins Rechten an Schlosse Elze vermessen bis zur Besserung des Doitschlags.« Ferner: »Wer unter uns den andern oder sin Wiff, sin Broder oder Kinde lam schlüge, derselbe soll uch us der Burch zihen, und nummer wider kumen.« Dann noch: »Wenn einicher den andern wondt schlüge oder steche, derselbe der dat gedane het, sull binnen eim Jar druss bliben.« Auf einen Faustschlag waren sechs Wochen, auf eine Beschimpfung im Ernste einen Monat Entfernung als Strafe gesetzt. Was würde man heut zu Tage von solchem Familienvertrage eines Geschlechtes sagen, das Archidiakone, Dechante und Pröbste hoher Cathedralkirchen unter sich zählte? In der nämlichen Urkunde wird noch bestimmt, daß Bau und Vertheidigung des Schlosses gemeinschaftlich sein sollten; ferner ein immerwährender Caplan auf der Burg gehalten mit Lohn und Kost. Den Priester, die Wächter und Pförtner zu stellen, ist der Baumeister beauftragt. Wer unter den Gemeinen jährlich seine drei Kaufmannsgulden, oder sonstige Beiträge nicht regelmäßig bezahlte, mußte bis zur Entrichtung „in eine Herberge nach Münstermeifeld einreiten." Fürst, Graf und Ritter, welche die Burg besuchten, waren verbunden, vorerst den Burgfrieden zu beschwören. Aus der Belehnung Erzbischofs Jakob 1440 geht hervor, daß der Bann des Schlosses Elz mit Höfen, Wäldern, Weiden, Wassern und Fischereien von der Mosel bis an die gehauene Leye zu Monreal ging. Jene von 1453 aber zeigt, wie wenig Freude die Herren auf Elz an ihrer Burggrafschaft Baldenelz oder Neuelz hatten. Es wird nämlich darin gesagt, daß dieser Bau „von des Erbauers Gezeyten an bisher unbewohnt, und dadurch verwüstet, und vergänglich geworden sei." Der neu belehnte Burggraf Johann, erzbischöfl. Hofmeister, soll es demnach herstellen, so wie mit Wächtern, Hütern 2c. auf seine Kosten versehen, der Erzbischof aber ein= und ausziehen dürfen »by Tag und by Nacht mit viel ader wenig gewapenden ader bloissen Luden.« Bürgermeister und Rath der Stadt Koblenz verleihen 1460 diesem Johann, als ihrem Bürger, seiner Hausfrau Agnes und Söhnen den Franzishof, so wie ihn sein Schwiegervater Römlian von Covern besessen hatte, vorbehaltlich aller Verbindlichkeiten deshalb gegen Graf Simon, Herrn zu Creuznach. Sophia von Gülpen, Frau auf Elz, vereint sich 1476 mit Heinrich, Herrn zu Pirmont und Erenberg, ihre Tochter aus erster Ehe, Metze Walpod und dessen Sohn »zu hauff zu geben« und die Hillich zu

vollführen. Ritter Wilhelm trug 1482 Güter der vordern Grafschaft Sponheim, und zugleich mit Cuno andere der hintern zu Lehen. Bei der reichen Theilung der Brohler Erbschaft 1486 mit Wunnenberg, Boos-Waldeck, Leyen-Olbrück ꝛc. erhielt Elz noch einen Zusatz, welchen die letzte Herrin Elisabeth, Wittwe von Blatten, ihm gab »umb das der widder geplantzt, gewachsen und viel Personen und Anhangs hait.« Aehnlicher Art mit dem obigen Eheversprechen ist der letzte Wille Johann's von Schöneck, niedergeschrieben 1484 in Gegenwart Wolf's, seines Arztes, Conrad's, Pfarrers zu Langen, des Schiffers Anthus von Oppenheim ꝛc. Auch darin wird bestimmt, daß der junge Georg, sein Sohn, damals noch Knabe, mit Johann's von Elz ihm verwandter Tochter zur künftigen Ehe verlobt werden sollte, „doch vorbehaltlich ihres eigenen Willens, wenn beide zu ihren mündigen Tagen kommen." Dann verordnete der Vater, ein wackerer Helfer der Elzen in allen Fehden, auf den Todesfall die Niederlegung seines Harnisches bei den Mönchen zu Boppard. Dort sollte Georg nach einem Jahre ihn lösen, und einen Grabstein mit Schild und Helm setzen lassen. Ferner erklärte er, mehrere Wallfahrten und Kirchengeschenke schuldig zu sein. Nach dem Tode Johann's, letzten Mannes von Pirmont-Erenberg im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, erbte denselben seine Schwester Elisabeth, Gattin Philipps von Elz, dessen Söhne Heinrich und Friedrich 1550, ersterer sich Herr zu Elz, letzterer nach den beiden andern Schlössern und jenem zu Drimborn schrieb. Dieser hatte vier Töchter, von welchen Irmgard den Franz von Elz geheirathet hatte. Bei der Theilung der schwiegerväterlichen Erbschaft 1586 erhielt derselbe die Herrschaft Pirmont. Von seinen drei Schwägerinnen fiel der unverheiratheten Anna das Haus zu Koblenz nebst Zubehör, Elisabethen, Vermählten Quad's zu Landskron, die Herrschaft Ehrenberg, Margarethen, Gemahlin des Damian von Harf, Drimborn zum Loose. Franzens Tochter Felicitas, Gattin des Johann Caspar von Elz, mußte 1650 zufolge Amtsurtheil, ihrer Schwester Dorothea, verheiratheten Ritter, die Hälfte Pirmonts mit Renten und Gefällen vertragsmäßig einräumen. Diese Hälfte verkauften die Besitzer nach zwei Jahren an die Gebrüder Freiherrn Walpoten zu Bassenheim, Herrn zu Sevenich, gegen den Hof Curven und andere Maifelder Güter, für vierhundert zwanzig sechs Reichsthaler baar und „eine Kohe."

Nachträglich ist noch zu bemerken, daß 1542 Erzbischof Johann Ludwig Schloß Wernerseck an der Nette dem Georg von Elz pfand-

weis einräumte, mit Erlaubniß, einen Burggrafen oder Diener auf ihre Kosten darin zu halten, und tausend Goldgulden zu verbauen. Als ähnliches Unterpfand für achttausend Goldgulden, welche er dem Erzbischofe Jakob vorgeschossen, erhielt durch dessen Nachfolger, der trier. Marschall Anton von Elz 1581 Schloß und Herrschaft Kempenich, hinsichtlich welches ersteren er zur Unterhaltnng der Gebäude viertausend Goldgulden aufwenden durfte. Diese Herrschaft, bei dem Ableben Georgs von Schöneck, mit letzterer zugleich an Churtrier heimgefallenes Lehn, hatte dessen Wittwe Wilhelmine von Lutzerath, Namens ihrer unmündigen Tochter für eine gleiche Summe in Versatz erhalten, zu deren Bezahlung das durch Elz vorgeschossene Geld war verwendet worden. Elz hielt die Herrschaft fortwährend in Besitz. Erst 1775 wurden Unterhandlungen wegen der Einlösung angeknüpft. Noch ist zu bemerken, daß unter allen Urkunden, die Moselburgen betreffend, jene über das Schloß Elz die interessantesten sind. Keine, wie schon obige Auszüge zeigen, verbreiten ein helleres Licht über das damalige häusliche Leben und Treiben, über die derben, rohen Sitten, aber auch zugleich über die Gradheit und den Biedersinn der Ritterschaft. Komplimente waren freilich nicht, weder schriftliche noch mündliche, an der Tagesordnung, doch selten erscheinen Hinterlist und Tücke. Beim schäumenden Humpen entglühte schnell die Leidenschaft, und schnell war der Arm zum Schlage bereit, selbst unter Brüdern und Verwandten. Schnell indessen erlosch der Zorn, und friedlich senkten sich die entblößten Klingen in die Scheiden. —

Das Flüßchen Elz scheidet oberhalb Moselkern das vormalige Nieder-Erzstift Trier von dem oberen. Ein schmaler Fahrweg, den oft eine Mauer vor dem Herabstürzen einzelner Felsschieferstücke sichern muß, zieht sich bis zu dem Dorfe Müden, einem kleinen, aber reinlichen, Orte, dessen Kirche sich hart am Strome mit ihrem alterthümlichen Thurme erhebt, und nur dem einzelnen Wanderer die Passage neben sich vorbei an der Mosel gestattet.

Oberhalb Müden ist wieder ein, der Schifffahrt hinderliches, Wörth in der Mosel, das sich mehrere hundert Schritte hinauf zieht und beim Eisgange im Frühjahre der nebenliegenden Landschaft oft gefährlich wird. Bei der jetzt projektirten Dampfschifffahrt, wird man genöthigt sein, den Fluß hier zu vertiefen und auch von dem Wörth abstecken zu müssen, wodurch so manche Nachtheile verschwinden werden.

Auch oberhalb Müden drängt sich der Strom wieder dicht an das schroff emporsteigende Gebirge, so daß der Leinpfad darin

gesprengt werden mußte. In diesem Gebirge steht in einer Steinnische ein Eremit, den St. Castor vorstellend, dem die verschiedenen Ideen auch ein verschiedenartiges abentheuerliches Gewand gegeben haben. Deßungeachtet macht dies Bild, wenn man mit der Geschichte vertraut ist, doch einen eigenthümlichen Eindruck, und man wird unwillkührlich in jene Zeiten zurückversetzt, wo dieser fromme Mann hier lebend gewandelt und sowohl mit Rath, als mit That dem Bedrängten zur Hülfe herbei eilte, für die gute Sache aber im innigen erhebenden Gebete vom großen Vater im Himmel Schutz und Segen herabflehte.

Uebel gewählt ist die Anlage einer Mühle — der Sonntagsmühle — in der Nähe des Heiligen, an einem wasserlosen Bach, von der die Sage behauptet, der Fluch des Himmels ruhe auf ihr, da man in früheren Zeiten Steine, Platten, Fenster und selbst Zierrathen aus der Castorkirche zu Carden und den umliegenden Klöstern für sie verwendet und vielleicht den Heiligthümern gewaltsam entriß. Das mag nun wohl kein Grund sein, aber wo kein Wasser ist, kann man natürlich auch kein Wasserwerk in Bewegung setzen wollen. Wahrscheinlicher ist indeß, daß man nicht aus böser Absicht jene Reliquen dort verbauet, sondern im Gegentheil mit Rücksicht auf alle diese Sachen und den heiligen Castor in der Nähe im frommen Aberglauben den höchsten Schutz und Gedeihen hier erwartete.

Müden gegenüber mündet wieder ein kleines Flüßchen, die Lütz oder der Lützbach, der, wie die andern Gebirgsbäche, bei langem Regen sehr anschwillt und reißend wird.

Oberhalb des kleinen Einsiedlers, eine halbe Stunde von Müden, also am linken Moselufer, finden wir, rings von Bildern, Bethäuschen und Wallfahrtsstationen umgeben, das Dorf oder den Flecken Carden, den Geburtsort des frommen Castors, der im 4. Jahrhundert mit dem heiligen Lubentius dem Orte wie der Umgegend sein nur dem Guten und Edlen geweihtes Leben zollte. Verkannt und Anfangs verfolgt, da er die Heiden bekehren und das Wort des Herrn verbreiten wollte, wußte er sich dennoch durch unermüdliches Streben endlich bei Allen beliebt zu machen, und man verehrte ihn schon bei Lebzeiten als einen Heiligen. Unterhalb Carden bewohnte er eine wilde und finstere Felsschlucht, und dies ist auch wohl der Grund, weshalb man zu seinem Andenken jenes Bild in die Steinnische des Gebirges stellte. Er war ein Schüler des trierischen Bischofs Maximin, eben auch eines vielverdienten frommen Mannes, dem man nach

seinem Tode unter die Heiligen versetzte. Der Erzbischof Hetti brachte 836 die Gebeine Castors in die zu seiner Erinnerung zu Koblenz neu erbaute Castorskirche dort, und seit zwei Jahren feiert man jetzt alljährlich — früher alle hundert Jahre — diesen Tag in Koblenz mit vielem Gepränge.

Aber auch Carden, wo der Heilige sein Leben zugebracht, wurde noch bis in die späteren Zeiten als ein Wallfahrtsort von weit entlegenen Gegenden besucht, und die St. Castorkirche daselbst mit frommen Sinn betrachtet und beschenkt; ja Herzoge und Grafen kamen im Pilgergewande hierher und kehrten gestärkt von Castor's wunderthätiger Wohnstätte in ihre Heimath zurück. Die alte Castorkirche in Karden war aber im zwölften Jahrhundert zum Theil zerfallen und mußte nun 1183 renovirt werden. Es finden sich indeß auch jetzt noch Ueberbleibsel und Trümmer jener ersten Bauart, die für den Architekten gewiß von Interesse sind. Die Kirche hat drei Thürme und ist von ihrer zweiten Erbauung her, freilich auch schon ziemlich lange, noch recht gut erhalten. Das Stift ist aber eins der ältesten erzstift'schen Archidiakonate und umfaßte die meisten Seelsorgen auf dem Hundsrück und dem Maifelde, die ganze Mosel von Koblenz aufwärts bis hinter Trarbach und wieder den Rhein herauf bis hinter Boppard und Oberwesel, und enthielt die drei Landkapitel Zell, Ochtendung und Boppard. Ein Kapitularherr der Domkirche zu Trier führte den Titel des Erzdiakons von Carden.

Von dem in Carden gelegenen Frauenkloster — der Cardener Klause — will die Sage wissen, daß ihr Stifter ausdrücklich bedungen: sie solle aufhören, so bald Zucht und Ordnung darin aufhören werde; und da dies in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wirklich der Fall war, seien die Nonnen vertrieben und aus Besselich andere dorthin versetzt worden, die indeß dem Franziskanerorden untergeordnet blieben, bis sie im dreißigjährigen Kriege mehrere Male flüchten mußten, und in neuerer Zeit das Stift ganz aufgehoben wurde. Aber nicht nur den Nonnen erging es im dreißigjährigen Kriege schlecht, der ganze Ort, im Rufe, einer der reichsten der ganzen Gegend zu sein, mußte viel leiden. Es drängte sich alles dorthin und verlangte nun, eben in Rücksicht dieses Rufes, auch mehr, als geleistet werden konnte. Wurden solche übertriebene Anforderungen nicht realisirt, konnten sie nicht realisirt werden, so ergrimmten die wilden Krieger, denen meist alles Gefühl für Liebe und Menschlichkeit in der Brust erstorben war, und als Belohnung für vielleicht mannigfache

Dienstleistungen und Aufopferungen der unglücklichen Bewohner, zerschlugen sie diesen alle häuslichen Geräthe, warfen Fenster, Thüren ꝛc. ein, zündeten mitunter wohl gar die Hütte, die sie wirthlich unter ihrem Dache Wochen oder Monden lang beherbigt hatte, in Brand, oder zerprügelten deren Besitzer, wenn sie sie nicht gewaltsam mit sich nahmen und in Reih und Glied stellten. Aber nicht nur der dreißigjährige Krieg war es, der die Einwohner Cardens bis zur Verzweiflung trieb, fast in allen andern Kriegen mußten sie den Reichthum ihres Stiftes auf's Härteste empfinden, und nicht selten wünschten sie, daß der heilige Castor lieber gar nicht, oder doch wo anders geboren sein mögte, oder daß sein Andenken mindestens durch nichts anders, als durch jenes einfache Steinbild verherrlicht worden wäre, für den die bärtigen Kriegsgäste keine sonderlichen Hoffnungen mitbringen würden, statt daß man das Cardener St. Castorstift bis in die fernsten Gegenden als unendlich reich verschrie.

So im Jahre 1590, als der wilde Oliver Tempel, früher Befehlshaber zu Brüssel, mit seiner Horde dort erschien und nicht allein die größten Grausamkeiten seiner Soldaten billigte, sondern diese selbst befahl, als er in seinen Hoffnungen auf reiche Beute sich getäuscht sah. Aus Wuth verheerte er die ganze Gegend, und hat seinen Namen und sein Andenken dadurch unsterblich gemacht, wenn freilich nicht auf die Weise, wie der fromme Castor. Die Limburger Chronik nennt ihn: »von perschon kurtz, gesatzen, dick von Leib, etwas greiss, mit breitlichtem Angesichte.« — Dieser Teufel trieb hier sein Wesen, bis sich von Clotten her ein Haufen tapferer Moselaner verband, ihm muthig entgegen zog und sie ihn zum Heile des ganzen Landes erschlugen.

Doch auch die Franzosen, die sich in den mannigfachen Kriegen nicht minder nobel, als Oliver benommen, erlaubten sich hier furchtbare Räubereien, und namentlich führten sie nach der Erbauung der Festung Montroyal alles, was nur irgend wegführbar war, aus der Kirche, dem Kloster ꝛc., davon, so daß auch ihr Andenken, neben jenen andern, sobald noch nicht im Munde des Volkes jener Gegend erlöschen wird.

Das Dorf selbst, an dessen unterer Seite (dicht an der Mosel), sich noch ein antikes Burghaus aus älterer Zeit her mit Giebelspitzen und vielen Thürmchen erhebt, ist groß, reinlich und hübsch und verdient mit zu den angenehmsten Moseldörfern gezählt zu werden. Die Trübsale der Kriegsgreuel sind bei dem jetzt anhaltenden glücklichen

Frieden verschwunden, und neue, schöne Häuser ersetzen die Stelle der früheren Hütten.

Das Mainzer St. Stephansstift trat 1103 dem Christophorosskloster Ravengirsburg auf dem Hundrücken gegen Kirche, Zehnten und Güter zu Alzei seine Besitzungen an der Mosel, auf dem Maifelde und in dem Trechirgaue ab. Unter diesen befand sich ein Hof zu Treis, zu welchem Cardner Felder gehörten. Erzbischof Bruno bestätigt 1121 die Schenkung des Rothardgutes in Caradono an das dortige Castorstift. Der Akt ist ausgefertigt »eodem anno quo dominus Imperator pernoctavit in villa Treis, cum iret expugnatum castrum, quod comes Ottho contra eum erexerat.« In einer andern Urkunde vom nämlichen Jahre sagt derselbe: „daß allgemeine Raubgier damaliger Zeit die Einkünfte der Brüder beinahe zernichtet habe, und ihr altes Kircheneigenthum, schriftlicher Urkunden ungeachtet, ihnen, er wisse selbst nie wie, entzogen worden sei." Im Jahre 1183 befand sich die Stiftskirche, von ihrer ersten Gründung an, arm an Gefällen, dabei schwach gebaut, in einem schlimmen Zustande. Denn Dechante und Canoniche sagen selbst: »ecclesia Cardenensis, a prima fundatione sua, in possesionibus pauper, in reditibus tenuis, in constructione templi ceterarum officinarum multum fuit debilis, unde jam multis quassionibus patet et ruinis.« — Sie bestimmten damals eine erledigte Präbende zur Vollendung eines neuen Gotteshauses und der Erweiterung der jüngst begonnenen Hauptkirche »ad amplificationem templi nuper inchoati.« Graf Lothar von Wied übertrug 1230 dem Cardner Collegiatstifte das Eigenthum beträchtlicher Güter zu Treis, in deren Lehnbesitz ein gewisser Dithard war. Da mehrere Ritter der Umgegend Ansprüche darauf gemacht, entspann sich langjähriger Streit, namentlich mit den Schönecken und Waldecken. Heinrich von Bolanden, trier. Archidiakon und Probst zu Carden, beschenkte 1268 das Stift reichlich, so wie 1285 Theodorich von Gondorf, Schatzmeister von der Münsterer Kirche, in Gefolge eines, dem heiligen Castor gethanenen Gelübdes. Das Nämliche geschah von Heinrich von Pfaffendorf, Probste 1334. Henricus de littore, custos und sein Bruder Cuno hatten sechszehn Jahre vor dieser die untere Klause daselbst gestiftet »oratorium et reclusorium sororum beatae Mariae Virginis.« Da diese bis auf eine einzige Klausnerin zurückgebracht war, vereinte Erzbischof Werner 1412 ihre noch übrigen Einkünfte mit dem Cardner Stifte. Eine obere Klause bei der Pfarrkirche übergab 1477 der Archidikon Johann

von Vinstingen den Nonnen zu Besselich am Rheine. Acht Jahre früher sagte Dechant und Capitel in einer Vorstellung an Sixtus IV. „daß sie seit vielen Jahren die Gewohnheit hätten — der Papst nennt sie laudabilem consuetudinem — den vier Mendikantenorden omnibus et singulis reichliche Almosen zu geben, deren Brüder wegen der bequemen Lage Cardens sich häufig dort einfänden »quorum non parva illii propter loci comoditatem, confluit multitudo.« Derselbe befahl deshalb die Einverleibung der Pfarrei Bruttig und ihrer Filialen Valwig und Ernsch mit den Stiftsgütern, deren Patronatsrecht den Herrn auf Brohl zustand, mit Vorbehalt der Einwilligung Elisabeth's, Witte von Blatten. Viel Aufsehen machte übrigens um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ein Cardner Geistlicher, dort zu Hause, den Trithemius »haereticum perniciosum et nimium astutum, subtilitate ingenii et linguae volubilitate cunctis, etiam doctissimis viris, formidabilem« nennt. Er wich hinsichtlich des heiligen Abendmahles von der Lehre der katholischen Kirche ab. Egbert, Abt von Schönau, in einer zahlreichen Versammlung, brachte ihn endlich zum Widerrufe.

Auf dem rechten Moselufer steigt auf einer schroffen Klippe eine Kapelle, Johannes dem Täufer geweiht, empor, die nach ihrem Erbauer Zils die Zilskapelle heißt und den Beschauer ernst und feierlich stimmt. Kaum eine halbe viertel Stunde aufwärts aber liegt in einem geräumigen, fast überall von steilen Felsen eingeschlossenen Bergkessel, der Marktflecken Treis, größer, wenn auch nicht hübscher, als Carden, obwohl die Lage, beinah rings von Weinpflanzungen und Weingärten umgeben, im Sommer äußerst schön ist. Wo der Wein aufhört, schließen sich Gesträuche und hohe Bäume an, so daß das Ganze doch denselben Charakter behält. Ueber die Berge führt von dem Flecken ein Fußpfad, der aber keinem Fremden anzurathen sein dürfte, denn er mögte leicht seinen Vorwitz, hier gehen zu wollen, mit einigen Gliedmaßen, wo nicht gar mit dem Leben bezahlen, so halsbrechend und steil ist er. Längs dieses Pfades stehen überall kleine weiße Kapellchen, Bethäuschen, und gewähren zu dem Grün der Weinstöcke von der Mosel oder dem gegenüberliegenden Ufer einen eigenen Reiz.

Auf einer der Vorhügel, die vom Gebirge ins Thal springen, erhebt sich der vom Erzbischofe Hillin erbaute, gewaltige Thurm des alten Schlosses Wildburg, der anliegende Hügel trägt noch ein anderes, mehr verfallenes, Burggebäude.

Treis mag wohl, wie Carden, ein uralter Ort sein und auch, wie jener, sich durch den Besitz von geistlichen Obern oder weltlichen Großen eines gewissen Vorzugs rühmen dürfen. Noch jetzt findet man Häuser, die auf früheren Wohlstand hindeuten, und die alte Kirche, vermuthlich aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert, mit ihren Wappen und Verzierungen, drei Schiffen von einem und demselben Dache bedeckt, hat etwas eigenthümliches, das man jetzt bei der Erbauung einer neuen Kirche, durch den Herrn von Lassaulx in Koblenz, beibehalten hat.

Wie schon früher bemerkt, ist Treis, der Sitz eines Friedensgerichts, an und für sich nicht schön, obwohl es einen mit ziemlich ansehnlichen Häusern umgebenen kleinen Marktplatz hat; dagegen ist seine Lage schöner, und wenn man eine der ihn umgebenden Höhen ersteigt, ist die Aussicht in der That unvergleichlich.

Treis sowohl, wie andere Orte der Gegend, waren gewiß schon sehr früh von den Römern gekannt und bewohnt, und daß dies war, darüber hat man die sprechendsten Beweise, und Brower spricht schon von römischen Grabsteinen, die er dort und in Carden gefunden. Auch Wiltheim sagt: er habe einen solchen in Luxemburg im mannsfeldischen Garten mit der Inschrift: Lallio Atticino defuncto fratri et Popae matri etc. gesehen.

Rückwärts Treis auf dem sogenannten Schock dürfte man, als mit ziemlicher Gewißheit, einen festen und längeren Aufenthaltsort der Römer bezeichnen. Es ist dies einer der höchsten Gebirgskuppen längs der Mosel, und zahlreiche dort gefundene Münzen in fortlaufender Reihe von Kaiser August bis Theodosius, Pfeile, Helmen, Panzer, Lanzenspitzen, Lanzenschuhe, Schwertgriffe, Schwertklingen, Bein- und Armschienen und Aschenkrüge sprechen deutlich dafür. Von diesem Punkte (dem Schock aus) gingen über den Hundsrücken durch die nahen Waldungen Wege, und bezeichnen hier noch überall Reste einer Römerstraße. Der zweite Punkt des Römeraufenthalts ist die zwischen Carden und Pomern isolirte hohe Bergfläche, die an der Mosel von Thälern auf zwei andern Seiten begränzt ist. Sie beherrscht sowohl die Flußfahrt, als die nahe Moselüberfahrt. Danach nennt man den Abhang nach Carden zu: Eisenberg; den andern nach Pomern hin: Marr. Man findet hier, als Beweis für die Befestigung, im Boden starke Mauern, Gewölbe mit gemalten Wänden, auf denen sich die Farben frisch und lebhaft erhalten haben, Ziegelsteine, Hausgeräthe, Medaille und Waffen. Eben so Urnen,

Schaalen, Aschenkrüge, Töpfe ꝛc. Im vorigen Jahrhundert hat man das meiste dieser Alterthümer ausgegraben, und der Erzdiakon von Carden nahm es nach Trier hin in Anspruch. Eine andere Stelle, Römerstation, liegt weiter den Strom hinauf nach Clotten zu, und man findet noch Spuren einer Steinstraße von der Felsenschlucht bis Kaisersesch auf der Höhe fortlaufend. Ja noch vor zehn und zwölf Jahren stieß man bei der Wiederherstellung des Leinpfades bei Treis auf starkes Mauerwerk nah am Flußende, um welches zerbrochene Gefäße aus Ziegelerde, Trümmer von Wasserrinnen, und Münzen aus den ersten Jahrhunderten lagen.

Die Römerwege oder öffentlichen Landstraßen im Trierischen unter den Römern verdienen eine besondere Betrachtung. Einige derselben waren dies=, andere jenseits der Mosel. Die eine der jenseitigen führte nach Rheims, die andere nach Köln. Diesseits des Flusses führten einige nach Mainz, andere nach Straßburg, andere nach Metz. Die Stationen oder Mittelörter, welche man zwischen diesen Städten auf der Reise passirte, waren folgende:

Von Trier nach Rheims:

Trier, Antwen*), Arlon, Ivoy, Vonus, Rheims.

Von Trier nach Köln:

Trier, Bidburg, Oos, im Gebiete der Abtei Prüm, Junkerat, in der Herrschaft der Grafen von Manderscheid, Marmagen, Boulg**), Zülpich, Köln.

Von Trier nach Mainz:

Trier, Neumagen, Baldenau, Dhaune***), Bingen, Mainz.

Von Trier nach Metz:

Trier, Riseianim, Haccenberg, Metz.

Von Trier nach Straßburg:

Trier, Metz, Saarbrücken, Straßburg.

Von diesen Wegen sind noch beträchtliche Spuren allenthalben übrig. Auch trifft man noch Merkmale eines Römerweges längs dem Walde zwischen dem St. Maximiner Grünhause und der Abelsbach auf der Höhe, drei viertel Stunde von Trier, und eines andern bei der Stadt selbst, der nach St. Barbara führt. Der namhafteste aber ist zwischen Neval, dem Helenenberg und Bidburg, auf dem Wege nach Köln, wo man noch wirklich zum Theil darüber fährt.

---

*) Dieser Ort ist eine deutsche Meile von Luxemburg gegen Trier zu gelegen.

**) Statt dieses Ortes setzen einige Bullingen, andere Balchhausen.

***) Ein sehr altes, herrliches und befestigtes Schloß.

Die Alterthumsforscher liefern uns von dem Bau der Römerwege folgende Beschreibung: Die Unterlage oder der Grund war verfertigt aus flachen, aber unbehauenen Steinen, so wie man sie aus den Steinbrüchen herausgräbt. Sie lagen aber nicht mit Kalk, sondern mit gelbem Sand gegen einander gebogen, nach Art eines gegitterten Werkes, jedoch ohne Kunst, und wie es sich von ungefähr fügte. Der Grund war einen Schuh hoch. Darüber waren kleine Steine fest eingestampft, in der Dicke von einem Schuh. Demnächst wurde es in gleicher Höhe meistens mit dem feinsten Kies überschüttet; doch waren auch darunter Steine von der Größe eines Hühnereies, und der Kalk war so fest und dicht dazwischen gestopft, daß man es wegen der Härte kaum mit Piken aufgraben konnte. Zuletzt wurde um einen halben Schuh ein etwas größerer Kies aufgeworfen und sehr dicht zusammengeschlagen, auch allenthalben etwas von dunkelschwarzer Erde darunter gemischt.

Nachdem mit dem Grafen Bertolf zu Anfang des zwölften Jahrhunderts die Familie der Besitzer von Treis ausgestorben war, bekriegte der Graf Otto der Reinecker von Salm, ein Nebenverwandter jener Dynasten-Familie die Lehnsleute Kaiser Heinrich V., der die Herrschaft für sich in Besitz nehmen ließ, schlug sie auch daraus zurück und baute zu dem einen Schlosse, das er vorfand, noch ein zweites. Aber Heinrich brachte ein Heer gegen ihn auf, belagerte ihn und nahm ihn selbst gefangen. Otto fiel nun dem Kaiser zu Füßen, bat um Gnade und um die Erlaubniß, ihn in seinen Kriegen unterstützen zu können. Gerührt verzieh ihm Heinrich darauf und belehnte ihn aus freien Stücken mit dem Besitz, den Otto aber dem Trierer Erzbischof Albero schenkte und selbst in ein Kloster ging, dort seine Tage zuzubringen. Die Sage will wissen, daß Otto seinen Vetter den Grafen Bertolf vergiftet habe, um Herr seiner Burgen zu werden, was ihm so viel leichter wurde, als jener ihm unbedingtes Vertrauen schenkte und als einen armen Seitenverwandten gastfrei und liebend bei sich aufgenommen. Nachdem aber Otto sein Ziel nun erreicht und er als Herr im Schlosse aufgetreten, sei ihm jede Nacht der Geist des Gemordeten mit drohendem Blicke und ernst erhobener, zum Himmel deutender Rechte erschienen. Otto habe nun keinen Rath gewußt und — in der Meinung, daß die Erscheinung an dem Schlosse hänge, ließ er unsern davon auf's Eiligste ein neues Schloß erbauen, und wirklich stellte sich der Geist auch Anfangs hier nicht ein. Vielleicht hatte dieser nun ein anderes Mittel gewählt,

seinen Zweck zu erreichen und den Kaiser zur Fehde aufgereizt. Otto wurde gefangen, er mußte gefangen werden, da dies des Gespenstes Absicht war, und der Kaiser schlug ihn in harte Fesseln. Wir haben indeß gesehen, wie er dort sich wieder befreit, wie er für Heinrich das Schwert zog und aus Erkenntlichkeit von diesem wieder mit der ganzen Herrschaft belehnt worden. Vergnügt zog Otto in das neuerbaute Schloß und wollte sich des ungetrübten Genusses dieses, wie er meinte, nunmehr rechtlich erworbenen Eigenthums erfreuen. Aber kaum warf er das Auge in der Gegend umher, sich zur Vollendung seines Glückes eine Lebensgefährtin auszusehen, als die Erscheinungen plötzlich wieder anhoben und mit jeder Nacht, er mogte schlafen wo er wollte, so überhand nahmen, daß er verzweifelt ausrief: „Herr, Du bist gerecht! Dein Wille geschehe!" — seine Burgen dem Erzbischofe schenkte und ins Kloster ging, wo er büßend und reuig in einigen Jahren starb.

Geschichtliche Notizen über Treis (Dreise) und das Schloß Wildenburg (Wildenbergk): In Richeza's, der Polenkönigin, Schenkung des Clottener Prädiums an das Kloster Brauweiler 1056 kommen dortige Güter vor. Eine alte Dynastenfamilie wohnte dort; mehrere Ritter aus derselben waren im ersten Kreuzzuge mit Herzog Gottfried von Bouillon gezogen, und hatten vor der Abreise die Klöster der Umgegend reichlich beschenkt. Der letzte Sprosse, Graf Bertholf von Treiß »de Tribis« starb vor 1122. Graf Otto von Reineck, Sohn des Grafen Hermann von Salm, vielleicht Verwandter Bertholfs, scheint sich in den Besitz der Erbschaft gesetzt zu haben. Er baute ein neues Schloß daselbst, gegen welches Heinrich V., wie früher bemerkt, der Treis als Reichslehn in Anspruch nahm, mit einem Heereshaufen zog. Unter Erzbischof Albero von Monsterol hielt es Pfalzgraf Hermann besetzt, und befestigte es noch stärker. Ersterem trat nun der Erbauer mit Einwilligung seiner Gattin, der Pfalzgräfin Gertrud, dasselbe ab. Albero zog demnach mit zahlreicher Ritterschaft, welche die gesta Trevir. nicht glänzend genug schildern können, vor das Schloß. Er selbst, obgleich schon Greis, ordnete als erfahrener Feldherr seine Haufen, deren Kriegsbanner er dem Grafen von Namur übergab. Mit dem Kreuze in der Hand, auf welches der Pfalzgraf, Schirmvogt der trierer Kirche, geschworen hatte, rückte er entschlossen zum Sturme. Da fügte sich Hermann und übergab es dem Erzbischofe. Sein Nachfolger Hillin ließ den noch stehenden gewaltigen Thurm von Grund aus aufführen. Dem Erzstifte bestätigten die Päpste Eugen III., Adrian IV. und Clemens III.,

so wie die Kaiser Friedrich I., Adolph, Ludwig der Baier, den Besitz des Schlosses, mit Bann und Zubehör. Everhard von Burgetseim, Graf und Freier, hatte 1163 mit Sibert von Ulmen die Gerichtsbarkeit zu Treis. Ritter Werner war 1278 trier. Burgmann des Schlosses. Wernher Frie von Trys, Erbburggraf unter Erzbischof Balduin 1341, hatte jährlich einen Heimburger und zwei Vorsteher zu setzen, dann von jeder „Herdestad" zu Weihnachten zwei Bürden Holz, um Fastnacht ein Huhn zu fodern, nebst vier Fuder Weingülten ꝛc. Cuno von Wunnenberg, Herr zu Beilstein, erhielt 1363 das erzstift'sche Burglehn seines „Ayncke" Gerlachs von Brunshorn. Um 1390 entstand Streit zwischen Pirmont-Leyen und Ehrenberg einerseits, dem Erzstifte Trier anderseits über alte Rechte, welche erstere an das Schloß Treis zu haben behaupteten. Ein Manngericht, unter Vorsitz Grafen Ruprechts zu Virneburg 1435, konnte die Parteien nicht einigen, doch kam im nämlichen Jahre zwischen den Rittern und Erzbischof Ulrich ein Vertrag zu Stande, nach welchem dieselben, gegen dreitausend schwere oberländische Rheingulden ihre Forderungen aufgaben. Aber schon zehn Jahre später nahmen die Pirmonter den Erzbischof Jakob von neuem deshalb in Anspruch, jene nicht verglichenen, erblich an sie übergegangenen Rechte der Ehrenberger vorschützend. Erst lange nachher ging der Streit durch gütlichen Austrag zu Ende. Die Mielen von Dieblich, die Herrn von Schonenberg, die Herrn von Waldeck hatten erzstift'sche Lehen daselbst. Mit dem Hauptlehn wurde 1457 Johann, Herr zu Wunnenberg und Beilstein, belehnt, so auch 1504 Georg von Schöneck mit dem Hofe Kruttlenhusen hinter Treis, nebst Zubehör. Bei Erlöschen des ersteren Stammes erhielten die Freiherrn von Metternich, so wie die übrigen Wunnenberg-Beilstein'schen Lehn 1652 durch Churfürst Carl Caspar, auch zum Erblehn die freie Burg zu Treis, und ihre damals noch beträchtlichen Gefälle.

Die älteste der beiden Treiser Burgen, nach den starken, noch vorhandenen Mauern, und dem sonderbaren Baue zu schließen, einer sehr frühen Zeit angehörend, ist wahrscheinlich diejenige, welche Graf Bertolf bewohnte. Trier besaß dieselbe mit der eigentlichen Burg Treis als Reichslehn, gab sie aber als davon getrenntes Unterlehn. Im vierzehnten Jahrhunderte hatten dieses die Dieblicher Mielen inne, und zwar 1440 Johann und dessen Brüder, 1460 sein Sohn Philipp, der seinen Theil vier Jahre später mit seiner Hausfrau Adelheid an ihren Schwager und Vetter Reinhard von Burgdor

für hundert rheinische Gulden, nebst Herrlichkeit und Rechten an Wasser, Weide, Wald, Wildfang, Fischerei und Geldgefällen ꝛc. überließ. Die übrigen Theile kamen 1501, 1512 ꝛc. an die nämliche Familie, und 1542 wurde Otto Joachim von Burgdor mit dem Ganzen belehnt. Mit ihm, dem letzten Manne, erlosch dieselbe, und Erzbischof Johann verlieh das Lehn dem Georg von Elz, Amtmanne zu Wittlich, dessen Besitz seinen Erben blieb.

Etwa anderhalb Stunden rückwärts liegt das jetzige Hofgut Engelport, früher adliges Frauenkloster, das schon in den ältesten Zeiten gestiftet, später aber — unbekannt durch welche Veranlassung, wieder verlassen wurde, bis es Philipp, Herr zu Wildenberg, kaufte und im dreizehnten Jahrhundert seine Töchter dorthin setzte, die Anfangs den Predigerorden, und dann den der Prämonstratenser wählten. Bald darauf erkannte es auch der Erzbischof Heinrich von Vinstingen förmlich an und gab es unter den Schutz des Abtes von Sayn. In französischer Zeit, wo der Klöster hier so viele aufgehoben wurden, fand auch dies seinen Untergang, und um jede Spur daran zu vernichten, wurde es nieder gerissen und das Mauerwerk versteigert. Jetzt ist es nichts mehr, als Ruine.

Oberhalb Treis und Carden zieht sich der Weg wieder eine Strecke neben himmelhohen schroffen Felswänden vorbei, bis man auf dem linken Ufer nach dem freundlichen Pfarrorte Pomern — Pumere — kommt, der sich landeinwärts ausbreitet.

Unweit Pomern liegen die Trümmer des einstigen Frauenklosters Rosenthal, dessen wir früher schon einige Male erwähnt. Es soll im 12. Jahrhundert von dem Ritter Diedrich zu Wesel gestiftet worden sein, und — wie uns die Chronik berichtet — erreichte bald einen solchen Glanz und Ruf, daß die Töchter aus den vornehmsten Familien des Landes dort hineilten, und man namentlich mehrere Gräfinnen von Virneburg als Aebtissinnen aufzählt. Der Abt von Himerode wurde ihnen auf Verfügung Papst Benedikts 1304 vorgesetzt; aber dieser konnte die Schwestern wie die Schätze des Klosters nicht allein schirmen, und schon im folgenden Jahrhundert mußte der Konvent den Schutz des Kaisers Friedrich des Dritten gegen die Bedrückungen benachbarter Burgherrn nachsuchen, welcher nach einem harten Befehl die Unruhestifter und Anfeinder des Klosters bestrafte und auch für die Folge Vorkehrungen dafür traf, die aber leider nicht lange beachtet blieben.

Das castrum sive domus in Pomern war erzstift'sches Lehn,

das nach Friedrich Walpod Armiger an Trier zurückfiel, von dem Erzbischof aber des verstorbenen Bruders Ritter Wilhelm 1313 verliehen wurde. Nach drei Jahren schenkte Erzbischof Balduin die Pfarrgefälle Pomerns an die Klostergüter der Abtei Himerode, jedoch so bedingt, einen Vikar daselbst zu halten und seinen, seines Bruders (Kaiser Heinrichs) und seiner Schwägerin, der Kaiserin Margarethe, Sterbetag zu feiern. Johann Wepeling versöhnte sich darauf mit dem Erzbischof, dessen Gegner er lange Zeit gewesen war, und wurde um 1338 sein Lehnsman. In dasselbe Verhältniß trat fünfzig Jahre später der Herr zu Daun in der Eifel u. a.

Nicht wie die gewöhnlichen Stein- und Felsenpfade hart an den Strom gedrängt, wie sie größtentheils den Wanderer bis hierher leiteten, führt jetzt von Pomern ein Weg nach Clotten durch Obst- und Gemüsegärten und weiter sich in's Land hinein ausstreckende Fruchtfelder, bis kurz vor diesem Orte die unscheinbaren Ueberbleibsel einer Schanze und eines Erdwalles gezeigt werden, hinter welchem sich die Clottener und ihre Hülfsvölker mit jenem berüchtigten Niederländer, Oliver Tempel, schlugen, den sie, wie früher schon erwähnt, glücklich bezwangen und ihn selbst erlegten, während sein zusammengelaufenes Gesindel theils niedergemacht, theils in die Mosel getrieben und dann auf der andern Seite mit Knitteln empfangen und todtgeschlagen wurde. Dem Anführer schnitt man die Hand ab und verwahrte sie lange Zeit als Siegestrophäe. Die Churfürsten ließen die Schanze erweitern, den Erdwall mit einer starken Mauer und Schießscharten versehen, und so das Ganze zu einem kleinen Vertheidigungswerk einrichten. Es that auch vortreffliche Dienste, als ein französisches Streifkorps, das bis in die Gegend von Koblenz geplündert hatte, sich dorthin zurückziehen wollte; denn als man die Franzosen in die Falle gelockt, griff man sie plötzlich von dort aus und zugleich im Rücken an, und, obgleich der schwächere Theil, wurden jene doch so total geschlagen, daß von dem ganzen auf Beute ausgezogenen Trupp von etlichen Tausenden nur Zehn sich retteten.

Die Clottener wie die Churtrier'schen triumphirten über diesen Sieg, und in allen Dörfern wurden zur Verherrlichung desselben die Glocken geläutet und Freudenfeste gegeben; aber — sie hatten leider zu früh gejubelt, denn die Trauer sollte hinterher kommen. Die Wenigen, die in die Mosel gesprungen und durch Schwimmen entkommen oder über die Berge glücklich entflohen waren, kamen in der Festung Montroyal an und erzählten dem Kommandanten und ihren



C. A. Dahei pᵗ. [small engraver's credits, partly illegible]

Carden.

Schumacher & Comp.

Kameraden das schmähliche Ende der Ihrigen. Da gelobte ihnen der französische Befehlshaber Rache, und ein starkes Heer überfiel plötzlich in einer Nacht das Dorf, drang in das Vertheidigungswerk des Leinpfades ein, riß die Mauern und Wälle nieder, daß alles der Erde gleich wurde, und vertheilte sich dann, um in den Häusern alles nieder zu machen, was sich vorfand. Die Meisten nahmen freilich, als sie den Feind hörten und die Unmöglichkeit, ihm zu widerstehen, einsahen, die Flucht, und bald fand sich in dem ganzen Orte kaum ein Mensch mehr. Von Muth beseelt, wollten zwar Einzelne noch Anstalt zur Vertheidigung machen, indeß andere riethen davon ab und glaubten, daß sie dadurch — wie es auch wirklich der Fall war — die Wuth der Feinde noch mehr steigern und sich unnützen Schaden zuziehen würden; und sie hatten Recht. Nachdem die Franzosen ihr Müthchen gekühlt, die Schanze mit den Mauerwerken zerstört und die, welche sie in den Häusern gefunden, ermordet hatten, hielten sie Rath, was nun zu thun sei? und ob sie den ganzen Ort in Brand stecken, oder bloß die Kirche plündern, und sich so für ihre Reisekosten entschädigen sollten? Einige stimmten für das erste, doch die Offiziere, etwas menschlicher gesinnt, stellten ihnen das Unnatürliche und Empörende solcher Handlung vor, und erklärten sich zufrieden mit dem letztern. Dem Pfarrer, den man gebunden mit sich führte, da er nicht entflohen war, gab man deshalb auf, mit in die Kirche zu kommen, die Sakristei aufzuschließen und das, was von Werth dort sei, herauszugeben. Kaum sah sich dieser würdige Geistliche aber mit jenen Offizieren, die doch noch, wie er eben gehört, einiges Gefühl hatten, allein als er sich an sie wandte und in einer ergreifenden Rede ihnen das Unrecht ihres Vorhabens anführte, und wirklich gelang es ihm, die rohen Gesellen zur Ueberlegung und bald auch zum Aufgeben ihres Diebstahls zu bewegen; so daß sie, wie sie gekommen waren, wieder abzogen und ihm sogar das Versprechen gaben: der Ort solle künftighin von ihnen und ihren Kameraden verschont bleiben und kein Clottener je mehr Ursache finden, sich über die Franzosen zu beschweren. Tags darauf wurden die Unglücklichen, welche das Opfer des Krieges geworden waren, begraben, und die Rückgebliebenen bezeigten ihnen ihre innige Theilnahme; dem Pfarrer aber nahten sie mit innigem Danke, und es that ihnen wohl, daß der würdige Mann auch sie mit gleicher Liebe umfing, und eine von dem Erzstift ihm angetragene Beförderung und Versetzung ausschlug, um in Clotten zu bleiben.

Clotten zieht sich längs der Mosel hinauf; aber mehrere Straßen führen auch bergaufwärts nach der hochliegenden und die ganze Gegend beherrschenden Kirche hinan, der man, wie den meisten Häusern, das Alter deutlich ansieht. Der Ort ist groß, aber, wie Treis, an und für sich nicht schön; dagegen ist die Aussicht oben von der Kirche und dem daneben auf demselben Felsen liegenden Pfarrhause ausgezeichnet schön, und wenn man auch das Schöne hier an der Mosel hier gewohnt ist, so überrascht doch diese Aussicht in der That. Jetzt ist das Gut Clotten gräflich Kesselstattscher Besitz, früher aber hielt hier eine vornehme Dame Hof und verlebte manchen Tag hier, wo jetzt kaum die Bedienten des Grafen wohnen würden; nämlich die Königin Richenza von Polen, die nach den Ansichten der Großen, daß es vortheilhaft sei, die deutschen Lande mit Polen näher zu verbinden, oder vielmehr deutsche Fürstentöchter auf den polnischen Thron zu verpflanzen, wenn man es so nennen darf, ein Opfer der Politik wurde. Freilich, Königin zu werden, kostet wohl mancher gerade keine Ueberwindung; indeß Königin von Polen zu sein, war von je her eine mißliche Sache, und so dürfte man auch der Prinzessin Richenza Loos, welche, die Tochter des Pfalzgrafen Ehrenfried, in ihrem dreizehnten Jahre dem polnischen Könige verlobt wurde, vielleicht gerade nicht als glänzend bezeichnen.

Seit lange hatte das deutsche Reich gegen die Einfälle der Ungarn, Polen, Lithauer, ja selbst Böhmen zu kämpfen, und der deutsche Kaiser, der damals nicht, wie jetzt ein Kaiser, über Hunderttausende zu gebieten vermogte, der im Gegentheil nur ausschreiben konnte, aber ruhig warten mußte, ob sich die ausgeschriebenen Völker auch stellen würden, suchte sich die Nachbarfürsten so viel als möglich zu verbinden. Längere Zeit hatte Polen unter seinem Herzoge Boleslav sich der deutschen Oberhoheit zu entziehen und von dem von seinen Vorfahren dem Kaiser gezahlten Tribut zu befreien gesucht. Da kam eine Vereinigung zwischen beiden Theilen zu Stande, und der Kaiser vermählte dem polnischen Prinzen Mieslav, des Boleslav ältestem Sohn und Nachfolger, seiner Schwester Mathilde (der Pfalzgräfin) Tochter, Richenza. Traurend sah die liebende Mutter ihr nach, die, noch ein Kind, schon von ihrem Herzen gerissen, hinaus in eine fremde, ungekannte Welt gestoßen wurde; aber lächelnd blickte der stolze Vater, der Pfalzgraf Ehrenfried auf das Kind, deren Haupt er im Geiste schon mit einer Krone geziert sah.

Boleslav starb, und Mieslav wurde unter dem Namen des

„Zweiten" Herzog von Polen und Lithauen; da veranlaßte der Pfalzgraf den Kaiser, seinen Schwager, dem jungen Herzoge den Königstitel zu gewähren, und wenn dieser es auch nicht geradezu aussprach, so ließ er doch nicht undeutlich merken, daß er auch nichts dagegen haben werde, und die Polen, die in der Erhöhung ihres Fürsten die eigene sahen, trugen dem Mieslav II. und seiner Gemahlin diese Würde an, die von ihnen natürlich nicht ausgeschlagen wurde. Ehrenfried und Mathilde waren selbst in der Hauptstadt Polens, als die Stände dem Königspaare huldigten, und ihm, als der Königin Vater, und Mathilden, als eines Kaisers Tochter und eines Kaisers Schwester, geschahen gewiß so viel Ehrenbezeugungen, daß der Vater mit stolzem, die Mutter mit leichtem Herzen an den Rhein zurückkehrten. Aber diese Freude währte nur kurze Zeit. Kaiser Otto III. starb, und ein ganz anderes Geschlecht kam mit Konrad II. auf den deutschen Thron. Der neue König von Polen kannte keinen deutschen Oberherrn mehr, zahlte keinen Tribut und trat prahlerisch gegen Konrad auf. Ja er trieb es noch weiter, er fiel in Brandenburg und in die Lausitz ein und plünderte, brandschatzte, sengte und brennte, kurz, er benahm sich wie ein Feind und zwar wie ein ganz gemeiner, charakterloser Feind, denn wenn man ihn fragte: warum er denn das alles thue? so konnte er wahrlich keine andere Antwort geben, als: es sei ihm gerade so eingefallen, und er wolle sich ein wenig versuchen. Aber dieser Versuch wurde ihm übel vergolten. Der Kaiser sammelte ein Heer, rückte gegen seine Banden an und zersprengte sie bei dem ersten leichten Angriff. Da machte er Miene, in Polen selbst einzudringen und allenfalls das Vergeltungsrecht zu üben, doch dazu wollten es die polnischen Großen nicht kommen lassen; man schickte dem Sieger Gesandte entgegen, und es kam ein Vergleich zu Stande, den der König Mieslav selbst unterzeichnen mußte, da die Stände ihm sonst drohten, ihn gefangen zu nehmen und an Konrad auszuliefern; denn sie konnten sein eben so rüdes als unverständiges Manöver nicht billigen, und freuten sich selbst, seine Macht zu beschränken. Nach dem Vergleich nun mußte Mieslav zu Gunsten seiner Gemahlin Richenza sowohl der Regierung, als dem königlichen Titel entsagen, da er zu ersterer unfähig, und letzteres ohne förmliche Zustimmung des Kaisers sei. Dagegen genehmigte der Kaiser der Regentin — wie Richenza genannt werden solle — wenn die Polen dies wünschen würden, für ihre Person und als Auszeichnung den Titel einer Königin. Die Königin erkenne nun ihrerseits den Kaiser als Oberherrn an, zahle

ihm einen jährlichen Tribut, und verspreche, nicht ohne dessen Zustimmung Heere zu sammeln und Kriege zu führen. Wie die Regentin ihre Reiche Polen und Lithauen regieren wolle, und ob man ihre Macht durch Stände und Senat beschränken würde, das kümmere den Kaiser nicht, doch habe sich Polen sogleich einer Ahndung auszusetzen, wenn es einen dieser Punkte nicht erfülle oder übertrete.

Konrad stand mit starker Heeresmacht auf der Grenze, man mußte alles bewilligen, und die Deutschen ließen sich auf Abschlag gleich einige tausend Gulden Kriegs- und Entschädigungskosten zahlen. Man huldigte nun der neuen Regentin, versetzte den zum Titular-Herzog degradirten König in Ruhestand, und erfreute sich einer guten geregelten Regierung; denn Richenza hielt mit aller Welt Frieden, that nach ihrer und ihrer gut gewählten Räthe Einsicht jedem Recht und glaubte sich auch von dem Volke geliebt. Aber — sie hatte sich geirrt. Die Großen fühlten sich hier und da zurückgesetzt, sahen mit scheelen Augen auf die Deutsche, die auch noch deutsche Räthe hielt, und sannen im Stillen darüber nach, wie sich wohl eine Aenderung in der Regierung herbeiführen lasse. Der Kaiser war ihnen immer zu nahe, und sie fürchteten, mit einem Kriege vielleicht ihre ganze Freiheit auf's Spiel zu setzen; also Vorsicht mußte gebraucht werden. Bei Lebzeiten Mieslav's konnten sie nichts unternehmen, deshalb war der unschuldige Herzog eines Morgens in seinem Bette todt, vermuthlich erwürgt, und nun hätte nach dem Rechte der Erbfolge Richenza's Sohn, Kasimir, Herzog oder König werden müssen; aber Kasimir war erst vierzehn Jahr alt, und so mußte für ihn eine Regentschaft bestellt werden. Die Königin, nur immer das Wohl des Landes im Auge, war nicht wenig überrascht, als man ihr ankündigte, daß ihr Regiment nun ein Ende habe, da man für den jungen Herzog — wenn Kasimir überhaupt zum Herzoge gewählt werden würde — eine andere Regentschaft bestellen wolle. „Verargen Sie uns das nicht, gnädige Frau! (panna dobrizicka)" — sagte ein Starrost zu ihr — „daß wir, die wir die Kraft in uns selbst fühlen, den Staat regieren zu können, auch endlich selbstständig zu werden wünschen. Vierzehn Jahre haben wir die Deutsche auf unserm Throne geduldet, und vierzehn Jahre auch der Deutschen Gehorsam bewiesen; jetzt — danken wir Ihnen für die übernommene Mühwaltung, und lassen Ihnen die Wahl, Ihren künftigen Aufenthalt entweder in Polen, oder in Deutschland zu nehmen, unsere Achtung und Erkenntlichkeit wird Sie begleiten; denn wir müßten undankbar sein, wollten wir Ihre Sorge für

uns verkennen. Es ist nichts, als das widerstreitende Gefühl, fremden Befehlen zu gehorchen und der Fremden, der Deutschen, Unterthan zu sein. Seien Sie eine geborene Polin und jeder von uns wird mit Freuden das Leben für Sie opfern; aber — Polin müßten Sie sein, um für immer unsere Königin sein zu können."

Im ersten Augenblick hielt Richenza das, was sie eben gehört hatte, noch für einen Traum, und erst, als dem Sprecher ein Zweiter und Dritter dasselbe nachsprach, als Hunderte jetzt laut einen Polen zum Regenten verlangten, da ersah sie, daß sie nicht geträumt habe, daß sie vollkommen wache, und danach ihr Handeln einzurichten habe. Es fiel ihr nicht ein, mit Gewalt einen Thron behaupten zu wollen, den man ihr nicht freiwillig einräume, und ob ihr auch die Räthe riethen, sie möge den deutschen Kaiser um Hülfe ansprechen, so verschmähte sie dies Mittel doch standhaft, ließ ihre Sache ordnen; bat, man möge den Nachfolger in der Regierung bestimmen, dem sie diese und alles, was dazu gehöre, übertragen könne; veranlaßte dann schon auf den dritten Tag eine Versammlung der Stände, die in der Eile geladen werden konnten; trat, als diese zusammen waren, im prunklosen, einfachen Kleide, ohne Krone und königliche Insignien, in den Saal, begrüßte die Starrosten, hielt eine kurze Rede, in der sie Abschied von ihnen und von dem Volke nahm, das sie während eines fünfzehnjährigen Aufenthalts hier und einer vierzehnjährigen Regierung liebgewonnen habe, und versicherte sie, ihrer auch ferner, freilich mit einem schmerzlichen Wohlwollen, zu gedenken, da sie nicht das Ziel, nach dem sie innig gestrebt, habe erreichen können, und erklärte dann, am andern Tage mit ihrem Sohne Kasimir abzureisen, da dieser, mit ihren Wünschen nicht die Krone tragen solle. — Man antwortete ihr höflich, aber kalt, hatte auf die Anzeige, den Prinzen mitnehmen zu wollen, gar keine Erwiderung, und sah sie scheiden, wie einen Fremden, der sich etwa einige Tage als Gast unter ihnen aufgehalten. Richenza aber konnte ihre Rührung, ihren Schmerz, als sie auf diese kalten Männer sah, kaum unterdrücken. Das war der Dank, der Lohn für vierzehnjährige rastlose Thätigkeit und Sorge, und sie war nicht nur dem Namen, sondern wirklich der That nach Mutter ihres Volkes gewesen.

Nein! das hatte sie, nach ihrer innigsten Ueberzeugung wahrlich nicht verdient!

Man muß indeß die Polen kennen, um eine solche Handlungsweise ganz natürlich zu finden. Es gibt dort heute noch, um wie

viel mehr nicht vor so vielen hundert Jahren, nur zwei Klassen, Herren und Sklaven, mindestens doch Diener, unbedingt gehorsame Diener der Herren. Von den Millionen Einwohner nun finden sich vielleicht einige Tausend, die zu der ersteren Klasse gezählt werden können, und alles übrige ist todtes, willenloses Maschinenwerk dieser Klasse, und war es damals noch um so viel mehr. Den Herren aber, meistens ungeheuer reich, stolz und despotisch gegen ihre Unterthanen, ist jede Regierung ohne Ausnahme, der sie gehorchen sollen, verhaßt; denn — sie wollen einmal nicht gehorchen. Bilden sie nun eine Monarchie, so mußte allerdings ein Monarch an der Spitze dieser Monarchie stehen; aber sie behielten sich das Stimm- und Wahlrecht vor, und machte es ihnen einer zu arg, oder wollte er sie in ihrem Ansehen beeinträchtigen, so versammelten sie sich und setzten ihn ab, oder expedirten ihn auf eine andere Weise aus der Welt. Das wußten die Könige und Herzoge recht gut, und so suchten sie sich ihre früheren Kollegen, die Starrosten, zu Freunden und wohlgeneigt zu erhalten. Ein Regent in Polen durfte deshalb nicht gerecht sein, wenn er anders Regent bleiben wollte, und der gemeine Pole hatte unter allen Umständen Unrecht, wenn es zwischen ihm und seinem Herrn zu Streitigkeiten kam. Der Gutsherr nahm aus Verdruß über den Diener die Pistole von der Wand und erschoß ihn, oder er fuhr, er ritt ihn todt, wenn er ihn reizte; er zog die Pflugkrücke vom Pfluge und erschlug ihn damit auf dem Felde; kurz, er betrachtete den Knecht oder Tagelöhner gerade so wie sein Vieh, das er beliebig tödtete, ohne daß es irgend jemanden aufgefallen wäre. Was also der Herr wollte, wollte der Bauer mit, und wenn es in den Städten wohl noch eine Mittelklasse gab, so gehörte diese doch in so fern mit zu der letzten, als sie sich nicht, mitzusprechen, erlauben durfte. Die Verwaltung war hiernach sehr vereinfacht, denn man durfte nur für einige Tausende Gesetze beobachten, die diese sich selber gegeben hatten, und wenn ein Fürst sich diesen nicht selbst unterwarf, so machten sie kurzen Prozeß mit ihm. Schulen und Gymnasien bedurften sie ebenfalls nicht; denn der Bauer sollte nichts lernen, um nicht zu begreifen, daß er auch ein Mensch sei, und der Adel ging nach Paris oder Rom, um dort seine Ausbildung zu vollenden. Die Geistlichkeit aber fand sich mit der zweiten Klasse in so fern ziemlich gleich gestellt, als sie unbedingt vom Adel und ihren Ortsherren abhängig war. Die Pfarren sind im Allgemeinen noch jetzt in Polen sehr schlecht und waren es früher noch bei weitem mehr, und eine dortige Pastorwohnung

war sehr oft nicht besser als eine ärmliche Winzerhütte an der Mosel.

So war das Reich beschaffen, dessen Fürstin Richenza vierzehn Jahre, war und aus dem man sie jetzt gleichsam vertrieb; denn sie hatte bei zu vielen Gelegenheiten ein Herz für das Schicksal der Armen gezeigt, die oft der rohesten Barbarei ihrer Gebieter ausgesetzt waren.

Sie bestieg also mit ihrem Sohne Kasimir den Reisewagen, und sagte dem Lande ein Lebewohl, in dem sie an der Seite eines ungeliebten und wilden Mannes die schönsten Jahre ihres Lebens vertrauert hatte.

Der Kaiser, zu dem sie nach Saalfeld ging, nicht um ihn gegen Polen aufzuregen, sondern ihn vielmehr um eine Freistätte im deutschen Reiche zu bitten, war höchlichst verwundert, sie zu sehen, gewährte ihr aber freudig den erbetenen Aufenthalt, und der junge Kasimir, der schon früher gerne von Klöstern und Klosterleben gehört hatte, wählte den geistlichen Stand und ließ sich schon im 18. Jahre förmlich einkleiden.

Richenza ließ nun das Schlößchen in Clotten ausbauen und zog an die Mosel, wo sie fast alle Sommer zubrachte. Sie besaß ein großes Vermögen, nicht erbeutetes polnisches Staatsgut, sondern von ihren Eltern und Geschwistern ererbtes Eigenthum, das sie zum besten der Armen und Nothleidenden an der Mosel und zu frommen Stiftungen und Schenkungen an Klöster rc. rc. der Gegend verwendete. Man hatte sie allgemein lieb, und wenn es hieß: die Königin kommt, oder die Königin ist wieder hier, so versammelten sich Tausende, ihr mit frohem, herzlichem Jubel ihre Freude zu bezeigen, so daß sie oft gerührt sagte: sie fühle sich hier in dem einfachen, schlichten Moseldörfchen glücklicher, als auf dem polnischen Throne.

Fünf Jahre mogten es etwa sein, als sie Polen verlassen hatte, während deß bald dieser, bald jener nach seiner Weise regiert und man den und jenen zur Krone vorgeschlagen, aber mit Niemanden einig geworden war; da hielt man es für's beste, sich den jungen Kasimir von Deutschland und aus seinem Kloster zurückzuholen. Die Königin widerrieth ihrem Sohne, die Krone anzunehmen, da er das Mißliche eines solchen wohl selbst gesehen; aber — es war ja eine Krone, und wer hat Kraft genug, sich da zu bezwingen? — wer Kraft genug, der Versuchung zu widerstehen?

Der Prinz erklärte, er sei bereit, den Thron anzunehmen, wenn der Papst ihn des Gelübdes entbinde, weshalb er die Herren nach Rom verweisen müsse. Der Papst ertheilte ihnen die Lösung für Kasimir, doch so bedingt, daß künftighin alle vornehme Polen, zum Gedächtniß an ihren geschorenen König, sich das Haupthaar nicht unter die Ohren wachsen lassen sollten; daß sie für jeden Polen jährlich ein Pfennig zum päpstlichen Schatze geschickt und eine stets brennende Lampe von ihnen an der St. Peterskirche unterhalten werden sollte. Sie genehmigten Alles, denn der Herzog Bretislav von Böhmen drohte mit einem starken Heere den Einfall in Polen, und die Absicht, sich des erledigten Thrones zu bemächtigen, und der Kaiser Heinrich III. versprach ihnen nur dann seinen Beistand gegen die Böhmen, wenn der junge Kasimir ihr König sei; und so führten sie den Prinzen denn im Triumph als König in ihre Hauptstadt.

Kasimir bat seine Mutter, ihn zu begleiten, die Starrosten baten sie ebenfalls mit ritterlicher Galanterie, die dem Polen so sehr angeboren ist; aber Richenza sagte: „Nein! ich bleibe hier in Deutschland, in Clotten an der Mosel habe ich mir mein kleines Reich gegründet und in Clotten will ich einst sterben“

Sie ließ sich dort auch eine eigene Klause mit Kapelle für sich und ihre Hausleute, die Messe dort von ihrem Kaplan Ruotpert zu hören, erbauen: „reclusorium dominarum cum capella in pago Clottensi.“

Als sie älter wurde, machte sie ein Testament und vermachte darin ihr Clottener Hofgut der Abtei Brauweiler, und nach ihrem bald darauf im Jahre 1060 erfolgtem Tode wurde sie nach Köln gebracht und in der Kirche der heiligen Maria ad gradus begraben.

Noch im Jahre 1633, als der berühmte Chronikenschreiber Gelenius sie sah, lag sie unter feinen Linnen und einer seidenen Decke in einem Holzsarge, den ein Marmordenkmal umschloß. Auf einem Atlaskissen ruhte ihr Haupt mit Goldnetz und kostbarem Diademe geschmückt. Zur Seite hing ihr Bild neben dem ihres Bruders, des Erzbischofs Hermann. Auf ihrem wie auf dem seinigen befanden sich ein Adler und der pfalzgräfliche Löwe. Auch in Clotten befand sich ein ähnliches in dem als Staatsgut verkauften Prioratsgebäude der Abtei Brauweiler. Die frühere Hauskapelle und die Klause, die daranstoßend, in einem alten Bau, der jetzt nicht viel mehr, als ein Trümmerhaufen, gewesen sein soll, ist nicht mehr kenntlich.

Oberwärts Clotten hebt sich das Gebirge wieder von der Mosel aus steil in die Höhe und nur mühsam ist ein schmaler Pfad, kaum so breit, daß ein Wagen dort fahren kann, eingesprengt worden.

Clotten, Clottena. Das Hofgut „praedium meum Clotteno dictum super Mosellam," welches hier die genannte Polenkönigin Richenza, Tochter des Pfalzgrafen Erenfrid und der Gräfin Mathilde, dem von ihnen gestifteten Kloster Brauweiler 1051 schenkte, hatte bedeutenden Umfang. Bann und Gerichtsbarkeit, wie sie selbst 1056 deren Grenzen bestimmt, gingen vom Endertbache bei Cochheim »ab rivo Andrida« bis zum Elzflüßchen bei Kern »usque ad flumen Elza.« Zu demselben gehörten einzelne Güter in Cochheim, Cond, Treis: flußaufwärts in Eller, Bremm, Merl ꝛc. ꝛc. Die Stadt Cochem »urbem Chuchema« — Schloß und Zoll waren Reichslehn — übergab sie ihrem Vetter, dem Pfalzgrafen Heinrich, damit er und seine Eltern als Schirmvögte das Kloster bei dem Besitze schützen sollten »ut sit defensor et advocatus.« Die feierliche Uebergabe hatte statt auf der Rheininsel Kaiserswörth »insula sancti Swiperti« in Gegenwart Kaiser Heinrichs IV., Erzbischofs Hanno von Köln und vieler Fürsten. Der Kaiser fügte noch, hinsichtlich des Klosters, vollkommene Zollfreiheit auf Rhein und Mosel hinzu. Hanno aber bestimmte die Schenkerin, wie er selbst in einer Urkunde von 1075 sagt, das Hofgut den Mönchen wieder zu entziehen, und es dem Kloster zu geben, in welchem sie einst begraben werden würde. So erhielt es die Kirche der heiligen Maria ad Gradus zu Köln, welche er gebaut hatte. Brauweiler mußte sich mit einigen Weinbergen, Geldgefällen und einem goldnen, mit Edelsteinen geschmückten Becher, welcher für dreißig Mark dem Dechanten Luzo verpfändet war, begnügen. Aber, durch Strafe des Himmels, wie man damals glaubte, brannten die neuen Kirchen- und Klostergebäude bald ab. Um ein ähnliches Unglück zu verhüten, nachdem Erzbischof Sigewin sie wieder hergestellt, gab sein Nachfolger das Clottener Gut an Brauweiler zurück. Auch Abtei Laach zog damals, Pfalzgräfliches Geschenk, Weingefälle dort. Ein Ritter Theodorich von Clotten erscheint um 1188 als Zeuge in einem Lehnbriefe Erzbischofs Philipp zu Köln, hinsichtlich Stalecks und der Vogtei Bacharach. Ein anderer, Franko, 1246 in einem Verkaufsakte zu Lützel-Koblenz. Burggraf Cuno von Cochem und seine Gattin Agnes schenkten 1274 dem Convente Himerode einen vom Kloster Sprengirsbach gekauften Hof nebst Weinbergen zu Clotten »ob salutem et remedium animarum.« Das Schloß

nebst jenem zu Cochheim verpfändete Kaiser Adolph zwanzig Jahre später dem trier'schen Erzbischofe Boemund, der ihn mit fünfzig Helmen nach Italien begleiten sollte, bis zur Auszahlung der Kosten. Beide Vesten waren 1142, nach Ableben des Pfalzgrafen Wilhelm, eines Enkels Heinrich von Laach, ans Reich gefallen. Heinrich von Clotten erscheint 1338 belehnt mit einem Hause auf der trier. Burg daselbst, und Richwie Wepeling trägt 1347 sein dortiges Eigenthum dem Erzstifte für dreißig Gulden auf. Ersterer war Burggraf zu Cochem 1350, sein Sohn Johann 1371, sein Enkel Domkanonich zu Trier. Das Schöffengericht zu Clotten bestand bis 1457 aus vierundzwanzig Schöffen. Erzbischof Johann und Arnolt Quad, Abt zu Brauweiler, setzten diese Zahl auf sieben herab, mit der Verfügung: »wanne si yrer Urteil nit wyse sint, sullent dieselben sieben yre Urteyle zu Colne an dem Oberhoiffe holen, als von Alters herkomen ist.« Außer diesen sollten noch siebenzehn Hofschöffen zu Clotten wohnen, und mit ersteren des Erzbischofs drei Hochgedinge im Jahre, so auch jene des Abts, halten. Ferner wurden alle jene Weisthume als kraftlos erklärt, welche die von Erzbischof Jakob gestraften Schöffen zum Vortheile Brauweilers über das Recht hinaus abgefaßt hatten.

Jenen vorbemerkten schmalen Steinpfad in einem Halbzirkel verfolgend, öffnet sich dem Auge eine wahrhaft romantische, wahrhaft schöne Aussicht. Dort die Trümmer und der Thurm der uralten und in mannigfacher Beziehung berühmten Reichsburg Cochem auf steilem Bergkolosse, umgeben noch von dem zerfallenen Mauerwerk der Nebenwarten und Ringwände, die für die einstige starke Befestigung Zeugniß geben; und neben diesen Denkmälern sonstiger Kraft und Stärke wieder etwas tiefer eine Kapelle für den frommen Beter. Zwischen Fluß und Berg die alte ehrwürdige Stadt Cochem, die erste Stadt von Koblenz aus und zehn Stunden von dort entfernt, mit 4000 Einwohnern, ihrer imposanten Pfarrkirche, der Koblenzer ähnlich und dem ehemaligen Kapuziner-Kloster, das alle andere Gebäude der Stadt überragt. Einige hundert Schritte der Stadt näher gekommen, werden wir aufs neue überrascht, wenn wir zur Rechten in einem andern großen Thale auf spitzer Bergkuppe die herrliche Ruine von Schloß Wunnenberg übersehen, und man mögte, wie in Clotten, wo uns die Aussicht von dem Pastoralhause so angenehm ergriff, auch hier wieder stehen und sehen und sagen: „das ist doch schön! sehr schön!"

Die Stadt selbst nun betrachtet, kann man das freilich nicht von

ihr sagen; denn eingeengt in den schmalen, wegen der hohen Häuser, dunklen Straßen, wo man die herrliche Natur nicht sieht und sich gleichsam abgeschnitten von all dem Schönen, unheimlich fühlend, wieder hinaus sehnt, will man auch den wirklich recht schönen Gebäuden im Innern nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ob aber auch nicht schön, ist der Ort doch außerordentlich lebhaft, denn viele Stunden in der Runde herum die einzige Stadt, drängt sich besonders an Markttagen Alles hinein, zu verkaufen und wieder zu kaufen, und die vielen Gast- und Wirthshäuser, von denen eins fast an das andere stößt, geben für den Verkehr, wenn man die Wohlhabenheit der Wirthe berücksichtigt, das beste Zeugniß. Klein sagt, die Wirthshäuser liegen so nahe aneinander, daß sich die Schilder in den engen Straßen berühren, daß der Bär — so nahe hängt er — die anstoßende Sonne beleckt; der Ochse (sagt er) brüllt, das Lamm blöckt, der Schwan singt, der Hahn kräht die Gäste herbei. Der Löwe hält hoch Flasche und Glas empor. Es blüht duftend der Rebenstock, neben welchem der heilige Geist schwebt. Vornehm breitet der Doppeladler die Flügel aus; der deutsche Kaiser in der Fürstenversammlung zu Regensburg sieht stolz herab. Der Kölnische Hof ruft die goldene Zeit des Hanseatenhandels auf der Mosel zurück. Zwischen ihm und dem Anker — Symbol der Cochemer Schifffahrt — thront der Römische König.

Doch in der That man kann stromauf- und abwärts gehen und wird überall viele Wirthshäuser finden; aber so viele, als in Cochem nicht. Ich glaube, Cochem hat so viel Wein- und Bierschenken, als Breslau, die zweite Stadt im preußischen Staate, eine Stadt von mehr als 90,000 Einwohner. Mag man nun auch über die Noth, über die Armuth der Moselgegend klagen, mag man sich für das elendste Volk der Welt halten — ich behaupte, man weiß hier noch nicht, was Noth und Armuth ist und müßte einige hundert Stunden weiter nach Osten und Nordosten gehen, um sie selbst erst kennen zu lernen. Wenn in einer Stadt, wie Cochem, fast jedes Haus einen Laden zum Handel mit dieser und jener Waare, neben den unendlich vielen Schenken, enthält, und alle diese Verkäufer fortwährend zu thun haben, so möge man in den östlichen Provinzen einen so lebhaften Verkehr in Städten von zehnmal mehr Einwohner suchen und — wer weiß, ob man ihn so findet — Stettin in Pommern allenfalls abgerechnet, das, als Handelsstadt betrachtet, wohl der bedeutendste Ort des Staates ist. Es gibt im Allgemeinen an der Mosel wenig Dörfer, die nicht zehn oder zwanzig Wirthshäuser enthalten, statt daß

man im Osten unseres Reiches in solchen Dörfern oft vergeblich ein einziges sucht. Doch — abstrahiren wir hiervon, wohl ihnen, daß es hier so ist und sehnen sie sich ja von der Mosel nicht fort, nicht dahin, wo es nicht mehr so ist.

Wie schon vorbemerkt, dominirt das ehemalige Kapuziner-Kloster von einem Felsvorsprung herab die ganze Stadt; es ist bisher in baulichem Zustande erhalten worden, wenn auch manches vielleicht daran geändert ist. Jetzt ist es Progymnasium. Im Jahre 1625 ließ Jakob von Elz den Kapuzinern hier eine Kirche bauen, die später zwar zerstört, doch aber wieder aufgebaut wurde. Dort lebte der berühmte Pater Martin von Cochem (Linius), der 1712 starb, der damals einige Werke schrieb, vor denen man große Achtung hatte. Unter der Klosterkirche liegt nach dem Ufer zu die Pfarrkirche, die man wohl originell, aber nicht schön oder geschmackvoll nennen kann, da alle Verzierungen, deren man unendlich viele darin findet, unverhältnißmäßig schwerfällig und plump erscheinen.

Vielleicht glaubt man nicht ohne Grund, daß Cochem schon seit uralten Zeiten, und älter als das Schloß, eine Ansiedelung der Römer, wenn auch damals nur noch unbedeutend, gewesen ist; aber die ganze Lage, wie vorgefundene Trümmer einer älteren Befestigung, stimmen ganz zu dem, was die Römer anlockte und was sie schufen. Auch Cochem hat, wie die übrigen Moselorte, viel von feindlichen Streifzügen zu leiden gehabt, und wie unter Ludwig XIV. von Montroyale aus Clotten so furchtbar mitgenommen wurde, hatte Cochem ein noch härteres Loos, denn den Franzosen Widerstand leistend, fielen diese mit zehnfach stärkerer Macht über den unglücklichen Ort her, ermordeten Alles, was sie fanden, und steckten die ganze Stadt darauf in Brand.

Die beiden Kriegsobersten des Boufleur'schen Heeres, Melac und La Bretêche, fielen wie Würgengel mit eigener Hand über wehrlose Greise, Weiber und Kinder her, und warfen zuerst die Pechkränze und Fackeln in die Scheunen. Spät erst und durch reiche Unterstützungen von dem Churfürsten und anderen, konnte sich Cochem wieder erholen, bis es neuerdings im französischen Revolutionskriege der Gefahr Preis gegeben, aber glücklich gerettet wurde.

In Cochem ist die Landrathur des Kreises, ein Friedensgericht und Landwehrstamm, und mehrere reiche Kaufleute und Gutsbesitzer haben sich theils der herrlichen Gegend, theils ihres Geschäfts halber hier angebaut. In Cochem aber wohnt außerdem ein Mann —

der Kreisphysikus Dr. Comes — auf den wir später wieder zurückkommen werden — der eine seltene und reiche Alterthums-Sammlung besitzt, wie man sie in der Provinz, vielleicht im preuß. Staate, bei Privatpersonen, nicht umfassender finden dürfte.

Richenza, die Königin von Polen in Clotten, besaß die Stadt Cochem, schenkte sie aber mit dem Schloße, vier Jahre vor ihrem Tode, dem Grafen Heinrich von Laach. Bald aber sollte Cochem einen Ruf in der Gegend, wie in ganz Deutschland, erlangen, den freilich ein höchst betrübender, ein gräßlicher Fall herbeiführen sollte.

Wir haben in dem Vorigen den Pfalzgrafen Ehrenfried nach Polen zur Krönung seiner Tochter, der Königin, begleitet und ihn wieder zurück in seine Lande kehren sehen. Er hatte noch einen Sohn, der ihm in der Regierung folgen sollte, vermählte ihn aber frühzeitig mit einem reichen Fräulein, da er, kränklich, kein hohes Alter versprach. Was der alte Ehrenfried gewünscht, wurde ihm erfüllt, er durfte bald einen Enkel auf seinem Schooße wiegen, den er, nach dem Kaiser, Heinrich nannte. Aber der kleine Heinrich, den man von der Wiege an schon verzog, versprach dem Lande einmal als Regent eine trübe Zukunft. Erzbischof Hermann, des Pfalzgrafen Sohn und Heinrichs Oheim, wollte den Prinzen mit nach Köln nehmen; aber der Großvater konnte sich nicht von ihm trennen, und — er mußte bei ihm bleiben. Ehrenfried starb, und Heinrich wurde unter der Vormundschaft einiger Reichsoberen Pfalzgraf. Mehrere Jahre hindurch ging es so recht gut, der Fürst fügte sich, weil er sich fügen mußte, und man glaubte schon, er werde sich geändert haben, als man ihn im 20. Jahre für majoren erklärte und die Zügel der Regierung übergab. Aber jetzt suchte er auch auf's Schnellste nachzuholen, was er vielleicht früher versäumt hatte, und vor seiner Willkühr und Mordlust war Niemand, der das Unglück hatte, in seiner Nähe zu kommen, mehr sicher. Da faßte man den Entschluß, ihn zu verheirathen; eine hübsche und kluge Frau hat ja schon so manchen Tollhäusler bekehrt, dachten seine Räthe, und führten ihn einem Fräulein zu, das als das schönste Mädchen an der Mosel und im ganzen westlichen Deutschland bekannt, zugleich Verstand und Sanfmuth mit dem körperlichen Vorzuge verband. Heinrich sah sie und brannte lichterloh; Mathilde fand auch den jugendlichen kräftigen Prinzen mit den feurigen braunen Augen und dem goldgelockten Haupte recht einnehmend; denn bei der Schönen fand man keine Spur des sonstigen rüden Lüstlings, er schien sanft und gut wie sie, und Mathilde folgte

ihm mit freudigem Busenwallen nach einigen Monden schon zum Altare. Heinrich war nun nur der zärtliche, aufmerksame Gatte; Mathilde war glücklich, und das Land holte wieder Athem. Aber dieser glückliche Zustand währte leider nicht lange, und es schien, als ob er nur in Extremen zu leben im Stande sei; denn war er früher wild und ausgelassen gewesen, so wurde er nun ernst, stille, tiefsinnig und verschloß sich endlich Tagelang in seinem Zimmer, ohne irgend einen Menschen vor sich zu lassen. Selbst die Gattin durfte endlich nicht mehr zu ihm, und traurig zog auch sie sich nun von aller Welt in ihre einsame Kammer zurück.

So mogte wohl ein viertel Jahr vergangen sein, und man nannte den Pfalzgrafen statt wie früher: den Tollen, jetzt: den Stillen; da trat er eines Tages mit kahlgeschorenem Haupte zu Mathilden in's Zimmer und sagte ihr sehr weich ein Lebewohl für diese Welt, da er beschlossen habe, in ein Kloster zu gehen und dort seine früheren Verbrechen und Sünden abzubüßen; sie hingegen möge bis an ihren Tod zu Cochem bleiben und dann, wie er dies wünsche, das Schloß mit der Burg der Stadt und allen dazu gehörigen Besitzungen dem Kloster übergeben, das seine letzten Seufzer gehört habe.

Weinend wollte sie ihm diese Idee zu ändern suchen, da sie ihn wirklich innig liebte, und schmiegte sich dicht an ihn; er schob sie aber sanft zurück und antwortete ihr: wie ihn in seinem Entschluß nichts mehr wankend machen könne, wie sie ihm den Abschied nicht erschweren möge, und der Himmel ihm gewiß seine Opfer lohnen werde. Dann ging er ernst, wie er gekommen war, ohne sie noch einmal auch nur mit einer Hand zu berühren, zur Thüre hinaus, ließ eine testamentarische Bestimmung aufnehmen, in welcher er dem Erzbischofe von Köln unter anderem auch Siegburg vermachte, und — ging wirklich ins Kloster.

Jetzt fehlte es der jungen, schönen und reichen Frau nicht an Anbetern, die sie auf allen ihren Schritten umlagerten, und in der Hoffnung auf den baldigen Tod des verrückten Fürsten (denn für verrückt hielt man ihn allgemein) sich schon im Voraus bei ihr einzuschmeicheln suchten, um sich, wenn es Zeit wäre, ihrer Hand versichert zu halten. Aber Mathilde blieb taub gegen diese Schmeicheleien und kalt für alle Aufmerksamkeiten der jungen und alten Ritterwelt. Treu ihrem Schwure, den sie aus freiem Entschlusse dem Gatten geleistet hatte, vermogte auch Nichts sie schwankend zu machen, und nach und nach blieben die Herren, vor denen sich die Pfalzgräfin

endlich gar nicht mehr sehen ließ, von Cochem zurück, um sich nicht daheim verlacht und verspottet zu sehen.

Der Erzbischof von Köln hatte dem Schenkungsakt gemäß Siegburg in Besitz genommen und dort seine Einrichtungen getroffen; da wurde aber der Prälat eines Morgens sehr früh geweckt, und seine Räthe und Beamten aus Siegburg standen mit blutigen Köpfen vor ihm, ihm zitternd zu berichten, daß der Pfalzgraf Heinrich plötzlich sein Kloster verlassen habe, und in der Stille mit einem starken Heere vor Siegburg erschienen sei, wo er geschworen, die Diener des Erzbischofs alle zu ermorden. Unvorbereitet habe man ihm keine Gegenwehr thun können, und deshalb in der Flucht sein Heil gesucht.

Verwundert hörte der Fürst diesen Bericht; da kam aber auch schon eine förmliche Proklamation den Siegburger Flüchtlingen nach, in der es hieß: Er, Heinrich, der Pfalzgraf, habe sich anders besonnen, sei wieder aus dem Kloster zurück getreten und werde sich beeilen, seine früheren Besitzungen zu reklamiren. Er habe deshalb die erzbischöflichen Kölner aus Siegburg verjagt und werde auch dabei sich noch nicht beruhigen, da ihm rechtlicher Weise Köln selbst gehöre. Sobald er deshalb dort nur seine Verwaltung geordnet, solle es auf Köln los gehen, und der Erzbischof könne sich immer um ein anderes Erzstift umsehen.

Mogte eine solche Sprache auch lächerlich klingen, so war sie es aus dem Munde eines Mannes, der mit vielen tausend beutelustigen Raubgesellen gegen einen unvertheidigten Ort losbrach, doch in der That nicht, und stimmte die Kölner im Gegentheil sehr ernst. Heinrich war offenbar verrückt, das hatte er sowohl früher als während seines Klosterlebens und endlich auch jetzt bewiesen; was hatte man aber nicht alles von einem solchen Menschen an der Spitze einer Armee zu befürchten? — Deßungeachtet verlor der Erzbischof den Muth nicht, stellte den Seinigen die Gefahr zwar vor, zeigte ihnen aber auch den bestimmten Sieg, in so fern Neinmand den Kopf verliere, da der Kluge, Verständige und Ruhige den Tollen zu besiegen vermögte, erließ dann schleunigst die angemessensten Befehle an Köln, Bonn und an die benachbarten Orte, und war so im Stande, dem Pfalzgrafen, als er nach einigen Tagen gegen Bonn und Köln anrückte, nicht nur die Spitze zu bieten, sondern ihn auch so durchaus zu schlagen und sein Herr zu zerstreuen, daß er sich von einigen seiner Feldobersten begleitet, auf's Roß schwang und gegen Koblenz zu flüchtete. Aber auch die Koblenzer wollten ihn nicht, und schon in

Andernach war er nahe daran, gefangen zu werden, bis er sich nach Münster wandte, und so auf Nebenwegen mit den wenigen, die er gerettet, nach seiner festen Burg Cochem zurück zog.

Mathilde hörte, daß Heinrich das Kloster verlassen hatte, und sie lebte in dem Gedanken an ihn wieder neu auf. Wie er es verlassen, und daß er sich gleich die ärgsten Grausamkeiten erlaubt, daß er in toller Wuth Tausende schonungslos hingemordet, davon sprach man ihr nicht, und dessen hielt sie ihn auch nicht fähig; da hieß es: „der Pfalzgraf ist auf der Burg" — und liebend breitete ihm Mathilde die Arme entgegen, ihn an die froh und stürmisch bewegte Brust zu ziehen. Schmeichelnd nahte er sich ihr und schmeichelnd erwiderte er ihre Liebkosungen. Ganz glücklich drückte sie das schöne, von langem Gram gebleichte, aber darum grade doppelt einnehmende Gesicht an seinen Busen, daß das goldene Lockenhaar ihr herab über den weißen Hals wallte; da riß er schnell ein langes Messer aus der Tasche hervor, und in einem Augenblick hatte er diesen Hals durchschnitten, daß der Körper mit dem blutströmenden Rumpfe zur Erde fiel, und er das Haupt an den Haaren in der Hand behielt.

Seine Kriegsobersten waren eben im Schloßhofe versammelt, um Plane für die Fortsetzung des Krieges zu machen, da nicht nur Köln, sondern auch Trier und andere Fürsten sich gegen den Unsinnigen verbündet hatten, und der Erfolg eines so gewaltigen Angriffs als nicht eben sehr zweifelhaft, die Seinen mit banger Besorgniß erfüllte. Da trat er, aus dem Schlosse kommend, das blutige Haupt seiner Gattin hoch in der Luft haltend, schnell mitten unter sie und rief lachend: „jetzt müsse Ruhe und Friede einkehren, denn er halte ja die Friedens- und Siegespalme in der Hand." — Im ersten Augenblick war Alles scheu auseinander geflogen; dann aber sprangen einige auf ihn zu, ergriffen ihn mit starker Faust und sagten: „Sollen wir den Wütherich, der uns mit kalter Grausamkeit das Herrlichste auf der Welt, die sanfte, liebenswürdige Fürstin ermordete, sollen wir ihn noch länger unter uns, oder gar als Herrn an unserer Spitze dulden? fort mit ihm in's Gefängniß, wohin er gehört, daß er dort an der Mauer, die ihn einschließt, oder an der Kette, die ihn an dieser Mauer hält, seine Wuth ausläßt, nicht aber hier, wo Nichts mehr vor ihm sicher ist" — und schnell ward er, der sich Anfangs noch mit seinem Schwert und dem Messer wehren wollte, das eben die gräßliche That verrichten half, entwaffnet, mit Stricken gebunden und so nach Trier transportirt, wo er im Gerichtshofe abgeliefert wurde.

Clotten.

Nachdem er hier einige Monate in einem einsamen finstern Loche gesessen hatte, führte man ihn ins Kloster Epternach, wo er bald darauf starb. Die schreckliche That aber erhielt sich noch lange im Munde des Volkes, und nach der Sage wandelte der Geist des Mörders, das blutige Haupt der Gemordeten in der Hand, bei jeder besondern ungewöhnlichen Veranlassung, durch die öden Burghallen, in der Mitternachtsstunde. Man kreuzte und segnete sich, wenn man ihm da zufällig begegnete; wußte aber auch zuverlässig, daß der Burg entweder ein feindlicher Ueberfall drohe, oder der Tod eines aus der Familie entschieden sei. Ja man treibt es noch weiter, und alte Legendenschreiber lassen den Geist noch vor 100 Jahren durch die Trümmer schreiten. Mit Heinrich dem Tollen erlosch der Fürstenstamm seines Hauses in grader Linie, und andere Besitzer, wie sie weiter unten in der geschichtlichen Notiz angegeben, folgten aus verschiedenen Geschlechtern als Burgherrn zu Cochheim, bis 1140 Kaiser Konrad III. Schloß und Stadt als erledigtes Burglehn einzog. Aber schon 100 Jahre darauf kam beides in den Besitz des Erzstifts unter Boemund, da dieser dem Kaiser bedeutende Anleihen gemacht hatte, die ihm nicht ersetzt werden konnten; und von dieser Zeit an wurde Cochem als wichtiger Militairplatz von den Erzbischöfen betrachtet und benutzt; bis das Schloß ¼ Jahr vor der durch die Franzosen bewirkten furchtbaren Zerstörung der Stadt gesprengt und dann in Brand gesteckt wurde. Entsetzt hörte man das Krachen der springenden Minen, die die Mauern und Gewölbe weit um sich herwarfen, und entsetzt sahe man den Brand, der mehrere Tage hintereinander die Flamme zum Himmel trieb, von oben herab die ganze Gegend rund um her mit grausigem Scheine erhellte und in den Fluthen sich wiederspiegelte. So war das ungeheure Werk, das Jahrhunderte muthig getrotzt hatte, in wenig Tagen zu einem Trümmerhaufen geworden.

Wenn man von den sogenannten Cochemern Stückchen spricht, so ist dies ein Scherz aus den ältesten Zeiten, mit dem die Amtsstädte den begünstigteren Reichsstädten gern etwas anhaben wollten, daher für Cochem das Stückchen vom lebendig begrabenen Maulwurf, von der wiederauferstandenen Grasemücke und der fliegenden Bratwurst u. s. w., das sich noch lange im Munde des Volkes erhielt; aber auch für andere Städte hatte man Sprichwöter, wie in Boppard die Sage von den himmelblauen Wolkenperücken, in denen ihr Bürgermeister auf der Reichstagsversammlung zu Cochem er-

schien u. a. m. Ihrer Seits vereinigten sich die Geneckten wieder und konnten von Staketenreitern wider jene singen.

Schon früher wurde des Schlosses Wunnenberg rückwärts Cochem erwähnt, das in einem romantischen Thale auf steiler Felskuppe gelegen mit der Burg und Stadt ein wirklich selten schönes Ganze ausmacht. Ein Bach, im Sommer fast ganz ausgetrocknet, aber im Frühjahr, wie alle Gebirgsbäche der Mosel, hoch und reißend, kommt das Thal, gerade vom Schlosse herab und ergießt sich gleich unterhalb Cochem. Dies Thal aber ist vielleicht eins der interessantesten, wenn man die Geschichte der Ritter und Besitzer zu Schloß Wunnenberg daran knüpft. Der Bach treibt einige Mühlen, die aber im Sommer meist unthätig und stille liegen; Steinbrücken wölben sich für den ziemlich guten Weg darüber. Der Schloßberg, auf dem jetzt nur die Ruinen und Trümmer einstiger Größe in die Wolken zu ragen scheinen, ist mit Holz ziemlich dicht bewachsen und bildet noch jetzt mit den vielfachen Abwechselungen von Weinpflanzungen, nackten steilen Felsen, bewässerten Wiesen und Fruchtfeldern (Gärten) einen höchst anmuthigen Wechsel, in dem man sich, mit nur einigem Gefühl für Naturschönheiten, gewiß unwillkührlich so tief verliert, daß man sich gewaltsam herausreißen muß.

Auch Schloß Wunnenberg hatte das Schicksal des Cochemer Schlosses und so vieler andern in dieser und fernerer Gegend: die Franzosen, fürchtend, daß es ihnen einst verderblich werden könnte, kamen von der Feste Montroyal herüber und zwei Lieutenants des Königs Ludwig XIV., die Herren von Saris und von Montalt, gaben Befehl, es in die Luft zu sprengen. Geschäftig bemühte man sich erst, Alles, was irgend transportabel war, fort nach Montroyal zu bringen, dann aber wurden die Minen in den Felsen gehauen, die Kammern mit Pulver gefüllt und — gesprengt. Gleich jenem des Cochemer Schlosses gewährte auch dies einen schrecklichen Anblick; weithin borsten die Mauern, und hoch wirbelte die Flamme zum Himmel hinauf, daß der Rauch viele Stunden weit den ganzen Lichtkreis verfinsterte, während der furchtbare Donner durch die Felsen mit hundertfachem Echo widerhallte und selbst die entfernteren Bewohner in Angst und Schrecken setzte. Die Sprengung von Festungen, Gräbern, Mauern ist gewiß immer ein ergreifender Anblick; aber doppelt schaurig mag dies in einem Gebirgslande sein, wo der Schall hier und dort bewegt immer wieder zurück und an andere Felsen stößt und so gleichsam das, was dort ein Mal ist, hun-

dertmal giebt. Wenn man dann denkt, was da war, was für Schicksale und Erinnerungen sich an das wirklich Große und Kunstvolle knüpfen, und daß das Alles, nun in wenigen Tagen, gleichsam ihre Erbauer höhnend, in das Nichts verwandelt daliegt, aus dem es tausend Jahre zuvor mit unendlicher Mühe und Kraft hervorgerufen worden, so fühlt man sich gewiß doppelt wehmüthig gestimmt und begreift die Menschen nicht, die mit kalter Ruhe und innerem Frohlocken auf dem gegenüberliegenden Felsen stehn und auf das Werk ihrer Verrichtung herrüber sehen. Da standen die Kommandanten Montalt und Saris wirklich und sahen zu. Das Schloß, den Herren von Wunnenburg-Bilstein gehörig, kam nun an die Grafen von Metternich, deren Letzter jetzt der Fürst von Metternich, Herzog von Portella, Oestreichischer Hof- und Staatskanzler ist.

Cochem: Chucheme ad Andridam. Geverhard, Altgraf der Mosel »antiquus comes de Mosella« wohnte daselbst 1025. Es scheint entweder zu den kaiserl. Pfalzgütern gehört zu haben, in deren Alodialbesitz sich, nach Erlöschen der Carolinger, die ripuarischen Grafen setzten, oder zu jenen Ländereien, welche, nach Erzählung des Chronisten Ditmar von Merseburg, Kaiser Otto III. dem Gemahle seiner Schwester Mathilde, Pfalzgrafen Erenfrid, schenkte »dans ei quam plurima, ne viles ceret innata sorori a parentibus summis gloria.« Richenza, welche Cochem ererbt hatte, gab dasselbe 1056 dem Sohne ihres Oheims Hezelin, Stifter der Abtei Laach »tradidi quoque urbem Chuchemo cum omnibus illuc pertinentibus prefato Henribo comiti palatino, ut sit defensor et aduocatus super ipsum predium Clotteno.« Auch kömmt schon um diese Zeit ein castrum daselbst vor, bei dem ein Reichszoll sich befand, von welchem im folgenden Jahrhunderte die Abtei Sprengirsbach, so wie von allen Moselzöllen, befreit wurde. Nach dem kinderlosen Ableben des Pfalzgrafen Wilhelm um 1142, erklärte Kaiser Conrad III. alle Besitzungen desselben, namentlich den Wald Contel, als dem Reiche heimgefallen: »omnia ejus allodia justis modis in regni proprietatem jure devenerunt.« Pfalzgraf Hermann von Staleckun, Graf Godfrid von Spanheim, Graf Otto von Rheineck nebst andern bezeugen die Urkunde darüber. Da aber die Besatzung des Schlosses Cochem sich nicht fügen wollte, belagerte der Kaiser dasselbe 1150 und nahm es mit Gewalt. König Philipp der Hohenstaufe entledigte 1203 das Erzstift von dem dort angelegten neuen Zolle »ipsis theloneum, quod apud Kocheme quasi de novo fuerat institutum, omnino remisi-

mus: servato tamen jure antiquo thelonei. quod temporibus predecessorum nostrorum, dive memorie Romanorum Imperatorum illic solebat haberi.« Kaiser Adolf übergab 1294, wie schon früher bemerkt, dem Erzbischofe Boemund die Reichburgen Cochem und Clotten bis zur Bezahlung von 2000 Mark cöln'scher Denare, zur Ausrüstung und zum Unterhalte von fünfzig Helmen während sechs Monate auf künftigem Römerzuge, und fünfthalb Tausend Mark anderweitiger Schuld. Albrecht I. nennt diese Summe so groß, daß sie ihm kaum abtragbar schien »quod vix spes esse poterat luitionis.« Er erklärte daher unwiderruflich den Erzbischof und seine Nachfolger auf ewige Zeiten zu erblichen Burggrafen des Schlosses Cochem »ita quod dicti castri hereditarii burcgravii perpetuo remaneant et existant.« Heinrich der Lützelburger bestätigt 1309 und 1310 diesen Akt mit den übrigen Rechten des Erzstiftes, eben so 1314 und 1332 Ludwig der Baier. Carl IV. aber überläßt 1346 dem Erzstifte Schloß Cochem als volles Eigenthum »pleno jure ac titulo proprietatis tenenda conferimus et donamus.« Derselbe bewilligte ihm auch 1360 eine Zollerhöhung daselbst von zwei alten Groschen auf das Fuder Wein, und einen halben auf das Malter Getreide. Wenzel der Böhme wiederholt dieses 1376. Noch werden in dieser Urkunde Cell im Hamm, Beilstein, Carden, Alken nebst Burg Thuron, Covern ꝛc. genannt. Immer aber hielten sich die Kaiser das Oeffnungsrecht und den freien Gebrauch der Veste in Kriegszeiten vor. Reichsburggrafen vor der Abtretung an Trier erscheinen 1250 Werner, 1265 Cunrad, 1290 Heinrich von Nurenberg, der kein Siegel führte: als trier'sche Burggrafen Johann aus dem Haus Polch-Peschile, 1350 Hermann Wepeling von Bell, so wie 1420 Arnold von Kettig, Amtmann zugleich der Stadt nebst Pflegen, ferner 1440 Hermann vom Weiher zu Nikenich, nach ihm mehrere Leyen und Elze, so wie noch andere. Erzbischof Theodorich verlieh 1217 dem Stifte zu Pfalzel bei Trier die Pfarrkirche und Pfarrgefälle zu Cochem „damit durch Vermehrung der Einkünfte auch die Andacht der Brüder sich vermehre“ »ecclesiae Palaciolensis, quae nobis speciali familiaritate est dilecta, penuriam relevare cupientes, ut adauctis stipendiis religio etiam fratrum augeatur, ecclesiam de Kocheme etc, etc. eisdem fratribus contulimus, libere in perpetuum possidendam.« Damit die Beschenkten aber nicht undankbar der Nachwelt erscheinen, sollen sie immer am Sterbetage des Schenkers ein feierliches Jahrgedächtniß halten. Neben der Pfarrkirche lag eine Klause, deren 1270 und 1316

schon Erwähnung geschieht. Von vier Schwestern lebte noch eine, Catharina von Carden, darin, zu deren Unterhalt der Rest der Güter kaum reichte. Diese gab 1463 Erzbischof Johann gleichfalls dem vorgenannten Collegiatstifte, welches das Gebäude bald verkaufte, nur das dabei befindliche Gasthaus behielt. Dem Geschenke fügte derselbe noch einige Weinberge neben der Herrnwiese bei.

Lauretta, Gräfin von Spanheim, hatte sich 1328 bei ihrer Sühne mit dem freigelassenen Erzbischofe Balduin ausser Manderscheid und Bernkastel auch Schloß Cochem als Unterpfand vorbehalten. Zu ihrer Sicherheit sollte es Herr Johann von Braunshorn besetzen und ihr Treue „zu den Heiligen" schwören. Selbst nach Bezahlung der bedungenen 30,000 Pfund Heller blieben die drei Burgen noch so lange der Gräfin zur Sicherheit, als Balduin lebte. Um diese Zeit wurden, wie zu Boppard und Oberwesel, alle Juden, damals vor Andern reich, auch hier ermordet. Die Veranlassung gab der Ruf von dem bekannten grausamen Tode des Knaben Werner, welche durch ihre Hand sollte gefallen seyn. An keinem Erzbischofe hingen die Cochheimer treuer, als an Otto, Grafen von Ziegenhain. Eine tapfere Schaar hatte ihn auf zwei Hussitenzügen begleitet, und mehrere Rathsherren pilgerten später mit ihm ins gelobte Land. Dafür erklärte er 1422 die von der Pestseuche hart mitgenommene Stadt auf zehn Jahre steuer- und schatzungsfrei. In der Urkunde sagt der Erzbischof: »angesehen soliche betwengliche Noit vnd Armoide, als dan vnse lieue getruwe Gemeynde zu Cocheme lange Zyt vnd noch hu de by Tage gelieden haint, und liedent, daz wir Vergencklichkeit derselben versorget etc.« Oft hielten sich im sechszehnten Jahrhunderte die Churfürsten auf der Burg, in dem „Hause Cochem" auf. Johann von Baaden soll, durch Auffliegen eines Pulvermagazins, beinahe umgekommen sein. Nach einer Sage waren es Verschworene, welche sich seiner zu entledigen suchten: nach anderer, alchymistische Versuche, die unglücklich ausschlugen. Sein Nachfolger, Erzbischof Jacob, bewilligte der Stadt bei zunehmenden Verkehre und Zuflusse der Umgegend einen regelmäßigen Wochenmarkt. Innerhalb Cochheim wurde vormals ein Gericht gehalten »uff dem Markt binnen den vier Orten, genant das Samstags Gericht.« Dieses besaßen mit allen seinen Rechten und Zubehör, hoch und nieder, auch Zoll daselbst, nebst einer Hofstatt auf der Burg, genannt „am Maulbeerbaum" ausserdem Felder, Weinberge rc. als Erzstift. Lehn die Wunnenberg Beilstein, nach ihnen die Freiherren von Metternich. Bei dem Ein-

falle Albrechts von Brandenburg 1552 nahete sich ein Streifcorps dem Schlosse, plündernd und verwüstend ringsum. Im dreißigjährigen Kriege wurde der Nachbarschaft und der Stadt selbst übel mitgespielt durch Kaiserliche, Spanier und Schweden. Als Christoph von Sötern, bei der Coadjutorwahl des Reifenbergers, Miene machte, die Franzosen wieder ins Land zu bringen, nahmen 1650, mit einem Theile der Besatzungen von Koblenz und Ehrenbreitenstein, die Domherrn Carl Caspar von der Leyen und Hugo Eberhard Cratz Mayen und Cochheim weg. Die Franzosen beschossen dasselbe 1673 unter dem Marquis de la Trousse. Unterhalb der Löscher Linde, von der Seite des gleichnamigen, zum Schlosse gehörigen Hofes, wo dasselbe aus der Nähe beherrscht wurde, hatten diesesmal und späterhin die feindlichen Angriffe statt. Das eigentliche Mißgeschick Cochheim's begann erst nach der Erbauung Montroyal's. De Saxis, Lieutenant du Roi, nahm mit weniger Mannschaft zu Ende Octobers 1688 Schloß und Stadt nebst der Wunnenburg weg. Ersteres hatte wenige, letzteres keine Besatzung, die Burg konnte sich nicht halten. Täglich zogen Truppen durch, plagten und quälten die Einwohner. Am schonungslosesten haus'te de Saxis selbst, der mehrmals wiederkehrte. Milder benahmen sich Graf de Montalt, Commandant von Montroyal, und einzelne Offiziere, die von Zeit zu Zeit Quartiere machten. Im folgenden April und Mai ließ de Saxis das Schloß und die Wunnenburg unterminiren. Dann wurden Geschütz und Meubles weggeführt, die Gebäude in Brand gesteckt, die Werke gesprengt. Zu Ende Augusts erschien Marschall Boufleurs mit 15000 Mann und zahlreicher Artillerie: er umschluß die Stadt rings, auch von jenseits der Mosel her. Drei Stürme auf den unhaltbaren Platz wurden am 25. abgeschlagen, als Nachmittags unter dem furchtbarsten Kanonenfeuer die Franzosen durch die Bresche drangen. Sie hatten dritthalbtausend Mann, darunter sechs Obristen, zehn Hauptleute, vier und zwanzig Lieutenants, vor dem „Neste" wie sie sich ausdrückten, verloren. In jenem, innerhalb der Stadt erschossenen Obristen, dessen Blut die Soldaten mit Tüchern aufwischten und die Leiche beim Abzuge mitnahmen, soll der Bürger den frühern Entehrer seiner Tochter erkannt haben. Was den ältern angesehenen Bewohnern noch übrig blieb, wurde gefangen fortgeführt: mehrere kamen erst nach dem Frieden zurück. Ohne Nahrung mußten sie, mit dem ihnen geraubten Eigenthume beladen, Tage lang zu Fuße wandern, von brennendem Durste gequält. Doch fanden sich unter den Offizieren auch mensch-

lichere: vorzüglich Kinder wurden durch sie gerettet, und ihnen auswärts Obdach und Kleidung verschafft. Uebrigens hatte der Angriff am Ludwigsfeste statt, Boufleurs wollte seinem Könige die eroberte Veste zum Angebinde bringen: wahrlich, wie er die Gabe ausschmückte, ein ewig denkwürdiges Geschenk! Von deutscher Seite befehligte als Stadtcommandant der churtrier'sche Obrist Kratz von Scharfenstein, welcher tödtlich verwundet am Hauptaltare der Klosterkirche niedersank: unter ihm standen die Hauptleute Gressenich und von Wenz. Bei den Kaiserlichen wird als Obrist ein Freiherr von Chizola, bei den Brandenburgern ein Major von Golz, bei den Mainzern als solcher ein Herr von Hagen genannt. Verfasser nahm, was er hier über Benennung und Einnahme von Cochheim liefert, großentheils aus handschriftlichen Nachrichten, die, Archivareigenthum eines Koblenzer Adelsgeschlechtes, von Augenzeugen herrühren. Nach denselben befand sich das feindliche Hauptcorps auf dem Berge zu Faid, in Verbindung mit der trierer Straße: anderthalb Regimenter, die Niedermosel beobachtend, lagerten zu Clotten, drei Bataillons, davon ein Theil in Cond, auf dem rechten Ufer. Bei manchen Bewohnern der Stadt blieb der Eindruck des erduldeten Jammers so tief, daß man bejahrte Menschen lange nachher fand, welche Nachts mit dem Schreckensrufe „die Franzosen sind da" aus dem Bette sprangen. Fieberhafte Zustände sollen, nach der Aussage damaliger Aerzte, hiedurch bedeutend verschlimmert worden sein. Bei wiederkehrender Ruhe wurde auch das nach Ehrenbreitstein geflüchtete Brustbild des heiligen Bischofs Martin, Gegenstand uralter Verehrung, zurückgebracht. Es ist siebenzehnthalb Pfund Silber schwer, eine sehenswerthe antike Arbeit und befindet sich mit darin eingeschlossener Relique noch gegenwärtig in der Pfarrkirche. Cochheims übrige Bewohner nahmen dasselbe in dem feierlichen Zuge auf der Herrnwiese ab.

Wunnenberg: Wunnenbergk. Daniel, Herr daselbst, sein Sohn Wirich, dessen Gattin Gezela, erscheinen als Urkundenzeugen um 1280. Letzterer trägt 1304 dem trier'schen Erzbischofe Diether von Nassau, dem Bruder Kaiser Adolph's, sein Schloß als Mann- und Frauenlehn auf. Cuno und Gerlach, Gebrüder, verbinden sich 1356 zum Dienste Erzbischofs Boemund gegen den Grafen von Spanheim. Beide belehnt mit der Saffenberg'schen Vogtei Strimig in der Herrschaft Beilstein, und andern Gütern daselbst. Ihr Vater, Cuno der ältere, hatte Lyse von Braunshorn, Erbtochter Gerlach's des letzten Mannes, zur Gemahlin. Dadurch kamen die Söhne nicht nur in den Besitz

der prüm'schen, sondern auch der Reichslehen, welche ihnen Kaiser Carl IV. verlieh, so wie nach Aussterben des Stammes in jene der trier'schen, namentlich der Herrschaft und Stadt Beilstein mit den Dorfschaften Ellenz und Poltersdorf: worüber der Lehnrevers 1363 an Erzbischof Cuno ausgestellt wurde. Aber schon im nämlichen Jahre verkauften sie auf Wiederkauf für sechstausend Gulden demselben ein Viertel der Burg und des Thales, so wie zwei Theile ihrer Hälfte an der Herrschaft: die andere hatte ihre Stiefgroßmutter Hedwig als Witthum inne. Nach ihrem Ableben sollte das Erzstift mit den Brüdern sich in gleiche Hälften theilen. Dadurch geriethen letztere in Zwist mit der cöln'schen Kirche, welche behauptete, ältere Rechte als Trier auf das Ganze zu haben. Zwei bisher ungekannte Urkunden von 1380 und 1395 liegen darüber vor. Johann und Irmsen von Elter, dessen Hausfrau, verzichten auf die Curschen und Butschuhe, welche am Martinitage das Kloster Himerode den Thurmwächtern zu Wunnenberg liefern mußte: dafür sollten die Mönche beide in ihr Seelenbuch setzen und zu allen „Fronefasten" sie in Gebet und gute Werke einschließen. Denselben belehnte 1458 Erzbischof Johann mit dem alten Familienlehn, der Hofstatt am „Muylbeerbaum" auf dem Schlosse zu Cochem, dem Samstagsgerichte und übrigen Gütern: ferner mit dem Geleitsgelde von zwei Pfennigen für jeden Wagen Wein und einen für jeden Karren, welche Fremde über den Cochemer Berg ausführten: dann mit der Wildbahn zwischen den Endert- und Elrebächen, dem Fischfange darin ꝛc. Als gleiche Lehen erhielt er die Hälfte von Beilstein und bedeutende Gefälle, zur Burg Treis gehörig. Mehrere ähnliche Lehnbriefe sind vorhanden. Früher schon hatte er mit seiner Gattin von Erzbischof Werner einen fernern Vorschuß von elfhundert Gulden gut rheinisch „welche sie den Juden schuldig waren" auf dem Erzstifte schon verpfändete Beilstein erhalten. In der Ausstattung ihres Sohnes, Johann des Jungern, kommen unter andern acht Betten vor, wovon die Wittwe, eine Hunoltstein, durch Vertrag vier behalten sollte. Der Enkel Cuno hatte ohne Wissen seines Lehnsherrn, des obengenannten Erzbischofs Johann, auf seinen Antheil an Beilstein vom Pfalzgrafen Geld geliehen, ihm die Burg geöffnet und die Unterthanen schwören lassen. In einem Manngerichte zu Koblenz 1488, wobei der Herr von Runkel und Isenburg, die Grafen von Manderscheid, von Sayn, nebst zahlreichen Rhein- und Moselrittern als Richter saßen, mußte sich derselbe gegen den Erzbischof deßhalb und wegen anderer Lehnpflichtverletzungen, hinsichtlich Wunnenberg,

verantworten. Cuno leistete dem Urtheile keine Folge und wurde daher seiner Lehen verlustig erklärt, auch die Veste Beilstein einen Monat lang vom Erzbischofe eng eingeschlossen. Endlich verglich Graf Eberhard von Würtemberg die Sache gütlich: der Pfalzgraf erhielt eine Geldentschädigung und mußte zurückstehen. Cuno's Sohn, Philipp, versprach 1536 dem Erzbischofe Hermann von Cöln das in Trier verpfändete Haus Beilstein wieder zu lösen, wie auch drei Jahre später geschah, und dasselbe, gleich den übrigen cöln'schen Lehen nur von seinem Erzstifte künftig zu empfangen, welches er auch 1545, 1558, 1561 that. In seinem Testamente verordnete er zwei Jahre später, daß sein Sohn Philipp der jüngere, nach ihm die Herrschaften Wunnenberg und Beilstein als Stammhalter behalten sollte, jedem seiner Brüder aber jährlich die „herrliche Summa von zweihundert Gulden" bezahlen. Der Vater, Kaiserl. Kammerrichter, starb 1583, und nun entstand weit aussehender Streit über die Erbschaft. Philipp, zugleich Burggraf zu Alzey überfiel zur Nachtzeit seinen Bruder Cuno in Beilstein, welches dieser nicht räumen wollte. Erst 1602 fand ein friedlicher Austrag statt: Philipp's Söhne behielten Beilstein, ihr Oheim Cuno Wunnenberg. Mit Wilhelm starb das Geschlecht 1635 aus. Drei Jahre später erhielt der Domprobst, Freiherr Emmerich von Metternich, vom Capitel, das, während der Gefangenschaft des Churfürsten Phil. Christoph von Sötern den Regierungsgeschäften vorstand, die Belehnungszusage. Er und seine Brüder Wilhelm und Lothar hatten zum Schutze des Erzstiftes gegen die mit den Schweden verbündeten Franzosen eine Kriegsschaar auf eigene Kosten geraume Zeit hindurch im Felde gehalten. Auch sprach für sie das noch in frischem Andenken lebende Verdienst ihres erlauchten Oheims, des hochsinnigen Lothars, Vorgänger Söterns. Aber dieser, freigelassen, wollte niemals einwilligen, obgleich Cöln ihnen längst seine Rechte übergeben hatte. Da stellte 1652, bei seinem Regierungsantritte, Carl Caspar von der Leyen denselben insgesammt den Lehnbrief über alle Wunnenberg-Beilstein'sche Lehen aus, in deren Besitz sie dann auch bis zu den neuesten Zeiten blieben.

Wir haben vorhin einer Alterthums Sammlung des Kreisphysikus Dr. Comes in Cochem gedacht, die dieser während einer Reihe von Jahren mit mannigfachen Opfern und außerordentlicher Mühe sich anzueignen wußte; er war es, der die Andeutungen von Geschichtschreibern, daß in den Treiser und Bardener Bergen und an andern Orten früherer Römerstraßen, Alterthümer verborgen sein

mögten, eifrig benutzte und mit dem verstorbenen Friedensrichter Drusch zusammen in unermüdlicher Thätigkeit forschte und grub, bis er seinen Fleiß durch reichliche Ausbeuten belohnt fand; er ist es aber auch, der gerne Kosten und Vergnügungen opfert, um anderweitig seine Sammlung zu bereichern. Wir lassen hier einige Gegenstände folgen, die für den Alterthumsfreund gewiß von Interesse sein werden, andere mögen die wenigen Zeilen überschlagen.

a) Gegenstände germanischer und römischer Zeit, alle aus der Moselgegend: eine Streitaxt aus Granit. Töpferarbeiten: einige vorzüglich fein und blendend roth, andere bläulich und schwärzlich, mehr oder minder verziert. Darunter sind Aschenkrüge, Schlüsseln, Teller 2c. Glasarbeiten: Vasen, Becher, Schalen, mannichfach an Form und Größe, die schönsten im Bergwalde Hochpochten gefunden. Elfenbein- und Knochenarbeiten: Heftnadeln, Durchziehspitzen, Knöpfe 2c. Metallarbeiten: Götterbilder, Hausgeräthschaften, Waffenstücke. Noch sieht man in der Sammlung: Opfergeschirre, Lampen, Ringe und Aehnliches. Der Münzen und Medaillen in Kupfer, Silber und Gold ist eine große Zahl. Die Reihe der bei Bertrich gefundenen beginnt mit einem Germanicus Augustus und schließt mit einem goldenen Anthemius.

b) Gegenstände altdeutscher Kunst. Ein vollständiger antiker Altar mit gothischen Zierrathen. Ein Tisch und eine Kiste, beide künstlich geschnitzt. Pokale und Humpen von mancherlei Stoffen, mit und ohne Bilderwerk, mehrere mit Inschriften. Vorzüglich merkwürdig ist der oft besprochene Giftbecher des Albertus Magnus, Dominikaners zu Köln, den man lange für verloren hielt. Ueber Nacht mit Wasser gefüllt erregte er, im medizinischen Gebrauche, eine bekannte gewaltsame Bewegung des Magens nach oben, mit Wein eine ähnliche in entgegengesetzter Richtung. Das Räthsel ist jetzt gelöſ't. Er bestand aus doppelten dünnen Lagen einer weißlichen, bisher ununtersuchten Metallmischung. Die innerste Lage ist fein, kaum sichtbar durchlöchert, zwischen beiden befindet sich äußerst künstlich Spießglas, antimonium, eingefügt: das Mehr oder Weniger der Auflösung brachte den Erfolg hervor. Aechtheit des Geschirres ergibt sich aus der alten Inschrift. So ist auch eine vollständige treffliche Ritterrüstung eines Grafen von Blankenheim, mit allen dazu gehörigen Waffen, interessant: das Visir des seltenen Helmes stellt ein Rittergesicht dar. Kleinere Schnitzwerke aus verschiedenen Stoffen, künstliche Messer und Gabeln, Brautgeschenke aus dem Mittelalter, müssen hier noch bemerkt werden.

c) Gebrannte Gläser der ersten altdeutschen Meister: ganze Fenster und Einzelnes aus der Entstehungsepoche bis zum Untergange der Kunst. Sie gaben dem Besitzer Gelegenheit, manche wichtige Entdeckungen zu machen, und schon früher öffentlich mitzutheilen. Sie mögen nicht wenig zur Wiederauffindung des Verfahrens beigetragen haben. Vorzüglich lebhaft sind die Farben auf vielen dieser Gläser. Das schönste, in seiner Art vielleicht einzige, ist eine Darstellung von 6½ Zoll Breite auf 8 Zoll Länge, gleich dem feinsten Miniaturgemälde. Vor einer Felsenhöhle sitzt ein lesender Eremit, in orangefarbigem Gewande, einen italienischen Strohhut zur Seite: ein kräftiger, ausdrucksvoller Kopf im männlichen Alter. Vor ihm liegt ausgestreckt ein Hirsch, hinter welchem mehr aufwärts ein zielender Jäger mit Bogen und Pfeile kniet. Die Scene scheint aus dem Leben des heiligen Aegidius zu sein. Es ist als ob die Figuren athmeten. Das grüne Goldlaub des Gesträuches, die Ultramarin-Perspektive des Sees mit Inseln sind trefflich gehalten. Ueber den Figuren, damit sie desto lebhafter hervortreten, ist das Glas mit Flußspathsäure bis zur Hälfte ausgeätzt. Dieses Bild gehört gewiß zu den gelungensten Erzeugnissen der Glasmalerei.

d) Gemälde: Vor allen zieht ein früher im Priorate der Abtei Brauweiler zu Clotten befindliches, in welchem wir die Pfalzgräfin Richenza erkennen möchten, den Blick auf sich. Es hat, hinsichtlich sowohl des Gesichtes, als der Kleidung, namentlich des Kopfschmuckes, auffallende Aehnlichkeit mit zwei alten Darstellungen derselben. Auf Holz gemalt, scheint es Copie, aber von Meisterhand, zu sein. Lang geschnittene, braune, glänzende Augen, fein gezogene Augenbraunen, fast griechische Nase, kleiner Mund, edele, wohlwollende Züge: eine wahre jugendliche Schönheit! Vor einem dunkeln Sammetmützchen, das nach Westerwälder Art knapp anliegt, bilden die blonden, auf der Stirne gescheitelten Haare einen Halbkranz, der, anfangs dünn ausgeschnitten, dann voll und voller, in wallenden Ringellocken rückwärts auf die Schulten fällt. Herablaufende Goldschnüre schlingen sich zu Schleifen über emaillirten Ohrgehängen, welche traubenförmig in große Perlen auslaufen. Eine doppelte Reihe kleinerer Perlen umgibt den weich gerundeten, blendend weißen Hals. Das schwarze, dicht schließende Gewand läßt oben den Busen frei. Ein feiner Nesselshawl, mit Spitzen besetzt, von Edelsteinagraffen gehalten, erhebt das Ganze. Uebrigens scheint der Ausdruck des Gesichtes Wehmuth und ernstes Nachdenken. Das Bild ist 28 Zoll hoch, 22 breit.

e) Prachtvolle Handschriften, unter welchen vier Bibeln nebst zwei Meßbüchern, kunstvoll durchgeführt. Eine der ersteren besteht aus mehreren schweren Foliobänden, in denen jedes Doppelblatt eine ganze Pergamenthaut ausmacht. Die Meßbücher sollen im Besitze des heil. Bernard's gewesen sein.

f) Seltene Incunabeln aus den ersten Jahren der Buchdruckerkunst ihre ganze Entwickelungsepoche hindurch. Vor den übrigen verdient eine Bibelübersetzung in deutscher Sprache vom Jahe 1483, mit illuminirten Holzschnitten geziert, Berücksichtigung. Eine spätere, gleichfalls hier befindliche, lag vormals in der Abtei Steinfeld an einer Kette angeschlossen. Alle diese Handschriften und Druckwerke sind vollständig und rein erhalten, was überhaupt von der ganzen Sammlung gilt. Außer diesen besitzt Doktor Comes noch eine bedeutende Zahl vaterländischer und fremder Chroniken, diplomatischer und genealogischer Schriften, Urkunden und Siegel. So ist auch die Collection mathematischer, physikalischer und astronomischer Werke von berühmten Künstlern sehenswerth.

Cochem gegenüber, also auf der rechten Moselseite, liegt das Dörfchen Cond (Chunde), klein, aber äußerst hübsch gelegen, da man aus den Häusern an der Moselseite die herrlichste Aussicht auf Cochheim und seine beiden Ruinen Schlösser hat, während man gleichzeitig den Fluß eine Strecke auf- und abwärts sieht und viele hundert abwechselnde Naturschönheiten dem Auge entgegenglänzen.

Cond hatte in der Regel mit Cochheim in Rücksicht auf militairische feindliche Angriffe oder Durchmärsche ein Schicksal, und wenn es wie jenes zerstört wurde, suchte es sich ebenfalls mit Cochheim zugleich wieder zu erheben, ihm kamen also auch so manche Vorzüge der Stadt zu Nutzen und eine gewisse Wohlhabenheit spricht zugleich für den Fleiß seiner Bewohner. Cond hatte besonders schöne und klangreiche Glocken, die der Erzbischof Otto dem Orte einst zum Geschenk machte, indeß später, nach dem Bau der Feste Montroyal, von den Franzosen mit fort in jenen Ort genommen wurden. Es scheint sonach schon lange Princip der Franzosen gewesen zu sein, das, was sie Gutes in andern Dörfern, Städten, Residenzen fanden, als gute Beute sich zuzueignen und mitzunehmen; und so darf man nicht dem Kaiser allein dergleichen Beschlagnehmen zur Last legen; er that nur, was alle seine Vorgänger in Frankreich gethan hatten, und fand darin gewiß ganz etwas Natürliches. Eigentlich keine schlechte Combination! — Das Dörfchen hat aber auch etwas Unge-

wöhnliches von sich aufzuweisen, wenigstens etwas Ehrendes, nämlich der Kaiser Maximilian bezeigte im Jahre 1512 dem heil. Bischofe Martin in Cochheim seine Verehrung und besuchte bei der Gelegenheit auch Cond, wo sein höchst prächtiges Gefolge in Zelten lagerte. Nachdem er beide Orte, Cond und Cochheim, reichlich beschenkt hatte, zog er weiter nach Trier zum großen Reichstage. Von dort aus besuchte er oberhalb Trier den berühmten und eigenthümlich erbauten Igler Thurm und veranstaltete dort auch an einem Tage ein großes Fest, an dem viele Hunderte aus der ganzen Gegend Theil nahmen. Die Beschreibung dieses Thurmes dürfte vielleicht für manchen meiner Leser nicht ohne Interesse sein, und in so fern er auch an der Mosel, wenn gleich nicht hier gerade, liegt, erscheint mir dieselbe auch nicht dem Werke zuwider laufend.

Dieses so berühmte Denkmal, welches die Gestalt einer viereckigen Pyramide hat, stehet in dem zwei Stunden ober Trier gelegenen Dorfe Igel, an der Grenze des Luxenburgischen Gebietes, nahe am Einflusse der Saar gegenüber in die Mosel, auf einer kleinen Anhöhe am Fuße der daranliegenden Weinberge, zur rechten Hand der Landstraße, die von Trier nach Luxenburg führt: von diesem Alterthum führt die Mosel hinab nach Trier. Das anliegende Dorf soll von dem auf der Spitze dieses Denkmals sitzenden Adler den Namen Igel, oder in französischer Sprache aigle aquila, nach der gemeinen Herleitung, bekommen haben; welche Meinung aber der allerjüngste Beschreiber dieses Thurmes, Herr Schultheiß Lorent von Epternach, widerlegt, sagend: es wäre, wie er in der Höhe selbst gesehen, kein Adler, sondern ein geflügelter Genius, gleich unsern Engelsbildnissen, gewesen, dessen Leib abgeschlagen, und die Federn sammt linkem Fuß der Kugel nach herabhangende noch übrig wären. Dieses Werk ist von ungeheuer großen Sandsteinen erbauet; bewunderndwerth ist es sowohl wegen seiner Seltenheit, als auch wegen der Kunst, so das Ganze beseelt; weit und breit wird seiner Art keines gefunden. Man führte dieses Denkmal in groben Steinen hoch auf, ehe es ausgehauen ward. Es stehet auf einem Viereck von 12 Schuhen; die ungleiche Seiten gegen Süden und Norden, enthalten 16, und die gegen Osten und Westen 13 Schuh in der Breite. Arnoldus mercator setzt die Höhe auf 100, Ortelius aber nur auf 72 Schuh, Hr. Lorent 64 französische Schuh. Sehr verschiedene Meinungen trifft man über dieses Wundergebäude an; einige sagen, es sei ein Denkmal Konstantins und Helenens, die sich beide die Rechte geben, ihre

Vermählung anzuzeigen. Andere wollen die Heirath der Agrippina und des Germanicus daraus erkennen; etliche wollen behaupten, es sei ein Denkmal der Geburt des Kaisers Cajus Kaligula; die wahrscheinlichste ist, das es den zwei Gebrüdern Secundinus Aventinus, und Secundinus Securus und ihren Nachkömmlingen sei errichtet worden. Oben auf der Spitze dieses Wunderbaues sieht man ein geflügeltes Bild, wie oben gesagt; auf dessen Brust entdeckt man, daß es einen Schleier auf dem Haupt gehabt; es steht auf einer steinernen, mit Ränften umzeichneter schweren Kugel, die keineswegs hohl ist; unter der Kugel nimmt man vier Menschenköpfe wahr — eine Erinnerung an die vier Menschenalter. Nun wollen wir das ganze Stück durch alle seine Theile betrachten.

In Stellung der Aufschrift, welche doch der Schlüssel zur Auflösung der eingehauenen Bilder sein sollte, sind die Scribenten des vorigen und jetzigen Jahrhunderts nicht einig; wir haben sie im August 1781 genau untersucht, die mit Kalk bedeckten Buchstaben ausgesäubert und also in 8 Zeichen gefunden.

Unsere muthmaßliche Herstellung und Leseart der Inschrift, sammt der aus 29 Absätzen bestehenden und hier eingeschalteten Erklärung der Figuren des Iglerthurmes ist folgende:

1. D. T. (dedicatum Titulum) Secundino Securo, qui locum Egle vocatum
2. fundavit primus cum Secundino Aventino
3. ac filiis Secundini Securi et Publiae Pa-
4. catae conjugi Secundini Aventini et Lucio Sac-
5. cio Modesto et Modestio Macedoni filio ej-
6. jus judici Secundinius Aventinius et Secundi-
7. nius Securus parentibus defunctis et Defuncturis
8. sibi vivi viae hujus redintegratores posuerunt.

Dieses Denkmal schauet mit seiner Hauptseite zur Mosel und der Saar, gegen Mittag. Ich nenne sie die Hauptseite, weil sie mit 3 in Lebensgröße dort stehenden, und 3 oben in runden Brustbildern hangenden Personen, sammt der Unterschrift dem von Trier nach Igel Gehenden rechter Hand ins Auge fällt.

Das Fundament steht etwas tief im Grunde, also, daß es mit einem gemauerten Viereck umgeben, und man durch Treppen hinabsteigen muß, wenn man es unten ringsum betrachten will; auf der Thür steht das Chronographicum: CVra fJt patrVM pa, trJae, ne qVoD antJqVJtas eXstrVXJt, VetVstate CorrVat.

Nämlich als dieser Thurm im Jahre 1765 den Einfall von oben drohete, haben die Luxenburger Herren Landstände mehrere tausend Luxenburger Thaler verwendet, mit Beiführung vieler großen Quadersteine, um dem Umsturze vorzubeugen; bei welcher Gelegenheit ein Gerüst bis zu oberst mußte angebracht werden.

Das unterste der mittägigen Seite zeiget keine Figuren; über diesen Steinen ist ein Saal, auf dessen Ecken Kortinen hängen. Zur rechten am Tisch sitzet eine Person, die eine Schrift vor sich hat; um selbe stehen bis auf die linke 10 andere Personen. Durch den Sitzenden denke ich einen Richter über die Partheien, nämlich den Modestius Macedo, Sohn des Lucius Sacius Modestus, dem beigesetzt ist JVD, das ist Judici.

Ueber der Abbildung dieser Gerichtsstube steht die Secundinische Securus und Aventiens-Familie, zwischen zwei äußersten halb säulenweis aufsteigenden Einfassungen, deren jeder Fuß einen an eine eierförmige Figur den Schnabel setzenden Vogel, die vier Quartier nackende Kinder mit allerhand Gebärden der Armen, und der Aufsatz in der Mitte des Strauswerkes einen Geniuskopf zeigen.

Dazwischen in dem Felde stehen 3 halb erhabene Bildnisse mit Gewändern bis über und an die Knie; die zwei äußersten sind größer als das mittelste, dem das Alterthum den Kopf und linken Fuß hinweggeholet hat; alle Füße sind nackend bloß; das mittlere giebt die Hand dem auf linker Hand stehenden. Ich halte jenes, das zur Rechten steht, für den Secundinus Securus, und das zur Linken für den Secundinus Aventinus, das mittlere aber für den Lucius Sacius Modestus, des Letztern Sohn; die über ihnen in der Mitte hangende Weibsperson ist die Publia Pacata, Ehefrau des Secundinus Aventinus; zur Rechten derselben hängt das Bild des Sohnes des Secundinus Securus, und linker Hand die Tochter.

Ueber diesem hohen Felde sind zwei Gesimswerke, zwischen welchen die Glückseligkeit dieser Familie im Kleinen ringsum vorgestellt wird; nämlich, in einem auf 4 Säulen ruhenden Saal sitzen am Tisch zum Essen rechter Hand der Hausherr, linker Hand die Hausmutter; diesen reichen Sohn und Tochter stehend die Gläser; auf der Tafel zeigen sich 3 Schüsseln; zwischen den Säulen stehen rechter Seits 2 Mundschenke, zur Linken 2 die Speisen abtragende Bediente; dieses zum Besten noch erhaltene Stück läuft durch alle übrige Seiten des Thurmes.

Auswärs folgt ein hohes Feld, auf welchem 5 Personen, und linker Hand steht zwischen zweien eine Weibsperson, die ein in viele Falten gelegtes Tücherwerk einer Seite an der Hand hält, und scheint dadurch das Gewerbe eines Tuchhandels angedeutet zu werden, den Secundinus Aventinus und Publia Pacata getrieben haben.

Auf diesem ruhet der dreieckige Aufsatz unter dem Joch des Thurmes, in dessen Höhe der Heiden=Gott Bacchus mit einer Laubkrone, in der Rechten einen Krug, in der Linken seinen Thyrsen=Stab haltend, ganz ausgekleidet, mit ausgespreitzten Füßen, der von zwei ihn bei den Armen angreifenden rasenden Bacchantinnen hin und her gerissen wird; diesem Schutzgott scheint das am Fuße des Weinbergs stehende Denkmal fürdersamst geweihet zu sein; weil er noch mehrmal vorkommt.

Nun folgt die Dachspitze, welche unten breit, in der Höhe schmal zusammen geht und schuppenförmig gebildet ist; über derselben ist ein Aufsatz, unten schmal, oben weit, an dessen Endseite zwei nackende Kinder, in der Mitte aber ein zwischen 2 gewundenen Schlangen stehender Kopf ist, das vierte oder höchste Alter des Menschen bedeutend.

Ueber diesem liegen 2 sogenannte Sphynxe, oder ungeheuere Räthsels=Jungfern, die auf ihren Rücken die Eingangs bemerkte große Kugel tragen.

Die Abendseite hat im Grund 3 Reihen: in der untersten sind 2 Wasserfräulein, und dazwischen 2 Meerpferde. In der mittlern ein Schifferhäuschen, und ein mit 2 runden Ballen beladener Nachen, auf dessen hintern Theil ein Schiffer sitzt; vorn gehen zwei nackende Kinder am Seil; in der obersten sind 4 Delphinen, deren erster ein Kindchen führt, der zweite folgt frei, auf dem dritten sitzt einer Seits, und auf dem vierten reitet ein Kindchen. Diese Vorstellungen sollten die Aufsicht der Secundiner auf die Wasserwege bedeuten.

Gleich auf dem Fundament ruhet ein großes Viereck, gleich jenem, wovon oben die Rede war, wo ein auf einem Leiterwagen zuvorderst sitzender Fuhrmann mit 2 Pferden einen Kaufmanns=Ballen führet. Dies zeigt den Gebrauch des Weges zu Land an, und die Aufsicht darüber.

Jetzt folgt ein Stockwerk in der Höhe, dem oben erwähnten gleich, auch auf beiden Seiten die 4 übereinander stehenden Kinder habend; das Feld aber ist in der Mitte in zwei Stücke getheilt; im untern, welches einigermaßen erloschen, sitzen zwei Hirten=Gotthei=



Cochem

ten gegen einander, nämlich die Göttin Pallas unter einem Baume, und der ihr gegenüber gleichsam in der Luft schwebende Apollo mit dem Schäferstabe in der Hand, von welchem Virgil Lib. 3. georgicon. singt:

Te quoque, magna Pallas, et te, memorande, canemus, Pastor ab Amphryso.

um die Schafweide auf dem rückwärts liegenden Berge anzuzeigen.

Oberhalb diesen ist ein Rahmendurchschnitt, und stehet daselbst Perseus mit einem spitzigen Stecheisen in der Hand, an welchen eine Schlange springt; gegenüber steht die, wiewohl schon viel verloschene, Medusa, Beherrscherin der Gorgonischen Inseln, zu deren Füßen eine halbe Meermuschel steht, welches Perseus durch Hülfe der über ihm erscheinenden Göttin Pallas sammt der Schlange getödet hat. Dieses Blatt will den Schutz dieser Göttin andeuten, und ist zu bemerken, daß Perseus ein Patron der Reisenden gewesen und unter den Sternen einen Platz erlangt habe.

Ueber diesem ist eine Fortsetzung jenes schmalen Platzes, der um den völligen Thurm an den vier Seiten läuft, von welchem oben gesprochen wurde. Dort bringen die Bauern dem vor einer Kortine der Saalthür stehenden Haus-, Hof- oder Küchenmeister, ein Häschen, Fische, ein Huhn, Eier im Körbchen. Dies scheint abermal die Einkünfte des Secundinisches Hauses zu bedenten.

Gleich dem oben erwähnten folgt jetzt ein hohes Stück. — Zwei Personen fahren in einer zweiräderigen, unbedeckten, mit 2 Pferden bespannten Halbchaise daher, deren jene, die linker Hand sitzet, die Zügel und Peitsche hat. Ueber den Pferden stehet L IIII. d. i. lapis quartus, der vierte Stein. Nämlich die Römer haben ihre Meilen mit Steinen abgemarkt; 4 Steine waren ihnen 2 deutsche Meilen so weit liegt Igel ober Trier. Deßhalb halte ich doch nicht mit jenen, welche meinen, dieser Thurm sei ein bloßer Meilenstein gewesen.

Unter dem Joch kommt wieder ein Dreieck, wie das oben erwähnte, welches den Jason, einen berühmten Reis-Mann zu oberst vorstellt; mit der Rechten hält er einen Spieß, mit der Linken einen Schild. Gegen ihn liegt zu Boden die Medea mit ihrer Zauberbüchse in der Hand; hinter ihr sitzt der Drache auf dem goldenen Vließ, zu welchem die Medea dem Jason den Zutritt verschafft hat.

Ueber diesem Dreieck steigt wiederum das geschuppte steinerne Dach hinauf, auf dessen Kapital, zwischen zwei gewundenen Schlan-

gen ein männlicher Kopf steht, der das dritte Menschenalter anzeigt; über welchen die Sphynx-Abentheuer die Eingangs beschriebene Kugel tragen.

An der Nordseite sind im Fundament drei Reihen ausgezeichnet; in der untersten stehen ein Meerfräulein, ein Meerpferd, abermal die erste und zweite Figur; in der mittlern ziehen 2 nackende Kinder einen mit 2 Kugel-Ballen beladenen Nachen den Fluß hinab; zur obern Seite ruhet eine Flußgöttin auf einem umgekehrten Wasserkrug, in der obersten sind 5 Wallfische theils beritten, theils geführt von Kindern.

Ueber diesem ist ein unverschämter Bachantentanz. Ein Führer im Bauernrock, in der Linken den Thyrsusstab haltend, leitet mit der Rechten eine nackende Bachantin, welche mit ihrer Rechten eine kleinere hält, diese aber mit der Rechten die dritte Rasende mit fliegenden Haaren, bei welcher ein geißfüßiger Satyr mit einer langen Ruthe in der Hand den Tanz mitmacht. Dieses Bildniß ist schon ziemlich verloschen, zeigt indessen genugsam an, daß an selbigem Ort die schändliche Bachanten-Raserei geübt wurde.

Auf dieses häßliche Stück kommt wieder zwischen zwei Erdsäulen und darin in die Höhe steigenden mehrentheils Wasser-Kinderchen der himmlische Thierkreis zwischen den 4 blasenden Hauptwinden, deren unterster Aquilo auf seinen fliegenden Haaren einen Adler sitzen hat. Innerhalb des Thierkreises zeigt sich ein vierrädriger Schrotwagen, nur in Balken bestehend, wie jene, auf welche man fudrige Fässer oder schwere Ballen ladet; auf diesem stehet Herkules ganz frei, mit seinem Kolben in der Linken, die Rechte zu der aus den Wolken ihm die Hand bietende Göttin Pallas ausstreckend. Der Zodiacus steht hier in einer vollkommenen Kreisrundung, deren Perpendicular-Durchschnitt oben zwischen der Wage und Jungfrau, unten zwischen den Fischen und dem Widder steht. Die 12 Himmelsfiguren mögen wohl die 12 Mühen des wandernden Herkules vorstellen, von welchen die Poeten singen:

Emensus longi Claviger orbis iter.

Die Göttin Minerva oder Pallas hat den Herkules geliebt, wie ihn die Juno verfolgte; sie nahm ihn unter die Halbgötter zu dem Sternenzelte auf.

Oberhalb dieser Vorstellung läuft der oben beschriebene Glückstand der Secundiner hin. Ein hoher Berg steht in der Mitte, an beiden Enden ein Bauernhäuschen, zwischen welchen ein Bäuerchen ein mit

einem Fäßchen beladenes Pferd den Berg hinauf, ein anderer sein ebenfalls belästigtes den Berg hinab treibt.

Das darüber stehende Viereck stellt die nackende Figur des Apollo Hyperboreus vor, der als ein starker Jüngling mitten zwischen zwei geflügelten Greifen steht und selbige bei der Brust hält. Diese geflügelten vierfüßigen Thiere waren dem Apollo Hyperboreus gewidmet. (Man lese hievon die von Hoffmann angezogenen alten Scribenten). Es wurde aber durch dieselben die Sonne angedeutet, wie dann auch

Unter dem Dachwerk in einem männlichen mit Glanz umgebenen Bruststück der Apollo Agileus mit seinen rechts und links vorgespannten Sonnenpferden, welche sind Hirois, Eous, Aethon und Phlegon, erleuchtet.

Das Dachwerk ist wie in den vorbeschriebenen Seiten. Der mit Schlangen umgebene dritte Kopf zeigt das Jünglingsalter des Menschen an. Das übrige wie bei den vorhergehenden Seiten.

Die Morgenseite hat im Fundament nur eine einzige, unter den Schlütten auf einem umgekehrten Wassertopf ruhende Najade oder Nymphe, und das zu unterst am linken Eck.

Das darauf ruhende Quartier ist vom Wetter sehr verdorben, man sieht nichts mehr, als eine nackende Weibsperson, welche zu den oben erwähnten rasenden Bacchanten-Weibern zu gehören scheint.

Nun folgt ein abermaliger Aufsatz zwischen zwei Halbsäulen, mit beiderseits aufsteigenden Kinderchen, wie in den zwei vorhergehenden Seiten. Das Feld ist ebenfalls wie das Abendseitige getheilt. Unten liegt eine fast nicht mehr kennbare Figur ohne Kopf, welche die rechte Hand in die Höhe streckt; und etwa die Hecatem Compitalem oder wegweisende Göttin vorstellt. Im obern Stück dieses Faches zeigen sich die 3 Schwestern, Hesperides genannt, in ihrem Garten, deren erstere Aegle (ein Name, der dem des Wohnplatzes Egle sehr gleicht), die zweite Aretusa, und die dritte Hesperetusa hieß. Die erste steht in einem langen Gewand, unter ihren Brüsten geht eine hoch über sie in die Luft schwebende Binde, in der rechten hält sie einen Apfel, welchen die Dichter von Gold zu sein vorgeben, in der Linken ein Füllhorn. Die zweite steht an einem Baum, den sie mit der linken Hand hält; diese Figur ist unterhalb sehr verloschen. Bei derselben sitzt auf dem Gras die dritte Schwester, oben nackend, unten aber in ein Gewand gewickelt. Dieses hohe Stück ist beiderseits wie die vorigen mit Kinderchen besetzt, worunter 5 fast erloschen sind.

Uebrr dem Garten der Hesperiden ist jenes schmale Stück, welches in kleinen Personen den Stand der Secundinischen Familie vorstellt. Diese Morgenseite enthält die Küche, wo gekocht und gebacken wird.

Etwas höher ist ein Tisch, an dessen unterm Ecke linker Seits ein Rechner sitzt. Zur Rechten steht ein Herr, und auf der andern Seite eine Weibsperson, welche mit beiden Händen sich über den Tisch und eine Rechnung vorlegt. Rückwärts derselben ist entweder ein Bauer, welcher Rechenschaft giebt, oder ein Bedienter. Das Dreieck unter dem Dache ist nur noch halb zu sehen, stellt wie das nächstvorige den Apollo, Phöbum oder die Sonne sammt ihren Pferden in einem Bruststück, also auch hier den Mond vor, in dem Bildniß der auf ein viertel Mond-Zeichen ruhenden Diana. Den Vorspann machen ihr beiderseits eine laufende Hirschkuh. Das Dachwerk sammt übrigen ist wie in den vorigen Seiten, außer daß nun zwischen den zwei Schlangen das kindliche Alter des Menschen vorgebildet wird.

Nimmt man nun alles zusammen, was auf diesem Igler-Thurm vorkommt, so sieht man, daß derselbe mehr als einen Dienst beweisen sollte, nämlich den ersten der heidnischen Religion durch Vorstellung der Schutz- und Weggötter, des Bacchus, des Apollo, der Diana oder der Sonne und des Mondes, der Pallas; wie auch der heidnischen Halbgötter, als des Hercules, Jason, Perseus, unter welchen doch die vornehmste Absicht auf den Bacchus mag gewesen sein. Dieser Heiden-Gott wurde auch Dionysus benannt: die Christen zu Igel haben ihm den h. Bischof und Martyrer Dionysius, den Areopagiten, zum Kirchenpatron untersetzt. Den zweiten der öffentlichen Straßen-Station, zu Land und zu Wasser; worüber die Wegbesorger bestellt waren. Den dritten dem Gedächtniß der Secundinorum ihrer Vor- und Eltern. Den vierten ihrer Glückseligkeit und ihres Gewerbes.

Eben so freundlich als vor Cochem bleibt die Gegend auch noch jenseits dieser Stadt, und wann rechts und links auch gewaltige Höhen zum Himmel aufzusteigen scheinen, so bleibt doch noch eine blühende Landschaft zwischen dem Gebirge rechts und dem Strom, auf welche die Schöpfung eine Fülle von Kraft und Vegetation ausgegossen hat. Mitten in dieser schönen Landschaft erhebt sich das Dörfchen Sehl (Sele) das aber — wie dies nur allzuoft der Fall ist, eben so arm und dürftig da liegt als die Gegend rings umher reich er-

scheint; aber zu theurer Ankauf, vielleicht auch noch Rückerinnerungen der früheren verderblichen Kriege, von denen es sich, da ihm der Handel fehlte, nicht so schnell wieder erholen konnte als das nah gelegene Cochem, brachten seine Bewohner herunter und der geringe Verdienst, der ihnen bleibt, mag wohl nicht dazu geeignet sein, sich wieder aufzurichten. Das Erzstift Cöln, das es früher und namentlich im 14 Jahrhundert besaß, mochte sich übrigens schon damals nicht eben sonderlich viel darauf einbilden, wenigstens spricht die allzugroße Vernachläßigung dafür und so mußte das arme Sehl zufrieden sein, nur überhaupt in jener lieblichen Gegend geduldet zu werden.

Sehl: Sele. Eigenthum der köln'schen Kirche, kömmt es schon in der Mitte des zwölften Jahunderts urkundlich vor. Erzbischof Arnold vertauschte daselbst den ungebauten Berg Soch gegen Weingärten, welche der Abtei Sprengirsbach gehörten. »In vicinia castri Chuchemo sita est villa nomine Sele, pertinens ad ecclesiam Coloniensem, que est beneficium domini Regenbaldi de Ysenburg ab Archiepiscopo Coloniensi.« Dieses isenburg'sche Lehn hatte in zweiter Hand Dudechin von Cunch, in dritter Theodorich von Watzenach. Kaiser Conrad III. bestätigte den Tausch, welchen Erzbischof Albero von Trier unterhandelte. Simon der Alte, Herr zu Kempenich, besaß 1345 daselbst einen Hof, mit welchem 1407 Johann von Monreal belehnt war. Mit Cochheim und Cond braunte der Ort zur Zeit Ludwig's XIV. ab.

Ganz anders liegt kurz oberhalb Sehl hart am Flusse der hübsche Ort Ebernach, ein Stationsort der Churfürsten von Trier, wenn sie ihre Moselreise von Coblenz aufwärts machten und Hugo von Orsbeck war es namentlich, der hier fast alle Jahre einige Zeit verweilte und dann den Eberjagden beiwohnte die er hier veranstaltete. Die alte Kirche steht nur noch theilweise, aber das Dörfchen, in jüngerer Zeit erbaut — der Lacher Abtai als Priorat zugehörig — macht sich desto besser. Hier hielt sich zu seiner Zeit, d. h. zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts der Leibarzt des Erzbischof Mathias und der Magister Rembert eine Zeit lang auf und und erfand mehrere Rezepte, die — wie die Sage geht, immer auf Hochheimer, ein Lieblingsgetränk seines Herrn, ausgehn mußten. So viel ist gewiß, daß sich der Erzbischof einbildete, beständig krank zu sein und der Magister dann immer auf neue Kuren sinnen und neue Heilmittel verordnen mußte, da das alte nicht mehr helfen wollte und sollte; Hochheimer war indeß, wie gesagt, die Axe oder vielmehr der Zusatz, die Kräuter

aufzulösen, und der Doktor betrachtete ihn so wie die jetzigen Apotheker das Wasser. Einst habe sich der Aeskulap in großer Verlegenheit befunden, als der Gebieter ein Rezept gegen die Folgen der Sonnenfinsterniß verschrieben haben wollte und ihn zu dem Ende 6 Wochen hier in Ebernach einlogirte. Er hatte ihm gleichzeitig seinen Neffen zur Erziehung und zum Unterricht mitgegeben und hoffte der gelehrte Magister werde aus dem Jungen etwas Rechtes machen; aber der Junge war 24 Jahr alt und fand an den griechischen und römischen Vorträgen des Schulmeisters so wie an dem Studium der Botanik wenig Geschmack; er übte vielmehr die Botanik auf einem andern Felde ein, stahl sich dem würdigen Magister, wenn er ihn tief in schweinsledernen Foliodeckeln vergraben wußte, zum Hause und zu einer Hinterthüre hinaus, und war dann in kurzer Zeit in Cochem, wo er so glücklich botanisirte, daß er sich bald die schönste Blume der Stadt brach und sie in seinen Ebernachschen Garten zu verpflanzen suchte. Das wäre ihm aber um ein Heer sehr schlecht bekommen, denn als er seine Therese in des Oheims Kabinettchen so recht con amore einquartiert hatte, um so täglich und stündlich, wenn der Hofmeister ihn verließ, gleich der Taube girren und tändeln zu können, kam plötzlich der Erzbischof auf einer Reise nach Trier hier einzusprechen, da die Unruhe einer neuen Krankheit ihn nicht in Mainz duldete. Ludwigchen saß sorglos bei seiner Therese und auch ihr fiel es nicht im Traume ein vor der Zukunft zu bangen, daß sie sich an der Seite des Geliebten so sicher als in Abrahams Schooß glaubte, da trat der Vertraute ihrer gegenseitigen Liebe, der ehrliche Junker Wildenbroch, der das Täubchen auch physisch speisen und tränken mußte, damit Niemand im Schlosse etwas merken sollte, zu ihnen ein und machte ihn durch die Schreckensbotschaft: der Oheim sei eben angekommen, einer Bildsäule gleich erstarren. Hier war nun keine Zeit zu verlieren, denn Seine Eminenz wollten in ihr Kabinett und Therese mußte also hinaus. Das beste Mittel war, dem ehrlichen Magister Alles aufzubürden, denn der, meinten die beiden Jünglinge, würde sich schon aus der Schlinge ziehen, er sie einmal ja ein Gelehrter und fürs zweite ein Freund des Erzbischofs.

Therese quartierte in der Geschwindigkeit aus und der Oheim ein. Vorher freute sich dieser aber nach des wohlgesitteten Neffen, den er den Plan hatte, jetzt mit nach Trier zu nehmen und dann auf der Rückreise nach Mainz auf seinen neuen Stand vorzubereiten; Louis sollte, wie er, geistig und — wenn es dem höchsten gefiel, einmal an

seiner Statt Fürst und Herr zu Mainz werden. O weh! wo blieb da aber Therese? die war bei der Rechnung nicht mit auf das Additions- oder Multiplikationsexempel gesetzt werden und so mußte sich gewiß das ganez Facit bedeutend reguliren.

Der Hofmeister versicherte Seine Gnaden, wie Louis, ein liebes unschuldiges Kind, ein hoffnungsvolles Ebenbild seiner erlauchten und großen Ahnen gewiß auf der Bahn der Ehre und Tugend fort wandeln werde, und der Erzbischof fand keinen Grund, den Worten des Lehrers zu mißtrauen. Er reichte ihm deshalb gütig die Hand zum Kuße und klopfte ihm freundlich die erröthete Wange. Kaum war aber Onkelchen fort, da warf sich Louis dem Magister stürmisch an die Brust, daß dieser halb erdrückt sich mit Gewalt von dem Ausbruche seiner Zärtlichk-it befreien mußte und rief: „Ach Freund! Lehrer! Vater! retten Sie mich, sonst bin ich verloren.“ —

Der Magister, ein stiller ruhiger Mann, der nie in seinem Leben dergleichen Paroxismen-Anfälle gehabt und auch an seinem Zögling noch nicht erlebt hatte, erschrack heftig über ein so unpassendes und selbst unwürdiges Benehmen und stellte ihm vor, wie Cicero und Salomo — aber davon wollte Louis nichts hören, bat ihn um Verzeihung, jetzt unterbrechen zu müssen, und wiederholte ihm eur, daß er verloren sei, wenn er, Herr Rembert, ihn nicht rette. Noch konnte indeß dieser seine — ihm konfuse klingenden Worte von Liebe und Glück, und Entsagung, und Tod, und Verzweiflung nicht begreifen, als sich die Thüre öffnete und Therese selbst ins Zimmer flog, da Louis nun sogleich dem Magister mit den Worten: „meine Therese, meine Geliebte, meine Frau und, wenn Sie wollen, mein Alles“ — vorstellte. Das Wort Frau kam ihm wie ein Rezept gegen die Sonnenfinsterniß aber vielmehr für dieselbe vor, denn sein Horizont verfinsterte sich in diesem Augenblick so sehr, daß er alle Kraft der Seele in der: Frau davon fliegen sah! War das also der Lohn der Mühe und Sorge die er sich mit Louis jahrelang gegeben? war das der Lohn für seine Lehren und Ermahnungen, den Lockungen der Sünde zu entfliehen und treu nur der Tugend und einem edleren Beruf zu sein? war das der Lohn für —? o Himmel! er wußte nicht, was er Alles fragen, was er Alles sagen sollte, das eine Wort hatte ihn zerschmettert. Wo waren nun die Aussichten für die Zukunft? wo nun der Hirtenstab? die Bischofsmütze? — Aber noch hatte er sich nicht erholt, noch war er mit sich selber nicht im Reinen, da kam das größere Ungewitter hereingebrochen, der Fürst ließ ihn rufen und fragte

ihn befremdet, was das zu bedeuten habe, wenn er dort ein Häubchen, dort einen Frauenschuh und dort gart ein angefangenes Kindermützchen sehe? und das Alles in seinem Kabinete! —

O armer, armer Magister! — Ja! Nein! — was sollte er antworten? wie das böse Gewissen stand er vor dem überraschten Geliebten, er dachte an eine Ausrede, aber — pfui! gelogen hatte er in seinem Leben noch nicht, also nein! lieber Alles bekannt, und doch, das ging auch nicht, da wußte er nicht recht, was er bekennen sollte, deshalb — ja das war das beste — er war krank, recht krank und mußte in sein Zimmer gehen, sich ein Rezept zu verschreiben und mit dem Rezept ins Bett zu legen. Großer Gott! hätte er je gedacht, so etwas erleben zu müssen, aber überleben konnte er es auch nicht, dies mußte sein Tod sein. Er ging also, aber zwei Minuten später kam der Erzbischof aus Theilnahme ihm nach, um zu sehen, ob er auch nicht gefährlich krank wurde, und was sah er? Therese hatte sich eben vor Angst und Zweifel an des Magisters Brust geworfen, ihn zu bitten, sie nicht in der Noth zu verlassen und er — was blieb ihm am Ende übrig — mußte sie noch obendrein trösten. Das war aber dem religiösen Erzbischofe außer allem Spaß und aufgebracht wollte er eben den Diener zur Rede setzen, der seinen Schwur vergessen und Ehr und Tugend so frech verletzt hatte, als Louis auf einer, Therese auf der andern Seite vor ihm niederknieten und um Verzeihung und — seinen Segen beten. Mathias war ein guter gefühlvoller Mann, er hatte sich zwar lange mit dem Plane herum getragen, Louis solle geistlich und einst vielleicht sein Nachfolger werden, aber er sah die Thränen in beider Augen und — ohne erst lange zu fragen, wie das gekommen sei, legte er die Hände segnend auf ihre Stirn, hob dann den Zeigefinger der rechten Hand wie leise drohend empor und sagte: Lieber Magister, ist das das Rezept wider die Sonnenfinsterniß? —

„Gnädigster Herr!" — stotterte dieser, sich entschuldigen wollend; aber Mathias legte den Finger auf den Mund und sagte: „Nichts da! vielleicht hat es der Herr so gewollt und es sei gut so."

Bald darauf segnete er auch in der Kirche ihren Bund, und schenkte seinem Neffen dann den dortigen Besitz; sprichwörtlich hat sich aber die Frage: Ist das das Rezept wider die Sonnenfinsterniß? im Munde des Volkes erhalten.

Der Magister freute sich, daß die verwickelte Geschichte so glücklich gelöst wurde, und bat sich die Gnade aus, des jungen Herrn Kinder einst besser und achtsamer erziehen zu dürfen, und obgleich

Mathias zu dem Plane lächelte, so hatte er doch im späten Alter noch die Freude, den zweiten Sohn Louis zum Bischofe von Würzburg erwählen zu sehen. Der Magister, der gegen 90 Jahr alt geworden sein soll, versicherte, das sei die Folge seiner Erziehung, und Mathias und Louis drückten ihm gerührt und dankbar die Hand, wenn der Letztere auch die Ueberzeugung hatte, daß der ehrliche Magister daran unschuldig sei.

Es existirt eine Posse von Th. Hell: der Hofmeister in tausend Aengsten, die mit dieser Sage ziemlich viel Aehnlichkeit hat, vielleicht hat der ehrenwerthe Verfasser sie hierzu benutzt.

Ebernach: Evernach. Johann von Ebernach und seine erste kinderlose Gattin Mathilde schenkten ihre Güter daselbst und zu Valwig der Abtei Laach. Seine zweite, Margarethe, gebar ihm einen Sohn, weßhalb er sich von der Verbindlichkeit loskaufte und beiden den Besitz hinterließ. Diese aber gaben denselben wieder an Laach, von welcher sie ihn, gegen einen Erbpacht in Geld, zurückerhielten. Nach Aussterben des Stammes bewirthschaftete Laach die Güter selbst und setzte später einen Probst dahin. Das Gebäude, in welchem gewöhnlich, bei Angriffen auf Cochheim, der feindliche Befehlshaber seinen Aufenthalt nahm, wurde mehrmals von Grund aus zerstört. Die besuchenden Fremden pflegte die gastfreundliche Abtei, zur Abwechselung, dahin zu senden.

Weiter aufwärts die Mosel liegt auf dem jenseitigen Ufer das Dörfchen Valwig mit der Marienkapelle auf dem Valwiger Berge, durch Erzbischof Johann von Baaden zur geistlichen Pfründe erhoben; und noch weiter aufwärts breiten sich diesseits die kleinen Oerter Nieder- und Ober-Ernsch aus, während sich vorher in der Mosel wieder ein Wörth, minder groß als die mehr unterhalb, bildet.

Valwig: Valvei. Ritter Walther zu Treis und seine Hausfrau Agnes verpfändeten die vom Stifte Münster Maifeld lehnrührige Vogtei an dasselbe, lös'ten sie aber 1345 wieder ein. Ihre Nachkommen Rollman vom Geißbsuch nebst seinen Söhnen eines, Salentin von Arenthal andern Stammes, besaßen sie später, überließen ihm aber 1484 den Besitz nebst Hof und Renten für anderthalb hundert Gulden: vorbehaltlich ihrer ferneren Lehnsmannschaft. Auch die Ritter Mühl von der Wittlicher Neuerburg hatten Alodialgüter mit einem Burghause dort, namentlich Heinrich 1350. Erzbischof Johann erhebt 1463 die Marienkapelle auf dem Valwiger Berge zu einer eigenen Pfründe. Den Geistlichen sollen innerhalb des ersten Monates der

jedesmaligen Entledigung Vogt und Schöffe vorschlagen, und zwar »personam idoneam et nobis gratam« dieser aber bei der Kapelle wohnen. Hinsichtlich der Seelsorge gehörte Valwig in älterer Zeit als Filiale nach Bruttig, wo das Patronatsrecht den Herrn auf Brohl zustand. Der obere Theil des Kirchthumo war 1606 durch den großen Sturm am Ostermontage umgeworfen und wahrscheinlich nachher, wie das gesenkte Dach zeigt, noch tiefer abgetragen worden.

Erzbischof Cuno der Falkensteiner errichtete in Nieder- und Ober-Ernsch daselbst 1578 eine für sich bestehende Pfarrei, indem der Dienst vom jenseitigen Bruttig aus bei Ueberschwemmungen, stürmischem Wetter, Eisgängen rc. oft unterbrochen werde. Zehnten, Gülden mit andern Renten blieben ungeschmälert der Mutterkirche, die Stolgebühren aber der neuen Pfarrei. Zur Entschädigung für letztere sollte die Gemeinde dem dortigen dortigen Pastore jährlich zwei Ohmen aus einem Fuder zu nehmenden Weines liefern »boni et communis vini de vno dolio siue uase insimul assumendi, et non hostiatim seu particulariter de domo qualibet colligendi.« Ihrem neuen Seelsorger aber mußten beide Gemeinden jeden Herbst vier Ohmen guten trinkbaren Weines liefern: ferner innerhalb drei Monaten einen eigenen Weinberg, der jährlich ein gefülltes Karrenfaß ausgebe, roden und pflanzen: überdies ein anliegendes Feldstück von gleicher Ausdehnung zuweisen, damit er es selbst mit Reben anlegen könne. Ausserdem war die Pfarrei noch anderweitig mit acht Ohmen Wein, zwanzig Pfund Oel und vier Marken Geldes Cochemer Pagaments, nebst andern Jahreseinkünften, dotirt. Man sieht auch hieraus, daß die geistliche Oberbehörde nicht eher in die Trennung einer Filiale willigte, bis für die anständige hinreichende Subsistenz des Pfarrers gesorgt war. Freilich scheint der Keller über die Gebühr bedacht. Aber man ging nun damals von der Ansicht aus, daß die Last anstrengenden Kirchendienstes des erheiternden, stärkenden Weines nicht entbehren dürfe. Cuno selbst, wie bekannt, hielt viel auf eine gefüllte Flasche, ohne daß man ihm jemals Verletzung des Anstandes hätte vorwerfen können. Vielleicht bedachte der Erzbischof auch in seiner Weisheit die Nähe von Stadt und Schloß Cochem, und sah im Geiste zahlreiche Freundesbesuche voraus, bei welchen des Pfarrherrns Gastfreundschaft würde in Anspruch genommen werden. Zudem war Wein der vorzüglichste Gegenstand, durch dessen Verkauf schnell baares Geld einging. Mit Hofgerichte und Vogtei zu Ernsch belehnte 1341 Erzbischof Balduin den Ritter Werner Frie von Treis. Daher rühren die An-

sprüche, welche, hinsichtlich des Dorfes selbst, die Herren auf Ehrenberg, Pirmont und Schonenburg, als Nachkommen desselben, in späterer Zeit an das Erzstift machten und wodurch es öfters zu blutigen Händeln kam. Erst 1460 wurde der Streit verglichen. Während des bönnisch-köln'schen Krieges, zu dem die berüchtigte Heirathslust des Churfürsten Gebhard Truchses Veranlassung gab, litten beide Orte häufig durch Freibeuter. So erschienen 1580 jene wilden Gesellen von Kerpen, welche die Limburg. Chronik „henkermesige Buben" betitelt. Sie fanden sich wiederholt zu Nacht ein und nahmen, nach ihrer Gewohnheit, die vornehmsten Einwohner gefangen mit. Einmal führten sie, um ihn zu hohem Lösegeld zu nöthigen, den Pfarrer fort. Ein Reitergeschwader von der Wunnenburg holte sie aber ein, hieb die meisten nieder und befreite denselben.

Bald aber sieht man auf dem rechten Ufer den großen Ort Bruttig (Protege), wie er sich sowohl längs des Stromes, als auch landeinwärts hineinzieht. Bruttig zeichnet sich von den bisherigen Orten sowohl durch seine Größe, als auch durch seine zum Theil recht geschmackvollen Gebäude und seine Wohlhabenheit vortheilhaft aus, und wenn man es nach Polen versetzen könnte, würde es sicher für eine ansehnliche Stadt gehalten werden. Das Rathhaus, das neue Pfarrhaus, die Kirche u. a. m. ist gastartig und ihren verschiedenen Bestimmungen angemessen; man zeigt aber auch noch das Haus, das freilich vielfach erneut, doch die Geburtsstätte des Peter Schade (Petrus Mosellanus), eines großen und berühmten Grammatikers sein soll. In dem Rathhause wurde sonst ein Gericht aus sieben Schöffen gehalten, wie der Kurfürst von Trier diese Einrichtung mit dem Obervoigt, Grafen von Sponheim, gemeinschaftlich zu Anfang des 16. Jahrhunderts bewirkte, die lange Zeit fortbestand, bis ein neues Jahrhundert die Schöffengerichte überhaupt verdrängte.

Bruttig: Protege. Es soll, der Sage nach, so alt wie Carden sein, und bereits zu Carolingerzeit bestanden haben. Urkundlich kömmt dasselbe im zwölften Jahrhunderte vor. Kloster Engelport besaß 1250 Güter daselbst. Ein halbes Faß dortigen Weinzinses vertauscht 1279 gegen einen Garten zu Cochem, welcher der Clause gehörte, Ritter Seward, genannt zu Berne, Sohn Theodorich's. Ein trier'sches Lehn, isenburgsches Unterlehn, hatten 1338 die Ritter von Ulmen und Arras. Ersteren gehörte auch Herrschaft und Vogtei des Ortes. Sie waren damit von den Grafen zu Sponheim belehnt, Cuno verkaufte seinen Antheil 1346 mit Leuten, Gerichten, Beden &c.

an Erzbischof Balduin »vmb vierhundert vnd funf vnd zwentzig Gulden Pfennige mit dem Schilde gudes Goldes und Gewichtes.« Seine Verwandten, die Walpoden, blieben im Besitze des ihrigen, und 1380 erscheinen Hermann und Godfried von Waltmannshausen, später noch 1446 Friedrich, der letzte seines Stammes, als sponheim'sche Lehnsträger. Nach seinem Tode wurde das Lehn zur Grafschaft eingezogen. Pfalzgraf Johann und Markgraf Christoph von Baden, Erben derselben, übertragen 1490, gegen Eintausch der Pflege Achtelspach mit Dörfern, Nutzungen, Renten ꝛc., an Erzbischof Johann von Trier Grundherrschaft, Gericht und Einkünfte zu Bruttig, behielten sich aber die Vogtei mit ihren Gefällen vor, über welche dieselben, zur Wahrung ihrer Rechte, eine Zahl Schöffen setzten. Seitdem wurde letzterem »alle jerlichs vff sant Valerius Tag zugewiesen von Heymburgen und Gesworn Wasser und Weide, Man der Glocken, gemeyn Geschrey, Folge etc.« Diese Doppelherrschaft aber, wodurch »manch Irrunge und Spanne gewesen, dant vyl Missthate ungetraifftblieben synt« nöthigten beide Herrn 1508 zu einem Vertrage, nach welchem ein gemeinschaftliches Gericht, unter dem Vorsitze des trier'schen Schultheises, dem Nachsitze des sponheim'schen Vogtes, angeordnet wurde. In Rechtsfällen »wo sie Erfernis zu thun Noit hetten« waren die Richter an die Amtleute in Hamm und zu Trarbach verwiesen. Nutzungen und Kosten sollten gemeinschaftlich sein. Das Patronatsrecht der Bruttiger Kirche nebst den Filialkapellen zu Valwig und Ernsch gehörte den Herrn auf Brohl. Mit Einwilligung der letzten Besitzerin, Elisabeth, Wittwe Blatten, übergab dasselbe 1471 Papst Sixtus IV., wie schon früher bemerkt, dem Collegiatstifte zu Carden. Dagegen erhielt sie und ihre Erben die Präsentation zu drei Canonikaten und Präbenden, späterhin an Boos, Elz und Leyen ꝛc. vererbt. Den Pfarrsatz selbst und den Zehnten ertheilten nachher die dortigen Archidiakone, namentlich 1503 Pfalzgraf Friedrich, zugleich Domdechant zu Cöln und zu Trier, den jedesmaligen Herrn zu Wunnenberg-Beilstein, welche noch andere Güter daselbst besaßen. Uebrigens wurde Bruttig als reiche, vom Gebirge her leicht zugängliche Gemeinde, während der spätern Kriege, vielfach durch einzelne Corps unangenehm heimgesucht. So raubten und plünderten daselbst Abtheilungen von Sickingen's, Albrecht's von Brandenburg, Bernhard's von Weimar Heeren, Schweden, Lotharinger und Franzosen.

Von Bruttig führt ein höchst interessanter Spaziergweg, eigentlich Pfad, zu dem mehr landeinwärts gelegenen Oertchen Fankel,

das seiner Kleinheit unbeschadet ebenfalls in dem Rathhause sein eigenes Gericht hielt. Fankel selbst, das die Herren von Brohl, Leyen und Elze besaßen, ist, ob auch die Gegend hier im Allgemeinen anfängt etwas wilder zu werden, doch ein freundliches höchst properes, von niedlichen Häusern ausgeschmücktes Oertchen.

Fankel: Vankele. Engelport hatte 1275 einen Hof daselbst, welchen Erzbischof Heinrich mit des Klosters übrigen Gütern in Schutz nahm. Gleichzeitig kömmt »eyn Tempelhus« dort vor, über das aber weitere Nachrichten fehlen. Felder, Weingärten, Gebüsche, Güter, Renten und Gefälle besaßen die Herrn auf Brohl, theils pfälz'sche, theils sponheim'sche Lehn, theils Allodien: ferner Patronatsrecht des Magdalenenalters. Letzteres kam beim Aussterben des Stammes 1486 an Leyen-Olbrücken, das Uebrige an die andern Erben gemeinschaftlich. Mit einer schwimmenden Mehlmühle auf der Mosel im Fankeler Furth, welche Erzbischof Johann der Isenburger um 1550 hatte bauen lassen, und gegen vier Malter Korn Jahrzinses in Pacht gegeben, wurden 1652 die Freiherrn von Metternich belehnt. Der Ort hatte gleichfalls ein eigenes Gericht, welchem der Brohl'sche Kellner beisaß. Durch das große Erdbeben 1356 stürzten hier, so wie in der Umgegend, viele Gebäude zusammen: unter andern ein Theil des Rathhauses und das Gewölbe des Kirchschiffes. Fast noch mehr als das Erdbeben schreckte die Bewohner der 1580 zu Allerheiligen erschienene Comet, welcher „gleich einem langen Besen" am Himmel stand. Sie hielten den ganzen Winter hindurch Betfahrten nach der im Felde liegenden Capelle.

Oberhalb Fankel wird die Gegend, wenn auch nicht unfreundlich, doch wieder, wie wir sie bei Alken und noch früher gewahrt waren, steile Berge, schroffe Klippen am Ufer und aus dem Strome selbst Felsenzacken und Spitzen, so daß der Fahrweg an manchen Stellen hat durchgesprengt werden müssen. Ob aber auch am rechten Ufer und bis und hinter Bielstein diese gewaltigen Berg- und Felsmassen vortreten, auf welchen der Ort Bielstein selbst sich amphitheatralisch erhebt, so zieht sich weiter hinauf am jenseitigen Ufer das Gebirge doch weiter ins Land, und eine Ebene, von Wiesen und Gärten aufs Lieblichste durchschnitten, zeigt sich dem Auge vor Ellenz, das man wegen der großen Menge von Obst- und anderen Bäumen mit seinen kleinen Hütten oder Häuserchen fast gar nicht sähe, wenn nicht der höherliegende Thurm und der Schornstein eines alten Burghauses hoch über Alles wegragten. Auch Ellenz war in älteren Zeiten,

wie so viele andere Moselorte, befestigt und Ueberbleibsel von alten Mauern liefern den Beweis hiervon; diese Werke haben indeß mit jenen anderen ein Schicksal gehabt, nämlich: sie sind durch die Franzosen zerstört worden.

Ellenz: Ellenze. Pabst Alexander III. bestätigte 1177 dem Scholaster des Cardener Stifts zwei Theile des Ellenzer Zehnten, der dritte gehörte dem Pfarrer zu Poltersdorf. Ritter Theodorich von Ellenz Zeuge 1165 in einer Himmeroder Urkunde. Kaiser Heinrich der Lützelburger überträgt 1309 dem Johann, Herrn von Braunshorn, seinem »magistro curie, zu dessen Rechtlichkeit er ein besonderes Vertrauen hege, de cujus legalitate et fide confidentiam specialem gerimus« „das Richteramt in den beiden Reichsortschaften Ellenz und Poltersdorf, weil er er für Pflicht halte" »turbationes et insolentias, quae ex defectu judicii pullulabant hactenus, mitigare ac incolis earundum villarum et confluentibus ad eas pacem at commodum tueri« „die Ruhestörungen und den Uebermuth, welche durch Schlaflosigkeit Ueberhand nehmen, zu zügeln ꝛc., auch den Bewohnern und zahlreichen Fremden Frieden zu sichern." Dem Erzbischof Balduin verspricht 1353 Kaiser Carl IV., auf den unbeerbten Todesfall Gerlachs von Braunshorn, dessen Reichslehn nebst den Dorfschaften Ellenz und Poltersdorf. Mit jenen kamen beide Ortschaften 1363 unter dem Erzbischof Cuno von Wunnenberg-Beilstein. Ellenz hatte übrigens ein eigenes Gericht, das sie auch jenseits der Mosel erstreckte.

Großartig und stolz schimmert das Schloß und der Flecken oder das Städtchen Beilstein über den Strom dem Wanderer und Ellenz entgegen, und gleichsam achtunggebietend scheint es von seiner Höhe aus die umliegende Gegend zu beherrschen. Schloß und Stadt vereinte sonst eine starke Befestigung zu einem unüberwindlichen Ganzen, und mancher harte Strauß vor seinen Mauern bewies die Kraft und Ausdauer der damaligen Zeit. Das ganze Städtchen, mindestens sein Marktplatz, scheinen in den Felsen gehauen zu sein. Hinter dem Städtchen erhebt sich eine Kirche, bald nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges erbaut und als Kapuziner-Kirche bestimmt, die dort ebenfalls ein Kloster hatten, das indeß jetzt größtentheils eingestürzt ist; die sehr bedeutende Bibliothek desselben ist indeß zerstückelt längs des Stromes in verschiedene Hände gekommen. Zur Kirche führen 120 schöne breite Stufen hinan. Beilstein ist ein nicht unbedeutender Handelsplatz für Früchte, Wein und Vieh, und in der

Nähe der Stadt werden sehr viele Steine gebrochen. Von diesem Steinbruch will mancher sogar den Namen Beil-Stein ableiten. (Mit einem Beile werden die Steine geschlagen oder gesprengt).

Das Schloß war schon 1120 Reichslehn und den Herrn auf Braunshorn zu Lehn gegeben. Bei dem Kampfe der beiden Kaiser Ludwig des Bayern und Carl's IV. war es vielleicht mehr durch Zufall, als durch Absicht an Carl IV. gekommen, und dieser nahm dort mehrere Male seinen Wohnort, wenn er in der Enge sich nirgends sonst sicher wußte. Zwanzig Mal wurde es von dem Kaiser, der nie Geld hatte, verkauft oder verpfändet, aber immer wußte er es so einzurichten, daß der Käufer den Besitz aus diesem oder jenem Grunde nicht erhalten konnte, damit er es aufs Neue anderweitig verhandeln konnte. Beilstein kommt während der ersten Regierungszeit des Kaisers und noch vor dieser, selbst mit seinem Vater, Johann dem Blinden, König von Böhmen, in mannigfache Berührung und knüpft sich namentlich die erste Verpfändung der Burg an einen Heereszug der beiden Könige gegen die Engländer, daß ich darüber hier etwas ausführlicheres sagen zu müssen glaube.

Die Glocken von 365 Kirchen und Klosterkirchen hatten eben zur Frühmesse geläutet, und von nah und fern lud der feierliche Ton die frommen Bewohner Kölns zur Andacht ein; am feierlichsten aber von allen ist der ehrwürdige Dom, dieses Riesengotteshaus, heute ausgeschmückt und Tausende von Menschen umstanden das herrliche Gebäude, den Eintritt zu gewinnen. Da schritt ein Mann von hohem Wuchse, das gewaltige Eisenschwert an seiner Seite, mit weitklirrenden Rittersporen, nach dem Haupt-Eingange des Domes, dessen Anzug den Offizier von hohem Rang verrieth, während die Frische der Gesundheit ihm die Wange färbte, ob auch sein Haar, schon gebleicht, unter dem offenen Helm in spärlichen Silberlocken herabhing. Aber was war das? — zwei Ritter gingen an seiner Seite und schienen ihn zu führen; war der Mann vielleicht? — man drängte sich näher hinzu, ihm schärfer ins Gesicht zu sehen, und mit einem Seufzer, mit einem heimlichen Erbeben wandte man den Blick wieder von ihm zurück, denn der hohen kräftigen Gestalt fehlte das belebende Licht, fehlte das Feuer des Auges, und in ewige Nacht gehüllt, war ihm das Köstlichste in Gottes weiter Schöpfung, der Anblick dieser Schöpfung selbst, versagt; der Mann war — blind. Darum aber erregte er gerade ein doppeltes Interesse, und Alles eilte jetzt, ihn zu sehen, zu fragen und sich erzählen zu lassen, wer der Blinde

sei, und von wo? wohin er wolle? bis er in den Tempel des Herrn getreten, bis er zur vordersten Bank geschritten und dort niedergekniet war. Seinem Beispiel folgten mehrere Tausend ihn begleitende Krieger, so wie die Bewohner der Stadt, und der Pfarrer begann sein heiliges Amt. Nach angehörter Messe ging er wieder, wie er gekommen war, geführt von jenen beiden Rittern und gefolgt von den Seinen, an deren Spitze, einige Schritte hinter ihm, ein junger Mann in reichgesticktem Kleide, die goldene Kette auf der Brust. So imposant aber die Figur des Erstern war, so unansehnlich erschien dieser und das Volk fragte neugierig, wer denn das sei? der mit den Insignien eines deutschen Kaisers oder Königs ausgeschmückt, doch in Gang und Mienen, in Gestalt und ganzem Wesen so sehr wenig Königliches verrathe, daß man eher versucht wäre, zu glauben, er sei des Blinden Kammerdiener. Da traten einige hinzu, die mit dem Gang der Sache vertraut waren, und berichteten: es sei dieser kleine, häßliche Mann allerdings ein Fürst und zwar der Gegenkönig Karl's IV., Sohn des Vorderen, böhmischen Königs, Johann's des Blinden. Er vermöge sich aber nicht gegen den andern wirklichen deutschen König oder Kaiser Ludwig zu halten, obwohl er von den meisten Reichsfürsten und dem Papste selbst begünstigt worden, und ziehe jetzt im Heere seines blinden Vaters nach Frankreich, dem dortigen König gegen die Engländer zu Hülfe. Wenn der Erfolg den Erwartungen entspreche, so dürfe man, der Freundschaft Frankreichs gewiß, wieder auf ein französisches Hülfscorps gegen diejenigen Deutschen rechnen, welche ihn noch nicht anerkannt hätten oder nicht anerkennen wollten. Morgen gehe der Zug der böhmischen Armee nun weiter, und möglich, daß schon in einigen Wochen die Sache entschieden wäre, da Johann der Blinde nun nicht eher raste, bis ein Resultat sich zeige. Um seine Böhmen aufzumuntern, gehe er selbst zu Fuß an der Spitze der Truppen viele Stunden weit, und wenn er nur den Namen der Engländer oder der deutschen Feinde höre, so schwelle ihm eine quer über die Stirne laufende Ader blau und dick auf, seine Wangen färbe eine dunkle Röthe und die gesenkten Augenlieder bewegen sich, als ob das Auge, wie früher einst, daraus hervortreten wolle, die Hand fahre aber mit krampfhafter Bewegung an das Schwert, und der Fuß stampfe wild den Boden.

Karl war ganz das Gegentheil des Blinden, denn ruhig ohnedies, war er doch schlau genug, jede Bewegung seines Herzens hinter der Maske zu verbergen, die ihm grade die angemessene deuchte, und



zum großen Aerger seines feurigen leidenschaftlichen Vaters schien er von jedem Feuer, von jeder Leidenschaft frei zu sein.

Das war das Bild der beiden Männer, die an der Spitze von 6000 Böhmen, lauter großen, schönen Leuten, über den Rhein gesetzt waren — um in einem fernen Lande vielleicht ihren Tod zu finden; aber sie liebten ihren blinden Herrn, und ohne zu untersuchen, mit welchem Rechte er sie dort hinführe? ob es das Vaterland und ihre persönliche Ruhe oder Freiheit erheische, für ihn Frau und Kind, oder Eltern, Geschwister, Geliebte, zu verlassen? — ohne darüber viel nachzudenken, riefen sie Alle: Treu Dir, bis zum Tode! und führe uns wohin Du willst, wir folgen Dir!

Mit Befremden hatte man die Anzahl von Stunden zusammen addirt, welche die Menschen von Prag aus, oder noch weiter von der östlichen Spitze Böhmens bis in die Mitte von Frankreich machen mußten; mit Befremden sich die Umstände kombinirt, für den französischen König, für die Franzosen gegen die Engländer, und nun einem blinden Führer nach — denn der König Karl schien eben kein Kriegsheld zu sein — von Haus und Hof zu ziehen, und der ruhige Kölner schüttelte den Kopf und dachte: „die Armee, blind wie ihr Feldherr!" — und hatten sie nicht Recht? Schlau suchte Philipp von Valois sie über den Rhein zu locken, ob er aber auch die Absicht hatte, nach beendetem Kriege mit den Engländern, dem Freunde Beistand gegen die deutschen Fürsten zu leisten, die ihrem rechtmäßigen Kaiser anhingen? — ich glaube nein! er wollte sie wohl nutzen so gut und so lange er konnte, aber der Lohn — nun den mogten sie in dem Bewußtsein finden, ihre Unterthanen kalt und gefühllos hingeopfert zu haben.

Der Erzbischof von Köln, ein edler und weiser Fürst, konnte den Zug der Böhmen ebenso wenig als seine Kölner billigen, und obgleich er vom deutschen Kaiser vielfach gekränkt und ganz in seinem Interesse dem Gegenkönig Karl IV. anhing, so trauerte er doch über diesen verderbenbringenden Plan der Unterstützung Frankreichs gegen die Engländer, und konnte es nicht über sich gewinnen, von Bonn nach Köln zu kommen, die Könige selbst zu sehen und zu segnen. Er ließ Krankheit vorschützen und sich so bei Johann und Karl durch einen Rath entschuldigen und vertreten.

Der neugierige Volkshaufen hatte die böhmische Armee noch eine Strecke gegen Aachen zu begleitet und war dann, während jene weiter zogen, wieder nach Köln zurück gekehrt.

In Aachen, wo man dem Kaiser anhing, sollte Karl nicht eingelassen werden; eine Deputation der Bürger kam dem Könige Johann entgegen, und ersuchte ihn, in die Stadt zu kommen, indeß mit der Bitte: daß der Prinz Karl einen andern Weg mit dem Heere wähle. Sie fügten hinzu: daß er als ein geachteter deutscher Fürst ihnen ehrwürdig und heilig sei, daß sie aber den Prinzen, in sofern er sich König nenne, oder König werden wolle, nicht mit diesen Gefühlen begrüßen könnten. Schon wollte Johann in seiner gewohnten Art antworten und das Feuer, das ihn bis den letzten Augenblick nicht verließ, stieg ihm aus der Brust ins Gesicht, aber Karl ergriff seine Hand und bat ihn, die Männer gewähren zu lassen, da er schon eine Einladung von einem benachbarten angesehenen Gutsbesitzer habe, und als dieser selbst sich jetzt dem blinden Monarchen näherte, und in den höflichsten Worten die beiden deutschen Fürsten auf sein Schloß erbat, hinzufügend, daß die umliegenden Orte, wie Eschweiler, Stollberg, u. a. mit Freuden die Offiziere und Leute des Heeres aufnehmen würden, ließ er sich beruhigen, und wandte den Aachenern Deputirten als Antwort den Rücken zu, jenem, dem Baron von Bommel zu folgen.

Nah bei Cressy in Frankreich stießen die Böhmen zu den Franzosen, und zwar gerade im entscheidenden Moment — denn die Heere König Eduards von England machten Miene zum Angriff. Philipp von Valois wurde bedenklich, als er die Paar Tausend Böhmen sah; aber der blinde König Johann rief nach seinem Führer, fragte, wie die Stellung der Engländer, wie groß ihre Macht sei? lächelte zufrieden vor sich hin, als er das erstere erfuhr, gab danach gleich seine Befehle, und spottete des letzteren, daß sie nämlich noch einmal so stark, als die seinige wäre.

Erstaunt sah Philipp und dessen Feldherren, wie der Blinde jetzt ein so herrliches Manöver entwickelte, daß der französische König ohne Bedenken sein ganzes Heer dem Böhmenfürsten unterordnete, und nun von Ferne zusah, wie der Kampf von allen Seiten begann, und die Feinde in der That dem heftigen Angriff der Deutschen nicht widerstehen konnten. Sie wichen zurück, und Johann, der jetzt fast gar nicht mehr nöthig hatte zu fragen, wie es stehe, und sich nach dem Lärmen des Kampfgewühls zu orientiren wußte, gab seine weiteren Befehle. Da aber ermannten sich die Engländer wieder. „Seid ihr Soldaten?“ — rief ihr Führer — „vor einer Hand voll Böhmen — die wir erdrücken könnten, ergreift ihr die Flucht? noch ist kein

Franzose im Treffen gewesen, und sie werden auch keine große Lust bezeigen, ihr Leben Preis zu geben; fort, ihnen entgegen! der Erste, der von euch wieder umkehrt, um zu fliehen, rennt in mein Schwert, das gelobe ich euch." — Das wirkte; die Untergenerale verhießen eben so den Flüchtlingen den Tod, und so wollten diese ihn doch lieber vor dem Feinde suchen. Sie machten also Halt, Verstärkungen rückten hinzu, und sie trieben die Böhmen einige Schritte zurück.

„Was ist das?" — schrie der Blinde — „die Feinde stehen; wo bleiben die Franzosen? wollen sie heute Rasttag halten? augenblicklich sollen sie auf die beiden Flügel, besonders auf den rechten, wo der der Engländer zu umgehen sein wird!" — aber — die Franzosen kamen nicht; da schwang der alte Löwe sein ungeheures Schwert in die Luft nnd rief: „die Weichlinge! die Schurken! sie verlassen uns im Augenblicke, wo es gilt. Wohlan denn! Johann ist noch niemals besiegt vom Schlachtfelde gewichen: Sieg oder Tod!" — und mit diesen Worten gab er seinem Pferde die Sporen und stürzte sich in den Feind.

„Sieg oder Tod!" — rief ihm Alles nach nnd folgte ihm mit stürmischer Gewalt. Die Engländer stutzten und wichen wirklich einen Augenblick zurück, und jetzt schienen auch die Franzosen Ernst machen zu wollen; aber sie schienen nur so und rückten einige Schritte vor, den Rücken möglichst gedeckt; da aber brachen die tapfern Schotten aus ihrem Hinterhalt hervor, und in weniger als einer halben Stunde lagen die 6000 Böhmen mit ihrem unerschrockenen Könige todt auf dem großen Blutfelde. Die Franzosen ergriffen nun die Flucht, und die Schlacht von Cressy war für die Engländer eine Trophäe mehr in der Geschichte.

Seit dem Feste auf dem Schlosse des Freiherrn von Bommel hatte sich die Scene dort mannigfach verändert. Damals feierte man den König Karl IV., zwar nicht in Aachen, aber doch in der Nähe Aachens, und bei dem Adel der Gegend; jetzt — war Kaiser Ludwig hier, und man erzeigte ihm dieselben Ehren, die damals seinem Gegner Karl widerfahren. Ludwig war ja der Kaiser, der Herr, und mogte man im Stillen auch mit ihm unzufrieden sein, mogte seine Uneinigkeit mit dem Papste Clemens VI., in Folge welcher dieser ihn in den Bann gethan, jene Unzufriedenheit noch mehr steigern, Ludwig war einmal Kaiser, hatte die Macht in Händen, und es gab Niemanden, der ihm in's Gesicht gesagt hätte: „wir wollen Dich nicht,

und haben uns den Markgrafen Karl von Mähren zu unserm Herrn auserwählt.“

Ludwig hatte gehört, daß man den Gegenkönig Karl nicht hatte in Aachen einlassen wollen, und er fand Gelegenheit, der Stadt dafür seinen Dank thätig zu beweisen. Aber wir müssen, um den Sinn der damaligen Zeit und so manche Kabale recht zu verstehen, die beiden Könige einmal gegeneinander halten, und dann den Unpartheiischen fragen: warum wollt ihr denn den Besseren nicht? wenn es doch außer allem Zweifel lag, daß er der Bessere war. — Ludwig, von Natur mit einem glücklichen Aeußern und einem außerordentlichen Verstande begabt, hatte einen hohen ritterlichen Muth und dabei so viel Einnehmendes, daß man es fast unmöglich fand, wie ihm einer widerstehen könne. Sieht man seine Plane und Entwürfe, seine auch unter den schwierigsten Verhältnissen ausgeführten Unternehmungen und seine beständig mächtige Parthei, so wird man sich davon überzeugen; er hörte seine Räthe, aber er hatte Einsicht genug, stets das Klügste auszuwählen, so wie er überhaupt die große Kunst verstand, sich die geschicktesten Staatsräthe zu suchen. Seine Geschichtschreiber sagen von ihm: er scheute keine Gefahr, und von Jugend auf zum Kriege gewöhnt, stürmte er in das hitzigste Treffen. Auch ohne die Würde eines Kaisers würde er noch ein großer General gewesen sein. Oft, wenn er in der größten Gefahr war, wußte er durch eine glückliche Entschlossenheit den Umständen ein besseres Ansehen zu geben. Durch ein freundliches und leutseliges Betragen nahm er die Herzen, mehr als durch seine Freigebigkeit, ein. Schon seine hohe Bildung gab ihm diesen Vortheil. Er war verbindlich gegen die Großen des Reichs, ohne seinem Ansehen dadurch zu schaden; er war gütig und gegen die niedrigsten Unterthanen herablassend, und wußte sich dennoch in Ehrfurcht zu erhalten. Das ist das Bild Ludwigs, der, trotz der Verfolgungen Roms, dennoch seine Würde bis zum letzten Augenblick behauptete, das war das Bild Ludwigs, des schönen und freigebigen Ludwig, welchem man in Karl dem IV. einen Mann entgegenstellte, der eben so klein, als Ludwig groß, eben so häßlich, als jener schön, eben so niedrig und selbstsüchtig, als Ludwig erhaben und uneigennützig war. Hören wir aber auch einmal, was ihm die Nachwelt für Lorbeern streut: Karl VI., am französischen Hofe erzogen und in allen Ränken geübt, betrog alle um ihn her, war aber schlau und listig genug, sich nie betrügen zu lassen. Anfangs zeigte er zwar einigen Muth, weil ihn sein tapferer Vater Johann sicher als einen

Bastard verstoßen haben würde, wenn er ihm nicht ins Feuer der Schlachten gefolgt wäre; so viel wie möglich suchte er sich indeß zu decken. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, war ihm kein Mittel zu schlecht, und der niederträchtigste Schurke war sein Freund, wenn er ihn zu brauchen gedachte; kriechend gegen den Papst, und gegen die gesammte Geistlichkeit eine reine und edle Frömmigkeit heuchelnd, war er doch ein Spötter der Religion, die ihm nur zum Talisman dienen mußte; in ewiger Geldnoth, verkaufte und verpfändete er Sachen, die nicht ihm gehörten, um nur zu Geld zu kommen, und freute sich, die leichtgläubigen Zahler betrogen zu haben. Das Glück eines Menschen war ihm so gleichgültig, daß er es für einen Gulden verkaufte, wenn er sich dadurch auch auf ewig brandmarkte.

Das war der Mann, den man dem großen Ludwig entgegenstellte, der aber, wie leicht zu erwarten stand, in Deutschland bei Ludwigs Leben nicht aufkommen konnte.

Vielleicht war es Staatsklugheit von Ludwig, sich einige Zeit in Aachen aufzuhalten, um die, welche ihm treu geblieben, auszuzeichnen, und die, welche ihn verriethen, wieder zu gewinnen.

Karl war mit genauer Noth den Feinden entronnen und suchte nun bis auf daß Schloß des Freiherrn von Bommel unter allerlei angenommenen Namen durchzudringen. Hier glücklich angekommen, suchte er die Baronin glauben zu machen, daß er ihre Tochter liebe, freute sich aber, als diese ihm einen Korb gab, versicherte, ihr dennoch treu bleiben zu wollen, und verpfändete dem Baron für eine Summe Geldes das Schloß und die Besitzung Beilstein, die er schon kurz vorher für 1000 Goldgülden an den zeitlichen Johann Gerlach lebenslänglich überlassen hatte, das hinderte ihn aber nicht, sie einem Zweiten und bald darauf einem Dritten, dem Pfalzgrafen Ruprecht, zu verpfänden, bei dem er sich endlich dadurch aus der Verlegenheit zog, daß er dessen Tochter Anne heirathete.

Durch diese Vermählung hatte Karl sich allerdings die pfälzischen Häuser befreundet, aber darum noch lange nicht die deutschen Fürsten alle für sich gewonnen; im Gegentheil, die, welche ihm schon angehört, waren wieder von ihm abgefallen, und der Erzbischof, vor einem Jahre noch sein Freund, fing an, einen Menschen zu verachten, dem nichts auf der Welt, als sein-ich heilig war, der in der kurzen Zeit seiner Administration schon alle Länder zu Gunsten des seinigen (Böhmens) betrogen hatte, und der auch in diesem zu stückeln anfing, wenn es ihm an Geld fehlte, und an dieser Krankheit laborirte er mehr,

als irgend ein Fürst der Erde; ja, es ging oft so weit, daß er nicht im Besitze weniger Gulden zur Bestreitung der dringendsten Ausgaben war und auch so wenig Kredit hatte, daß Niemand auf sein bloßes kaiserliches Wort das Mindeste borgte. Wenn er denn ein Amt oder Lehn oder Privateigenthum verkaufte, so bekam er gewöhnlich das Geld nicht in die Hand, und die Gläubiger nahmen es, sobald es kam, in Empfang. Dabei fand er sich — sonderbar und hübsch genug für einen deutschen Kaiser, wenn er auch einer des vierzehnten Jahrhunderts war — fast beständig in Untersuchung wegen widerrechtlich verpfändeter oder verkaufter Ländereien, wegen solcher, die ihm nicht gehörten und die er dennoch verkaufte.

Karl IV. also hatte, wie gesagt, im ganzen deutschen Reiche nicht nur keine Liebe, sondern auch mit geringer Ausnahme, die bittersten Feinde, und diese kamen deshalb auf einen Reichstag zu Frankfurt zusammen, sich darüber zu berathen, ob man den Schimpf noch fernerhin so dulden dürfe, einem solchen Fürsten zu gehorchen.

Ein gewaltiges Treiben, ein reges ungewöhnliches Leben erfüllte die stolze Handelsstadt und noch kamen täglich von nah und fern Fremde herbei, die Zahl derer zu vermehren, die sich in bittern Verwünschungen und Schmähreden ergossen, und endlich einstimmig den Beschluß faßten, den König Karl des Thrones für unwürdig zu erklären und an seiner Statt einen andern zu ernennen.

Bei der neuen Wahl waren die Stimmen zwischen dem Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Ernsthaften, und dem Grafen Günther von Schwarzburg getheilt; da der Erstere keinen großen Werth auf die Krone legte, die er sich erst mit dem Schwerte in der Hand erobern sollte, so dankte er für ein solches Scheinglück, und reiste selbst zu seinem Freunde Günther, ihm die nunmehrige zweite Wahl, in welcher man ihn allein als deutschen Kaiser bezeichnet hatte, zu verkünden.

Mit jedem Tage wuchs Günthers Anhang, mit jedem Tage verlor Karl im Reiche; da trieb ihn die Noth zu einem ehemaligen Vertrauten, den er aber vernachlässigt, oder besser gesagt, selbst betrogen hatte, und der seit dieser Zeit fern vom Könige geblieben war. Beide hatten sich wohl nie geliebt, beide hatte der Drang des Augenblicks verbunden und ebenso der Augenblick getrennt. Beide waren gleich schlecht, gleich empfänglich für den Klang des Metalls, und gleich kalt gegen die Stimme des Gemühs, gegen die Stimme des Armen, des Unglücklichen. Werner von Montau war es also, den Karl jetzt

aufsuchte, und er scheute kein Mittel, kein Versprechen, keine Demüthigung, ihn wieder für sich zu gewinnen. Karl hatte kein Geld, und auf seine Worte und die Verheißung großer Schätze, so wie auf die Verpfändung des Schlosses Beilstein, (also zum drittenmal) gab der schlaue Werner nicht viel; es wurde ihm deshalb sehr schwer, zum Zweck zu kommen, und als Werner ihm endlich wirklich treu zu sein gelobte, ging der Kaiser doch zweifelhaft fort und dachte darüber nach, ihn fester an sich zu knüpfen. Aber Werner war auch ohnedies entschlossen, für den alten Freund, oder Herrn, oder Genossen etwas zu thun, denn persönlicher Haß gegen dessen mächtigen Gegner kam ihm zu Hülfe, und so hatte jener sein Spiel gewonnen.

Schon zogen sich Günthers Heere dichter zusammen, und täglich eilten ihm Tausende zu, sich mit jenen zu vereinen; da trat auch Werner von Montau zu dem Gegenkaiser und bat um die Gnade, ihn begleiten zu dürfen.

„Ihr, Werner von Montau?" — fragte Günther — „Ihr? der Sachwalter Kaiser Karl's? — der würdige Vertraute jenes Ehrenmannes? Ihr kommt zu mir? — hat Euch der Böhme die letzte Dienstthat vielleicht nicht honorirt? oder hat er Euch vielleicht umgekehrt schon eine zum Voraus bezahlt? — wollt Ihr den Moment abpassen, wo mir der Rücken vielleicht frei und — nun Ihr wißt wohl, was ich sagen könnte. Nein, Herr Werner, ich danke Euch, von Verräthern bin ich kein Liebhaber! und meine Sache wird ohne Euch ihr Recht finden; geht zu Eurem Herrn zurück, und sagt ihm, daß ich mich auch in dieser Beziehung vor ihm wahren werde. —

Werner lächelte, er glich in dieser Beziehung seinem edlen Prinzipal, dem man auch die gröbsten Beleidigungen sagen konnte, während daß er ganz ruhig und so freundlich blieb, als ob man ihm, Gott weiß, wie, geschmeichelt hätte. Wenn er nur zum Ziele gelangte, so war ihm alles Andere gleichgültig, und er würde sich von Günther recht gerne haben tüchtig durchprügeln lassen, ohne deßhalb seinen Plan aufzugeben. Er lächelte also, verbeugte sich und ging, aber er ging nur aus seinem Zimmer, und erst nach einigen Tagen verließ er ihn ganz. Vielleicht hatte Günther, nachdem er ihm grade ins Gesicht gesagt, daß er ihm nicht traue, zu wenig Werth auf seine Anwesenheit, und auf seine Versuche, ihn möglicherweise zu vergiften, gelegt; denn die Sicherheit, mit der Werner vor Karl erschien, und ihm erklärte, er könne ganz ruhig sein, und dem Feinde mit dem Heere entgegen ziehen, hätte Günthers Freunde besorgt machen können. Karl

traute dem Vertrauten nicht, denn wie leicht nicht konnte er ihn bloß in die Falle locken wollen? Es blieb ihm aber keine Wahl, er mußte dem Heere Günthers und ihm selbst entgegen rücken, wie gern er auch durch andere Mittel ein solches Wagestück umgangen hätte. Schon standen sich die Armeen gegenüber, und jeder Beobachter konnte ohne große Untersuchungen den Sieg zu Gunsten Günthers verkündigen. Muth und Kraft, Lust zum Streite, Vertrauen auf die gerechte Sache, leuchteten aus den Mienen, aus den Blicken seiner Krieger, während von allem dem grade das Gegentheil in den Gesichtern der Karlisten zu lesen war; Furcht vor dem entscheidenden Augenblick verband sich dort mit dem Unmuth, einer Sache zu dienen, die augenscheinlich verloren sein mußte, weil ihr Alles, was zum Siege führen könnte, mangelte; dabei war das Korps Karls fast um ein Drittel schwächer, unbesoldet; von Raub und Plündern lebend, entbehrten sie der Waffen wie der Kleidungsstücke, und standen jenen, die gut gekleidet, reichlich bezahlt, und voll Enthusiasmus für einen großen und tapfern Führer, auf sie einstürmten, in aller Beziehung bei Weitem nach.

Und Werner hatte diesmal den Gebieter nicht getäuscht.

Eine dumpfe und feierliche Stille herrschte in den Straßen Frankfurts, und aus vielen Häusern flatterten schwarze Fahnen; da ertönten plötzlich die schaurigen Glockenklänge von allen Thürmen, und ein langer Trauerzug kam die Straßen herab, dem sich Alles, was nur gehen konnte, anschloß. Als erster Leidtragender aber folgte dem reichverzierten Sarge Jemand, der gewiß kein Leid im Herzen trug, der deutsche Kaiser Karl IV.

Werner also hatte den Herrn nicht getäuscht, denn es war ihm wirklich gelungen, den Günther zu vergiften; dafür betrog ihn Karl desto besser, er führte ihn nach der Burg Beilstein, vorgeblich als Besitzer, kaum war er aber dort, als er dem Besitzer Gerlach einen Wink gab und ihm bedeutete, wie Werner damit umgehe, sich zum Herrn des Schlosses zu machen und ihn selbst deßhalb aus dem Wege zu räumen. Unvorsichtiger Weise hatte Werner auch wirklich Aeußerungen gethan, die den Ritter mit Verdacht erfüllten, und in der zweiten Nacht seines Aufenthaltes im Schlosse ließ Gerlach ihn überfallen, fesseln und in den Thurm werfen, wo er im andern Jahre gewaltsam, vermuthlich durch Verhungern, seine schwarze Seele aushauchte. Der Kaiser verkaufte darauf das Schloß nach Gerlachs Tode an den Erzbischof von Trier und dieser nahm beim Ableben des Ritters sofort

das Schloß und den Antheil der Stadt in Besitz, sich an die übrigen Verpfändungen nicht störend.

Beilstein: Bilstein. Erzbischof Arnold, Graf von Isenburg, da er sich 1250 auf dem Schlosse befand, wieß als Schiedsrichter das Ellenzer Gericht ab, welches seine Grenzen über die beiden Stadtbäche hinaus bis an den Burgweg ausdehnen wollte. Johann von Braunshorn, Herr des Reichslehn Beilstein, hatte zwei Söhne: den Probst zu Münstermaifeld, Alexander, und den Ritter Gerlach, nebst einer Tochter, Lyse, Frau auf Wunnenberg. Letzterer starb kinderlos und Erzbischof Cuno, der das Lehn vom Kaiser erhalten hatte belehnte 1363 Lysens Söhne, Cuno und Gerlach. Diese verpfändeten aber bald einen Theil ihres Lehns wieder an Churtrier. Ihr Nachkomme Johann, ferner Sifart, Walpode von Bassenheim und der alte Leyen beschworen 1435 mit dem erzstift. Amtmanne daselbst, Hermann von dem Niekenicher Weiher, einen Burgfrieden „by uffgereckten Fingere liplich zu den Heilgen." Philipp von Wunnenberg erkennt 1536 das köln'sche Lehnsrecht über Beilstein an und verspricht, dasselbe von Trier zu lösen. Dies geschah drei Jahre darauf, indem er alle an Trier versetzte Wunnenberg'sche Pfandschaften für 17,476 Goldgulden rhein. Währung frei machte. Er starb erst lange nachher und begann das von ihm errichtete Testament, welches zu so vielen Streitigkeiten Anlaß gab, mit den Worten: „da wir müheselige Menschen diese Welt nicht anders dan Wandersleuth die Herberg und Würtzheuser ein geringe und ungewisse Zeit zu gebrauchen haben etc. etc." Sein Sohn gleichen Namens, churfürstlich pfälz'scher Burggraf zu Alzei, war um 1554 zur Augsburgschen Konfession übergegangen und hatte, nicht ohne Vorwissen des Vaters, auf Wunnenberg und Beilstein einen evangelischen Prediger angestellt, so wie ein jüngerer Cuno, seit 1584 in letzterer Herrschaft den neuen Kirchendienst eingeführt und die Bilder zerstören lassen. Doch erhielten die Katholiken bald wieder das Uebergewicht, und behaupteten es den ganzen dreißigjährigen Krieg hindurch, wozu das in Beilstein errichtete Kapuzinerkloster nicht wenig beitrug. So hatten dieselben auch in der angrenzenden Vogtei Senheim und im Dreiherrischen bei wiederhergestelltem Frieden das Normaljahr 1624 für sich, welches mit der Berufungsepoche jener Geistlichen zusammen fällt. Nach Aussterben des Wunnenberg'schen Geschlechts mit Wilhelm, erhielten bereits 1638, durch das damals regierende Domkapitel, die Brüder Freiherrn von Metternich die Zusage des Wun-

nenberg=Beilstein'schen Lehen, den Lehnbrief aber erst 1652 durch den Churfürsten Karl Kaspar, so wie das Erzstift Köln ihnen seine Rechte daran schon früher abgetreten hatte. Ende Oktober 1688 besetzte der mehrgenannte französische Generallieutenant Graf von Montalt das unbewehrte Schloß. Im folgenden Frühjahre wurden Thore, Mauern und andere Vertheidigungswerke abgetragen, alles Fahrbare aber nach Montroyal geschafft. Mehrere Monate hindurch gelang es den Vorstellungen des Klosterpriors und Amtmanns, die Verbrennung zu hindern, allein im Oktober mußte es dennoch, geschärften Befehlen zufolge, welche aus dem Hauptquartiere kamen, angesteckt werden. Eben so vergeblich hatte ersterer sich bemüht, den Brand auf Schloß Wunnenberg zu verhindern oder einen Theil der fortgeschleppten Effekten wieder zu erhalten. Als die damit beladenen Schiffe bei Poltersdorf vorbeifuhren, bewirthete er den Offizier der Bedeckung so stattlich, als es die damaligen Zeitumstände erlaubten. „Sed, so schließt derselbe seinen noch vorhandenen Bericht, praeter multos „serviteurs“ nihil accepimus“ „außer vielen Complimenten erhielten wir nichts.“ Indessen wären beide Schlösser gerettet worden, hätte der damalige Stammhalter, Graf Philipp Emmerich, als General Feldzeugmeister, Kommandant zu Groß Glogau, nicht in kaiserlichen Diensten gestanden.

Die Freiherrn, später Grafen, jetzt Fürsten von Metternich, hatten ihren alten Sitz im Herzogthume Jülich. Carl von Metternich erwarb um 1400 das Schloß Zievel. Sein ältester Sohn hinterließ nur eine Tochter Sybille, Erbin der Stammherrschaft, welche sie ihrem Gemahle Gotthard Wolf von Guttenberg zubrachte, dessen Nachkommen sich Wolf Metternich Freiherrn zu Gracht nannten. Der zweite Sohn Johann von Metternich zu Zievel war Großvater Diethers, Stammführers der Burscheider Linie: Otto's, Anherrn der Niederberg Heistert'schen, ferner Edmund's, Stifters der Wunnenberg=Beilstein'schen, und Hansens, mit welchem die Barone von Metternich zu Müllenark und Rodendorf beginnen. Edmund, der um 1518 lebte, zeugte fünf und zwanzig Kinder beiderlei Geschlechts. Sein Enkel Lothar starb 1623 als Churfürst von Trier. Des letzteren Neffen Emmerich, Domprobst daselbst und kaiserl. General=Major, Wilhelm, Herr zu Königswart in Böhmen, so wie kaiserl. Hof= und Kriegsrath, ferner Lothar, kaiserl. Reichshofrath und Oberamtmann zu Koblenz, wurden mit Wunnenberg und Beilstein belehnt. Sie erhielten durch diese unmittelbar reichsfreien Güter Sitz und

Stimme auf der westphälischen Bank an Reichstagen. Von diesem berühmten Geschlechte stammten ab die beiden Churfürsten von Mainz, Lothar Friedrich und Carl Heinrich, ersterer ein Burscheid 1673, der andere ein Wunnenberg sechs Jahre später gewählt. Heinrich aus dem Hause Müllenark-Brohel-Rodendorf, Dechant zu Wimpfen, nach seiner Resignation churfürstlich baier'scher Statthalter in der Unterpfalz, befehligte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges als kaiserl. Obrist auf Ehrenbreitstein. Von seinen Brüdern war gleichzeitig Hermann Johannitercomthur zu Basel, Rheinfelden, Bruchsal 2c. und Bernhard, Deutschherr, bekleidete die nämliche Stelle zu Mergentheim. Philipp Adolph von Metternich-Wunnenberg-Beilstein erscheint 1710 als churtrier'scher Geheimerath und Obermarschall. Beide Reichsgrafschaften behielt dieses Haus, welches allein von den andern Aesten noch fortblüht, in ungestörtem Besitze bis zur französischen Occupation. Es wurde 1803 für den Verlust durch die ehemalige Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben und ihre reichen Ländereien entschädigt. Der Vater des gegenwärtigen Stammhalters, Graf, nachher Fürst, Georg Franz Karl sah sich mit den wichtigsten Staatsämtern der kaiserl. österreich. Monarchie beehrt. Als bevollmächtigter Minister leitete er geraume Zeit hindurch die Angelegenheiten Brabants und unterhandelte zu Rastadt. Sein erlauchter Sohn, Clemens Wenzeslaus Lothar, Gesandter zu Dresden, Berlin und Paris, bekleidet gegenwärtig, einer der ersten Diplomaten in der Geschichte, den erhabenen Posten eines Kaiserlichen Staatskanzlers. Von den ersten Monarchen Europas mit Ehren überhäuft, erhielt der Fürst, als Beweis vorzüglicher Huld seines erhabenen Souverain's, das Eigenthum einer Erbherrschaft in Ungarn und die Belehnung mit dem schönen Johannisberg im Rheingaue, so wie für sich und seine Nachkommen gerader Linie die Befugniß, das Oesterreich. Lotharingische Wappen auf dem ersten Felde des Familienschildes führen zu dürfen.

Aus dem Hauptgeschlechte entsproßte Dietrich, Herr zu Sommerberg, Anherr des Astes zu Chursdorf, einem Schlosse und Rittersitze in der Neumark Brandenburg, ohnweit Cüstrin. Dessen Urenkel Ernst, Reichsgraf von Metternich, Königl. Preußischer wirklicher Geheime-Staats-Minister und Prinzipal Gesandter auf der Fürstenversammlung zu Regensburg, ging 1706 als ausserordentlicher Bevollmächtigter nach der Schweiz. Dort endigte er glücklich unter achtzehn Erbschaftsbewerbern die Streitigkeiten hinsichtlich der Fürsten-

thümer Neufchâtel und Valangin. Er hinterließ zwei Söhne, den Grafen Eberhard, Königl. Preußischen Kammerherrn, und Freiherrn Wolf, fürstlich Brandenburg Baireuth-Anspach'schen Bevollmächtigten auf dem Reichstage.

Auf dem entgegengesetzten Ufer der Mosel, etwa ein halbes Stündchen oberhalb Beilstein breitet sich der ziemlich bedeutende Pfarrort Poltersdorf längs des Stromes hin aus, der von den ewig lärmenden und polternden Besitzern, die nicht anders als in Streit und Zank den Beruf ihres Lebens fanden, seinen Namen ableitet.

Poltersdorf: Pultirsdorp. Der Abtei Steinfeld bestätigt Erzbischof Philipp zu Köln 1187 den alten Besitz dortiger Weinberge, so wie ähnlicher in Ediger, Cröve ꝛc. Ritter Carl von Monreal schenkt 1300 dem Frauenkloster Stuben Güter daselbst. Der nämliche stiftet und erbaut acht Jahre später eine Kapelle im Orte. Carl der Junge trägt 1361 dem Erzbischofe Boemund die Hälfte seines dasigen Hofes als Lehn auf. Vom Erzstifte damit belehnt, erscheinen später 1450 und 1542 Carl's Nachkommen. Bei Erlöschung des Mannstammes erhielt es Velten von Ellembach, Amtmann auf Ehrenbreitstein, Gatte einer der drei Monreal'schen Erbtöchter. Die Einführung des Gregorianischen Kalenders 1583 verursachte hier und in Ellenz nebst der Umgegend vielen Streit. Beide Gemeinden wollten ein- für allemal nicht vom vierten auf den fünfzehnten Oktober überspringen. Sie standen in Masse auf, und es bedurfte bewaffneter Dazwischenkunft, ehe sich dieselben fügten. Ueberhaupt waren die Bewohner muthige Leute, vorzüglich als Ringer und Keulenschwinger bekannt. So oft während des langen niederländisch-spanischen Krieges einzelne Räuberhaufen sich bei ihnen zeigten, wurden diese zurückgeworfen, z. B. die Wallonen unter Roborsch 1590, die Freibeuter von Wachtendunk und Bergen 1603, die Gelderner Straßenreuter 1615. Als Churfürst Johann von Schönenberg im vorletzten Jahre seiner Regierung, selbst außer Stande, den täglich von der Maas herüberstreifenden brabäntischen und oranischen Schaaren Widerstand zu leisten, alle seine Unterthanen zur Selbstwehr aufforderte, waren sie unter den ersten, welche sich gerüstet zeigten.

Poltersdorf schräge gegenüber, auf dem Bogen, den die Mosel hier beschreibt, liegt Briedern, aber vorher finden wir noch den, des hier in der Regel vortrefflich gerathenden Weines halber berühmten Rüberberg mit seinen spitzen Zacken und felsigen Klippen. Dem Fremden scheint es undenkbar, daß an diesem Felsen Menschen gehn, stehn

und arbeiten, ja daß sie hier hinauf auf ihren Rücken Dünger in den Körben tragen können, da diese Plätze scheinbar nur für die Gemsen zu erklimmen sind; und dennoch stehn die Winzer auf den gefahrvollsten Stellen und sind bei nur einigermaßen ergiebigen Jahren stets lustig und zufrieden. Briedern selbst, ein freundliches Dörfchen, wird theils von Weinbergen, theils von Wiesen und Gemüsefeldern umringt, da das Gebirge ihnen gerade soviel Feld, als sie zum Nahrungsunterhalte bedürfen, gelassen hat.

Briedern: Priedern. Die vormaligen Herrn auf Beilstein hatten beträchtliche Güter, Gefälle und Rechte hier. Zu den letzteren gehörte das in jenen Zeiten so drückende Besthaupt bei Sterbfällen. Die ihnen gehörigen Leute mußten beim Wegziehen sich loskaufen, oder andere, statt ihrer, eintreten lassen. Durch den Vertrag zwischen Churtrier, Pfalz-Zweibrücken als Erben eines Theils der Grafschaft Sponheim und der Grafen von Metternich-Wunnenberg, hinsichtlich der Theilung des dreiherrischen Gebiets, wurde 1781 letzterem unter andern mit dem Strimmicher Gerichte auch Briedern zum Alleinbesitze, doch im Lehnsverbande des Erzstiftes, überwiesen. Besagtes Gericht nämlich, nebst jenem von Beltheim und der Vogtei Senheim, hatten die Contrahirenden, obgleich zu verschiedenen Hoheitstheilen, bisher gemeinschaftlich besessen. Viel besucht, ihres lustigen Treibens wegen, aber auch schlimm berüchtigt durch mancherlei Händel, wobei es oft zu ernsten Schlägereien kömmt, war von jeher die hiesige Kirchweihe, welche zu Anfange des Mai's in freiem Felde gefeiert wird. Wie sollten letztere auch fehlen, wenn vom Wein belebt, die muthigen jungen Bursche der nahen Hundsrücker Ortschaften mit jenen des Moselthals, namentlich den kampflustigen Ellenzern und Poltersdorfern zusammen treffen? Doch einmal standen alle für einen Mann, und jagten 1595 einen ganzen Haufen Wegelagerer, die während des Festes Briedern plündern wollten, aus einander Diesen führte Anton Langhaar, der Monschauer, an, von seinen langen Haaren so genannt. Hauptmann im Dienste Eduards Fortunat, Markgrafen von Baden, Grafen zu Sponheim, hatte er sich mit dem Holländer Stelandt und dem Dänen Bodekamer im eigenen Gebiete seines Herrn zu Castellaun festgesetzt, und machte rings alles unsicher. Es kostete Mühe und Blut, ehe man ihrer habhaft werden und sie zur Strafe ziehen konnte. In Briedern wohnen jetzt geschickte Schiffbauer und viele Fahrzeuge werden daselbst gebaut.

Noch freundlicher aber als Briedern ist und liegt Mesenich etwa

eine halb Stunde flußaufwärts an der nämlichen Seite. Hier war früher eine Kellnerei der Abtei Brauweiler und noch jetzt zeichnet sich dies Gebäude vor andern aus. Die Kirche von der reichen Abtei erbaut strotzt von Vergoldungen und Zierathen aller Art, wenn sie gerade darum auch eben nicht schön genannt werden kann. Ganz gut erhaltene Bilder aus älterer Zeit, zum Theil in der Kirche, zum Theil außerhalb des Dorfs in einem gewölbten Bethause zieren den Ort und erinnern uns zugleich an unsere Vorzeit. Richenza hatte auch hier Besitzungen, die sie der Abtei schenkte.

Mesenich: Meseniche. Die beträchtlichen Güter, Gefälle und Rechte, welche Brauweiler daselbst besaß, waren gleichfalls Geschenke der Pfalzgräfin Richenza. In den wiederholten Zollbefreiungen, welche die Abtei auf Mosel und Rhein von Seiten der deutschen Kaiser erhielt, ist der Ort namentlich bezeichnet. Doch machten ihr immer die Grafen von Virneburg als pfälz'sche Lehnsträger das Vogteirecht streitig. Um 1345 wohnte ein Ritter Walther dort, Zeuge in mehreren Akten. An der dasigen Kirche fanden sich im Sommer 1374 Haufen der bekannten St. Veitstänzer und Tänzerinnen ein. Sie durchzogen, Männer, Frauen und Jungfrauen, zu Hunderten das Land. Theils schwärmerische Büßer, theils lockeres Gesindel, welchem ungebundenes Leben gefiel, standen sie zwei zu zwei gegeneinander und tanzten halbe Tage lang bis zur Erschöpfung, übrigens von milden Gaben lebend. Der Pfarrer beschwor sie, in der Meinung, sie seyen vom Teufel besessen: wie auch anderwärts „Meister der heiligen Schrift" thaten. Bald aber wurde der Auflauf zu groß, der Unordnungen so viele, daß man sich genöthigt sah, sie mit Gewalt auseinander zu treiben. Im Jahre 1390 fiel der Herbst zu Mesenich so reichlich aus, daß man für ein leeres Faß anderthalb Fässer mit Wein füllte. Während des Krieges der streitenden Erzbischöfe Raban und Ulrich wurde der Ort 1436 geplündert und angesteckt. Zur Zeit der deutschen Bauernunruhen 1525, von denen jedoch in den Moseldorfschaften sich nur hier und da einige Spuren zeigten, erbrachen mehrere Einwohner den Abteikeller, kamen aber nachher noch schlimmer weg als die Aufrührer im Rheingaue, wo jeder, der aus dem großen Klosterfasse zu Eberbach getrunken hatte, siebenthalb Gulden Strafe erlegen mußte. Das Heiligenhaus oberhalb Mesenich am Wege hatte vormals beträchtliches Einkommen. Schiffer, denen überhaupt häufiger als Andern unsichtbarer Schutz des Himmels fühlbar wird, verfehlten niemals beim Vorüberfahren

an der gefährlichen Ley, eine milde Gabe in den Opferstock zu legen. Seit lange aber ist dieser Gebrauch außer Gewohnheit gekommen.

Eine kleine Strecke aufwärts längs und durch den Felsen (gesprengt) sieht man den Pfarrort Senheim, berühmt durch die Geburt des gelehrten und talentvollen Weihbischofs Otto, Dominikaner und Doktor der Theologie, der indeß zu bescheiden, seine eigenen Verdienste geltend zu machen, sich mit seiner Stelle begnügte, die der hohe Adel, da er seiner Seits nur den Adel im Herzen und in der Seele in Anschlag bringen konnte, wenn jene andern eine weite Pergamentrolle aufwikkeln und auf einen in Oel getauchten breiten Stammbaum Bezug nehmen konnten, von wo ihnen entweder der Name oder im Ahnensaale die Bilder der edlen Vollblutsraçe Väter und Urväter mit stattlichen Alongenperücken entgegenlächelten und sie strenge mahnten keinen Ungebornen unter sich aufzunehmen. Man sollte es in der That nicht für glaublich halten, wie es oft Nichts gar Nichts weiter bedurfte, einen freundlichen und talentvollen jungen Mann anzufeinden, als des leidigen Vorurtheils: der Mensch sei ja kein Edeler. Was hilft uns sein Talent, und seine Fähigkeiten, und sein Fleiß, seine Kraft, sein guter Wille? ihm fehlt ja die Hauptsache, ihm fehlt Alles, Alles, um mit Anstand in der Welt auftreten zu können, fehlt Alles, was die Natur seinem Schooßkinde allenfalls erzeigt, fehlt — der Name. Er ist kein Edelmann und eben weil er kein Edelmann ist, wußte er sich auch von selbst einen Stand zu wählen, in welchem sein Beruf ihn auf ein fremdes Feld führt, auf ein Feld, wo er nur mühsam den platten Boden behaupten, mit jedem Schritte straucheln und — über kurz oder lang doch fallen oder untergehn würde. Er bleibe also hübsch in seiner Sphäre, da wird er seine Kenntnisse brauchen können, bei uns Adeligen ist das nicht nöthig, da hat die Natur gegeben; will man noch aus Liebhaberei vielleicht auf diese oder jene Weise auch die Kunst zu Rathe ziehn, oder — will man etwas lernen — um — es gereicht dem ganzen Stande zwar nicht zur Ehre — sich mit so bürgerlichen Tändeleien abzugeben; indeß man muß denken, es sei eine Schwelle, die allenfalls zu übergehen ist. Kurzum der Adel, nämlich der ungeborne Adel, ist einmal immer Adel und mag ein gewöhnlich Herr Otto (wie dieser Dominikaner), ohne untern Zusatz oder vielmehr Vorsatz von Pünktchens auch immerhin ein Gelehrter sein, er wird darum doch noch kein Edelmann werden. — Nein freilich in Eurem Sinne nicht, und ich glaube, daß eben der Otto mit mehr Selbstgefühl auf seine adeligen Zeitgenossen hinsah,

die er Alle durch- und ein- und übersah, als wäre ihm gleich jenen ehrwürdigen Ergrauten der Kopf mit einem eichenen Brette und das Herz mit einer schwarzen Sammetschabracke verpanzert gewesen. Er verlor also Nichts, denn er war mit seiner Stellung zufrieden, aber die Welt verlor in ihm, da sie ihn da nicht wußte, wo sie ihn hätte wissen müssen, und die Welt trauerte über ihr Jahrhundert, das an Ansichten so reich und an Ansichten so arm war. Und jetzt? — nicht, wahr, jetzt ist das Alles anders? jetzt gilt nur Kopf, nur Gemüth, nur Kraft? jetzt würde der Dominikaner Otto offenbar der Nachfolger Christophs von Sitern geworden sein? — Wir wollen es hoffen und auch glauben.

Aber ich verliere mich da in ein Bild, über das man freilich noch viel sagen könnte, über das ich aber für manchen vielleicht schon zu viel gesagt habe, und es ist am Ende noch ein Glück, daß mir die, die den Otto gerne aus ihrer Mitte verbannet sähen, nicht Partheilichkeit vorwerfen können, mindestens würde ich doch nicht Parthei gegen mich selber nehmen, wenn ich das, was ich gesagt nicht auch fühlte.

Otto galt, wie schon oben bemerkt, für einen bescheidenen rechtlichen Mann und für eben so fromm als wohlwollend. Als er im Auftrage seines Kurfürsten Versuche machte, Frankreich mit dem Rheinlande auszusöhnen, wurde er von den Spaniern gefangen genommen und nach Jülich gebracht. Später wieder in Freiheit gesetzt, starb er auf einer Inspektionsreise durchs untere Erzstift in der Abtei Laach. In Koblenz, und zwar in der Dominikaner-Kirche liegt er begraben.

Senheim: Sienheim. Die Vogtei daselbst gehörte den Sponheimer Grafen, welche sie von den Herzogen von Cleve zu Lehn trugen. Als Untervogt kömmt der Ritter Friedrich, der mit seiner Hausfrau Elisabeth 1304 der Abtei Himerode Güter zu Ediger schenkte, vor: ferner 1341 Wirich und dessen Vetter Collin, Besitzer gemeinschaftlicher Güter, nach ihnen 1368 des letzteren Sohn, Niklas der Junge, zugleich pfälz'scher Lehnsmann. Um 1428 erscheint als Vogt Johann Sunder, zwanzig Jahre später Conrad. Vogt Peter, mit welchem der Mannstamm dieser Familie ausstarb, hatte drei Schwestern, Margarethe, Catharine und Irmgard, durch die seine Lehen und Allodien an die Ritter von Lahnstein, von Weiher zu Nikenich und von Helfenstein kamen. Des ersteren Emmerichs Sohn, auch Peter genannt, ward 1509 mit den Senheim'schen Gütern belehnt, in welchen Besitz die Herrn von Breidbach, Erben desselben, folgten.



A. Jahn del. — W. Weber sc.

Marienburg und Merl.

Otto von Senheim übertrug 1323 dem Erzbischofe Balduin sein festes Burghaus daselbst gegen eine Geldsumme, und empfing es wieder für sich und seine Erben in gerader Nebenlinie, als Mann- und Frauenlehn „in feudum ligium et aperibile, per se et haeredes suos legitimos, principaliter masculos, postea in eorum defectu foeminas, recipiendam et tenendam.“ Aber schon früher hatte Trier Herrschafts- und Gerichtsrechte zu Senheim, von denen bereits 1310 die Rede ist, mit welchen die Braunshorn, nach ihnen die Wunnenberg, dann die Metterniche belehnt waren. Letztere besaßen auch bedeutende Allodien dort und im gegenüberliegenden Senhals. Gleichfalls als Lehn des Erzstiftes hatte Sponheim Weingärten, Wachs- und Oelgülden, Besthäupter und andere Zinsen in den Marken: wie solche in dem allgemeinen Reverse der Erben, ausgestellt 1443 an Churfürst Jakob von Baaden, enthalten sind. Ein Sunder von Senheim kommt drei Jahre früher als Amtmann zu Thuron und Alken vor, ein Heinrich von Senheim aber schon 1325 als Burgmann auf Schmidburg. So findet sich auch Ritter Simon, kaiserl. Ministerial, bereits 1305 unter den Edelschöffen der Stadt Boppard.

Die getheilte Herrschaft zu Senheim, Beltheim und Strimmich gab Jahrhunderte hindurch, vorzüglich aber seit der Reformation, zu unzähligen Irrungen und Streitigkeiten Anlaß, bei welchen Land und Leute verdarben. Dies mußte um so mehr der Fall seyn, als in Kriegszeiten die drei Herrn gewöhnlich zu verschiedenen Partheien gehörten. Mehrmal war Umtausch versucht worden, doch ohne Erfolg: jeder wollte mehr haben, als er gab. Endlich kam derselbe 1980 zu Stande. Churtrier erhielt, nebst anderer Entschädigung, die Orte Senheim, Senhals und Grenderich. Dem Herzoge von Pfalz-Zweibrücken, wegen der Grafschaft Sponheim, fielen Mörschdorf, Merz, Buch 2c. zu Theile. Der Graf Metternich-Wunnenberg bekam Alt- und Mittelstrimmich, Briedern, Lösenich 2c. König Friedrich II. von Preußen willigte drei Jahre später ein, seine Clev'schen Lehnsrechte auf drei andere Sponheimer Dorfschaften zu übertragen.

In dem einspringenden Bogen, den die Mosel hier bildet, liegt Senheim gegenüber Senhals, ein Dörfchen, das seiner Unbedeutenheit halber vielleicht gar keiner Erwähnung verdient hätte, wenn sich nicht die Erinnerung hier anknüpfte, daß es einst eine Römerkolonie gewesen und der Beweis dieser Behauptung sich auf Ausgrabungen von Römerwerken und Stücken einer ehemaligen Römerstraße, so wie Gewölben, die sich unter den Bergen mit hinziehen, Zeichen von Befesti-

gungstrümmern, und Auffindung vieler Münzen, Krüge und anderer Römerdenkmale gründet. Die Lage von Senhals ist aber auch so, daß man sie in alten Zeiten, wo man den Gebrauch des Schießpulvers nicht kannte, füglich unüberwindlich nennen konnte, weshalb es schon in der Natur der Sache liegt, daß dieser Ort nicht unbeachtet liegen geblieben wäre. Von allen Seiten beherrscht die sich amphiteatralisch erhebende Bergebene den Fluß, und die Brücke, die hier über die Mosel geschlagen war und sowohl in den letzten Kriegen als in früheren Jahrhunderten den Hundsrücken mit der trierer Straße verband, beweist den passendsten Uebergangspunkt.

Herr Klein spricht in seinem Werke den Wunsch aus, daß man genauer nach jenen Thatsachen forschen möge, um vielleicht recht wichtige Entdeckungen machen zu können, und für den Alterthumsfreund dürfte dies allerdings recht interessant sein. Warum also nicht in Senhals, wie in Trier, Oerdra, Clotten u. a. Orten dergleichen Untersuchungen angestellt?

Senhals: Sienhals. Pfalzgraf Ruprecht, Markgraf Wilhelm von Jülich, Graf Gerhard zum Berge, kamen hier 1350 zusammen. Erzbischof Johann der Baadener erhob 1461 die dortige Kapelle zu einer geistlichen Pfründe. Diese alte Kirche, zur Pfarrei Senheim gehörig, hatte Ritter Reiner von Zell lange vorher neu erbauen lassen und begütert, sich und seinen Erben aber das Patronat vorbehalten. Es sollte jede Woche der Kaplan eine Messe darin lesen. Oft litt der Ort, sonst ausgedehnt und wohlhabend, durch Ueberschwemmungen und Eis, welches sich hier, zwischen dem engen Gebirge und dem gebogenen Flusse, leicht stellt: namentlich 1395, als man zu Koblenz mit Schiffen bis zum Kornmarkte fuhr. Noch härter erging es ihm als bequeme Uebergangsstelle, wie schon früher bemerkt, im Kriege; am härtesten 1576. Damals war die Unzufriedenheit des spanischen Heeres in den Niederlanden, dem über anderthalb Jahren der Sold fehlte, in offenbare Empörung ausgebrochen. Raubend und mordend durchzog es Limburg, Brabant und Flandern. Als endlich Land und Städte die Waffen ergriffen, und ihnen alle Subsistenz-Mittel mangelten, streiften einzelne Haufen bis zur Mosel. Zu Senhals und in der Umgegend erschienen zahlreiche Schaaren von Mendoza's, Olivera's und Valdes wilden Korps. Mit der nämlichen „Furie" mit welcher sie zu Alost, Mastricht und Antwerpen gehaus't hatten, verfuhren dieselben auch hier und in der Nachbarschaft. Kirchen und Bethäuser wurden, trotz ihrer gepriesenen

Religiosität, ausgeplündert, die Geistlichen mißhandelt. So ging es auch in späterer Zeit, im dreißigjährigen und in den französischen Kriegen. Von Monat zu Monat passirten, da keine nahe, bedeutende Veste den Marsch gefährdete, gesonderte Abtheilungen, von Unterbefehlshabern geführt, welche Disciplin entweder nicht handhaben konnten oder wollten. So kam der Ort, ohne sich erholen zu können, immer mehr zurück. Daselbst hielt sich 1660 geraume Zeit jene berüchtigte Catharine auf, welche, unter dem Range einer entflohenen Gräfin, deren Leben von Verwandten bedroht sey, Adelige und Bürgerliche längs der Mosel mit merkwürdiger Schlauheit um beträchtliche Geldsummen gebracht hatte.

So wie man Senhals mit Recht als eine Römeransiedelung betrachtet, so dürfte dies auch, und zwar mit einigen mehrern Beweisstücken belegt, von dem auf dem nämlichen Stromufer (dem linken) etwa eine viertel Stunde von da entfernt liegenden Oertchen Röhren gesagt werden können, wenn nicht das Ganze vielleicht im Zusammenhang mit einander gestanden. Noch jetzt gräbt man sehr häufig Münzen und dergleichen dort aus, und alte Urkunden lassen die Römer unter Kaiser Nero sich dort niederlassen, die Kirche aber, freilich sowohl nicht mehr, wie wir sie heute sehen, vom Frankenkönige Dagobert stiften.

Zwischen Senhals und Röhren hat der Strom an der Felsenseite beträchtliche Theile angesetzt und an der gegenüber liegenden Seite wieder abgerissen. Die zweckmäßigsten Vorkehrungen dürften für die Folge das niedrige Ufer schützen.

Röhren: Noerin. Unter Kaiser Otto III. 985 verkaufte die Abtei Malmedy ein Allodialgut daselbst, welches sie seit den ältesten Zeiten besessen hatte. In der bisher nicht bekannten, mit unverletzten Siegeln versehenen Urkunde scheint der Name des Stiftes, an welches der Besitz überging, absichtlich ausgelöscht. Nach Beschreibung der einzelnen Stücke war es das nämliche Gut, welches Gerard „prepositus Sefligensis ecclesiae" an den Abt Moritz zu Laach und die dortige Kirche um 1196 abtrat „weil letztere, demselben näher, größern Nutzen daraus ziehen konnte." Die Eigenthümer bedungen sich einen Jahreszins am Martinsfeste „ut sex solidos annuatim eis persolvant." Nebengelände „in Mosellae insulis" gewiß seltene Anlagen auf Flußwörthen, kommen unter dem ansehnlichen Zubehör vor. Auch die Kathedrale zu Mastricht hatte früher Gefälle dort. Ueberhaupt scheinen die niederländischen Stifter und Klöster ihre Land-

mannsschaft mit den Heristalern Majordomen und den Carolingern, so wie den häufigen Aufenthalt letzterer zu Aachen trefflich benutzt zu haben, Weingüter, Zehnten und Patronatsrechte längs der Mosel zu erhalten. In späteren Fehden und Kriegszeiten traf den Ort einerlei Schicksal mit Senheim und Senhals. Mehrmal wanderten die übrigen Einwohner fast sämmtlich aus. So finden wir schon 1550 einen Haufen, der nach Ungarn zog. Noch 1735 wurde eine hier geborne Elisabeth Mayer durch den Orden der heil. Dreifaltigkeit aus türkischer Gefangenschaft zu Varna am schwarzen Meere befreit.

Unbedeutend wie Nöhren, ist eine kurze Strecke oberhalb dieses Dörfchens, da wo sich das Gebirge dem Flusse wieder mehr naht, der kleine Ort Leimen oder Lihmen, gleichsam nur von einzelnen Höfen gebildet; mag aber auch dieser noch so unwichtig sein, so erinnert uns doch noch eine jenseit an steilen Felsen verwitterte alte Einsiedelei an einen Mann, der weit und breit wegen seiner Frömmigkeit und vielfachen Kenntnissen in hohem Ansehn stand. Walter, oder der gute Vater, wie man ihn in der Gegend nur nannte, soll, wie einige behauptet haben, an 150 Jahr alt geworden sein und während der letzten hundert Jahr seines Lebens nur der Fürsorge um Andere gelebt haben. Von vielen Seiten reichlich beschenkt, brauchte er doch für sich selbst nichts weiter, als Brod und Kräuter, die er selber sammelte und alles Andere an Nothleidende vertheilte. Oft ging er viele Stunden ins Hundsrücken-Gebirge und half, wo er konnte; oft aber auch erschien er den armen Gefangenen als rettender Engel und löste ihre Ketten, öffnete ihre Kerker, denn seinen passenden und eingreiffenden Einreden vermogten die Raubritter oder andere harte Burgbesitzer nicht zu widerstehen. Sein Tod soll ebenso wunderbar als sein Erscheinen gewesen sein, man sagt davon, ein Ritter Wolf im Hundsrück sei weit und breit wegen seiner Grausamkeit verschrien; mit Gewalt habe er sich in den Besitz eines edlen und sittsamen Fräuleins der Moselgegend zu setzen und zu ihrem Gemahl zu erheben gewußt; Clementine — so hieß dies unglückliche Geschöpf — folgte dem Räuber halb todt zum Altar, und ob auch kein Ja über ihre Lippen kam, segnete der Burgkaplan doch ihren Bund. Daheim aber trauerte man um die Verlorne und am meisten traf dieser Schlag einen jungen Edelmann (Claus von Ortingen) der sich dereinst in den Kriegen seines Vaterlandes hervorzuthun und mit dem Ritterschlag auch Clementinens Hand davon zu tragen hoffte. Lange schon besaß er ihre

Liebe und mit froher Sehnsucht sahen beide in die Zukunft, die sich ihnen, wie sie meinten, freundlich enthüllen müßte. Da kam Wolf und störte den Frieden ihrer Seelen, und der Hoffnung Rosenbild versank mit — dem Befehl, dem Gefürchteten, (um nicht gerade Verhaßten zu sagen) zur heiligen Stätte zu folgen. Wolf brach wie der Dieb in der Nacht bei ihr ein und — Claus blieb in Verzweiflung zurück. Vergeblich suchte er sich während der ersten Monate der Geliebten zu nahen, um mit ihr einen Plan zur Flucht zu besprechen; von allen Seiten war das Schloß mit Hütern umgeben und seine Wünsche, seine Seufzer verhallten tonlos in der Nacht. Da führte ihm endlich ein freundliches Gestirn den Retter in der Angst, wenn auch nicht aus der Noth, in dem alten Vater zu, und schnell kehrte die Hoffnung in seine Brust zurück. Trauernd war er denn unten am Fuße des gewaltigen Felsens, auf dem die Burg stand, beim Untergange der Sonne angekommen und sah noch trauriger zu der unersteiglichen Höhe hinan, auf der ihm die Geliebte, getrennt von aller Welt, vielleicht wie eine Verbrecherin gefangen gehalten wurde; da trat ein Mann zu ihm, hin, dessen langer weißer Bart fast bis zum Gürtel in dünnen und zitternden Haaren herabfloß, dessen ganze Gestalt aber sowohl, als der Ausdruck des Gesichts die Größe der Seele und die Fülle des Gemüths bezeichnete. Mogte auch der Gang vielleicht schwankend und unsicher sein, mogten die Furchen auf Stirn und Wange das hervorgerückte Alter deuten, der Blick war noch frei und hell, das Auge klar und rein, wie der über ihnen gewölbte wolkenlose Himmel.

„Armer Junge!" — redete er den erschrockenen Jüngling an — das Schicksal fing schon früh an, Dich zu verfolgen, und wenn mir auch eine geheime Stimme sagt, daß ich etwas für Dich thun kann und wenn ich mich auch gewiß mühen werde, dem Rufe dieser Stimme zu folgen, so zeigt doch ein anderes Bild wieder eine unabwendbare Gefahr, die Dir überall droht, wo ich hinblicke. Doch fasse Muth, Claus! noch ist Nichts verloren, noch nicht, ich schaffe Dir Deine Clementine und — Gott wird dann weiter helfen." —

Da heiterten sich schnell die Gesichtszüge des Jünglings auf.

„Was sagst Du Mann?" — fragte er, dennoch schwankend zwischen Furcht und Hoffnung — „was sagst Du? habe ich Dich recht verstanden? Du willst mir sie, sie wiedergeben? ich soll sie wieder an diese Brust drücken? — o sprich es nur noch einmal aus das beglückende Wort und sage, daß ich recht gehört." —

„Ich werde sie Dir wieder geben,“ — sagte Walter feierlich — „ich hoffe es, ich glaube es zu wissen. Ob aber dann —?“

„O nichts weiter“ — bat Claus berauscht, — „nichts weiter! was sollte mir fehlen, was dann noch werden, wenn ich Sie erst wieder habe.“ — und nun drängte er den freundlichen alten Mann fort, zur Burg, zu seiner Clementine, denn jeder Augenblick schien ihm gefahrbringender Zeitverlust.

Was jedem Andern versagt war, der Eintritt in das Schloß, und sogar in Clementinens Gemächer, konnte der Barbar dem „guten Manne“ nicht abschlagen, er konnte nicht, ohne selbst zu wissen warum, er konnte nicht, wenn eine geheime Ahnung ihn warnen wollte, er konnte nicht, wenn er auch offenbaren Verrath unter der Maske der Frömmigkeit zu finden meinte. Also Walter kam und — blieb, bis er — mit Clementinen zugleich wieder ging.

„Da hast Du sie Jüngling!“ — rief er dem überglücklichen Claus zu und führte sie in seine Arme — „aber schnell jetzt fort, denn hier seid Ihr nicht sicher, kommt mit in meine friedliche Klause und morgen über den Strom in die jenseitigen Berge.“ —

Mitternacht war eben vorüber, als die Drei in die Eremitage traten und Walter sie um auszuruhen bat, aber bald trieb die Unruhe ihn vor die Thüre und bebend trat er bald darauf wieder ein. „Es ist eingetroffen, was ich fürchtete“ — rief er dem glücklichen Paare zu — „ich höre draußen in der Ferne Geräusch und glaube, daß es — Wolf ist, der Euch verfolgt.“ — Leichenblaß sank Clementine auf ihren Sitz zurück, aber Claus zog aus dem Busen einen Dolch, mit dem er nach der Gegend hin drohte, von wo der Räuber kommen sollte.

„Laß das“ — befahl der Greis — „damit hälst Du ihn nicht zurück; folgt mir jetzt, daß wir den Strom erreichen, ehe er uns einholt und ein Nachen ans jenseitige Ufer fährt.“

Ob sie ihm aber auch gleich gehorchten, so war doch Wolf auf schnaubendem Rosse mit seiner Knappenschaar noch schneller und mit einem donnernden Halt sank Clementine zu Boden. Wüthend schwang er über ihrem Haupte das lange Schwert, und schien sie damit durchbohren zu wollen, plötzlich besann er sich aber eines Andern, sah rachebrütend auf Claus und den Eremiten und befahl die beiden Liebenden aneinander zu binden den Jüngling zu blenden und sie dann von den Felsen herab in die Mosel zu werfen oder zu wälzen. Walters

Hütte mußte aber eine Pechfackel in Brand stecken, daß die Flamme hoch zum Himmel empor schlug.

Zitternd sah der Greis die Gräuel an seinen Schützlingen verüben, zitternd sah er auf das Ungeheuer, das den Namen Mensch tief unter das Thier herabwürdigte und an keine Ewigkeit, an keine Vergeltung glaubte, und zitternd sah er, mit gefaltenen Händen, zu seinem himmlischen Vater in die Höhe; dann schien ihn aber ein schauerlicher Gedanke zu beleben und eh' noch einer der Umstehenden es ahnen oder hindern konnte, flog er nach der brennenden Hütte und war durch die Thüre im Augenblick verschwunden. Bald aber erklangen plötzlich die Sterbeglocken aus allen Dörfern und Flecken mehrere Stunden in der Runde, daß des Ritters Gesellen von Ehrfurcht ergriffen, alle auf die Knie niederfielen und die Allmacht und Wunderwerke des Höchsten im Staube anbeteten.

So war mit dem Eremiten, der die Klause vor 100 Jahren bezogen hatte, auch diese wieder verschwunden, und nur die Erinnerung blieb an sie zurück, bis später wieder Andere eine Einsiedelei an dieser Stelle aufführten und sie nun Udo's oder Haarig's Klause genannt wurde, wie sie noch heute heißt. Das Volk will wissen, daß Walther zur Zeit Erzbischofs Egilbert an einem Morgen aus seiner Hütte getreten wäre, ohne daß irgend jemand Hand an den Bau gelegt und ohne daß noch Tags zuvor die mindeste Anstalt dazu gemacht worden wäre.

Leimen: Leimene. Das dortige Adelgeschlecht besaß Lehngüter des Erzstiftes. Als diese der Churfürst, ohngeachtet der Einsprüche einer Frau von Leimen, des letzten Sprößlings, um 1675 einzog, ging sie, aufgebracht, zur lutherischen Konfession über. Mit ihr war eine Familie Roben oder Ruben verwandt, welche, Erbin derselben, abwechselnd hier und zu Ediger wohnte. Ein Herr von Roben, Obrist der Krone Spaniens, hielt sich 1732, ein anderer, den nämlichen Rang bekleitend, 1760 in Katalonien auf. So befand sich 1786, bei dem Einzuge des Churfürsten Clemens Wenzeslaus in sein neues Residenzschloß zu Koblenz, der Brigade-General Marques de Roben aus Madrid gegenwärtig. Sie vergaben als Patrone die dortige Hauskapelle „capella castrensis" an welcher der Geistliche sich Probst nannte, gewöhnlich in späterer Zeit einer der Pfarrgeistlichen von Ediger. Die Kapelle besaß einen kunstvoll gearbeiteten Kelch, Geschenk des Trierer Domes. Sie vertauschte ihn schon früher an das Kloster Stuben gegen anderes Kirchengeräthe, unter welchem sich eine

sehenswerthe antike Monstranz befand, vormals Besitz des Klosters Marienburg. Diese soll jüngst nach Koblenz gekommen seyn.

Walther, der Eremit in der Udo's Klause.

Da, wo am Felsen die Fluthen sich brechen,
Schäumend der Strom seine Ufer bespühlt,
Und zu den Wolken die Berge sich heben,
Wie ein Jahrtausend uns so sie erhielt,
Da wo im Grün jener schattigen Bäume
Ernst eine Klause die Thäler durchblickt,
Sah man den Klausner einst beten und wallen,
Nur in dem Heil seiner Brüder beglückt.

Da, wo diese Klause an den Uferbergen sich erhebt, bildet die Mosel mehrere Wörthe, die bei niederem Wasserstande hoch über die Oberfläche des Stromes hervorragen; zur Seite desselben findet man aber eine Menge gleicher Bergkuppen, die — ob auch im Ganzen die Gegend hier rauh wird, doch zu den andern Naturbildern hier einen ganz eigenthümlichen Eindruck machen. Bald darauf aber kommt man wieder an einen freundlichen Ort, der — so wie die meisten Moseldörfer ein heiteres Ansehn hat, wenn auch zu beiden Seiten des Flusses heimathlose waldverwachsene Berge emporsteigen. Aber das glänzende Weiß der meisten Häuser unter grünen Bäumen und Rebenflanzungen, daneben der klare Strom und in der Ferne die Gebirge — kurz Alles trägt zur Schönheit der Orte bei und es bedarf sehr wenig Ausschmückungen, um den Vorüberfahrenden einen hohen Begriff davon beizubringen.

Ediger, so heißt der Flecken, scheint zu den alleráltesten zu gehören, denn die alterthümlichen Reste von Thürmen und Mauerwerk, wie die Bautrümmer einstiger Rittersitze oder Abteyen suchen uns dies zu bethätigen, und alte Urkunden sprechen von dem Frankenkönig Dagobert 635, der hier Güter besaß und diese an Stifter :c verlieh. Der Flecken selbst, mit vielen recht ansehnlichen und hübschen Gebäuden, vielen Straßen und Gassen, einer alten und großen Kirche, einer Betkapelle am Eingange u. s. w. gehört zu dem Bedeutendsten dieser Gegend, und die früheren Besitzungen der Geistlichen hier, die vielleicht einen größern Wohlstand verbreiteten, halfen wohl auch besonders den Handel begründen und den Verkehr mehren. Dadurch wurden zwar allerdings die raubgierigen Feinde und namentlich die Franzosen, die sich in den verflossenen Jahrhunderten eben keine Lobeerkränze an der Mosel verdienten und ihr Andenken vielmehr ohne Furcht vor einer

spätern Rechenschaft, auf das Unglaublichste zu schänden bemüht waren, — hierher gelockt und wenn sie die andern Dörfer von Ediger bis Cochem längs der Mosel schonten, da diese hier einen weiten Bogen beschreibt, so lockte der Ruf des wohlhabenden Städtchens (Cochem) die Beutemacher direkt von Ediger dorthin, wo man zwar einen gewaltigen Berg zu ersteigen, aber auch nur den vierten Theil des Weges, — etwa 1 Meile zu machen hat. Ganz Ediger wurde zur Zeit der Boufleur'schen Belagerung von Koblenz mehrere Male rein ausgeplündert und dann noch theilweise in Brand gesteckt, so daß man den Ort schon als Ruine, als verwüstet betrachtete und die Hoffnung aufgab, hier und in Cochem jemals wieder etwas erstehen zu sehen, demungeachtet ist es heute schöner, als damals und nur der Handelsverkehr hat sich mehr in andere Städte, als Kreuznach und Simmern und selbst Trarbach und Wittlich gezogen. Oben vom Gebirge herab sieht eine alte verfallene Kapelle (Kreuzkapelle) die früher vielfach besucht, jetzt aber noch in Trümmern einen recht interessanten Anblick gewährt. Die Temperatur hier unten und oben auf den Bergen ist gewöhnlich um mehrere Grade verschieden, dabei durchweht den Wanderer dort auf der Höhe, ob es auch im Thale sonnenhell und stille ist, ein kalter schneidender Wind, der um so gefährlicher für den wird, welcher den Berg schnell in die Höhe steigt, sich dabei echauffirt und nun wohl gar den Hut abnimmt und den Rock auszieht. Man hat Beispiele gehabt, daß mancher auf der Stelle vom Schlage gerührt, andere erblindet und noch andere mindestens rheumatische und gichtische Zufälle davon getragen. Da der Weg häufig von Reisenden passirt wird, so wäre es gut, wenn in den Wirthshäusern in Cochem und Ediger jeder gesprächsweise darauf aufmerksam gemacht würde. Ob aber auch die Wichtigkeit des Handels mehr oder minder aufgehört hat, so bildet der Flecken doch auch jetzt noch sehr geschickte Botsführer und wo ältere deutsche Kaiser sich aus den Steuermänner Edigers ihre Hauptschiffer zogen, so scheint ihnen dieser Ruhm noch heute zu gebühren. (Capt. Weidner. rc.)

Ediger: Edegrin, Edegrey. Erzbischof Philipp von Köln bestätigte 1188 der Abtei Steinfeld unter andern ihre hiesigen Güter, welche sie „a multis annis in quiete possedit." Das St. Germansstift zu Speier verkaufte 1230 dem Trierer Erzbischofe Theodorich sein Ediger Patronatsrecht mit dem Hofe zu Eller. Auch die Abtei Himerode hatte aus frommer Gabe herrührende Besitzungen daselbst, die ihr Wirich, Herr auf Wunnenberg, lange streitig machte,

aber 1298 durch Vertrag überließ. Beträchtliche Gefälle, Trierer Lehen, Isenburger Unterlehen besaßen 1338 die von Ulmen und die von Arras hier, zu Eller, Bremm und Aldegund. Ihre eigenen Güter trugen drei Jahre früher Wynant und dessen Schwager Johann Mussal, Edelknechte, dem Erzbischofe Balduin auf: so wie später Johann Weppeling von Reyl Rechte und Herrlichkeit daselbst an Erzbischof Otto den Ziegenhainer verkaufte. Einen Hof zu Eller nebst vier Fuder Weinrenten aus der erzstift'schen Bede daselbst und zu Ediger besaßen die Herrn von Pirmont schon 1340. Den Wein, als leicht anzubringendes Pfand, versetzten dieselben so oft, als sie Geld brauchten: namentlich 1363 an Johann von Clotten, Sohn des Cochheimer Burggrafen, 1390 an das Stift Münster-Maifeld, 1410 für dreihundert Gulden an den Weseler Juden Abraham. Auch hatten sie das Hochgericht oder das Recht „bym Schopf zu nemen, uf Halz und Bauch zu richten“ mit der Vogtei an den obgenannten vier Orten. Beides verkauften oder vertauschten 1476, 1486, 1490 die Herrn zu Pirmont-Ehrenberg an Churfürst Johann, Markgraf von Baaden. Ein Theil des niedern Gerichtes zu Ediger nebst Gefällen gehörte schon in älterer Zeit als Lehen den Herrn auf Wunnenberg-Beilstein. Diese mit andern Besitzungen an die Erzbischöfe Cuno, Werner und ihre Nachfolger mehrfach verpfändet, wurden 1540 ausgelös't. Hier war jener entschlossene Karthäuser-Prior zu Hause, welcher, ein warmer Vertheidiger des Cölibats und des Fischessens, allen Lockungen des Straßburger Magistrats widerstand, und sein Kloster bis zur Aufhebung zusammenhielt. Die Limburger Chronik erzählt darüber: „Im Jahr 1392 handelten die Herrn der Stadt mit den Charteusern, dasz sey Weiber und Geld nemen sollten, aber vergeblich: der Prior, ein feiner langer Mann, burtig zu Ediger ahn der Moselen, mit Zunamen Schausten. Bastges Bruder, der pliebe nit allein beständig, sondern die Bruder alle, ausgenommen zwe, deren einer holt ein Weib, der ander entfinge zwei hundert Gulden und zoge davon etc.“ Als Churfürst Johann Hugo 1683 dem Kaiser eine auserlesene Schaar Krieger gegen die Türken zu Hülfe sendete, zog ein Geistlicher aus Ediger als Feldpater mit. Er nahm, tapferer Mosellaner, unter dem Herzoge Carl von Lotharingen bei dem Entsatze von Wien sogar Antheil am Kampfe, und kehrte auf dem Rosse eines Spahis beutebeladen zurück. Ein Streifkorps Franzosen, welches von Montroyal aus den Flecken zur Nachtzeit überfiel, nahm der Kirche das reiche Geräthe wieder,

welches er ihr damals schenkte. Der früheste Pfarrer, der in Ediger vorkömmt, war übrigens ein Priester Herbord 1180.

Keine Viertelstunde oberhalb Ediger, auch wie dies, auf dem linken Moselufer, liegt das Dörfchen oder Dorf Eller, wohin man in einem breiten Thalgrund längs des Stromes so schnell kommt, daß man beides wohl für Eins halten könnte, denn die Bauart der alten Burghäuser und Lehnhöfe scheint mit ihren antiken Steingiebeln ganz aus jener Zeit und in demselben Charakter aufgeführt zu sein.

Wie Ediger, hat auch Eller einen antiken und hohen Kirchthurm, wogegen das Schiff im 30jährigen Kriege zerstört, vor etwas länger als hundert Jahren, wieder aufgeführt wurde. Eine alte Kapelle (Rochuskapelle) früher eine eigene und nicht unbeträchtliche Pfründe ist jetzt zerstört und als Magazin benutzt. Auch hier in Eller wurden Wappen zur Zeit des berüchtigsten Wappenvandalismus so wie überall in der ganzen Gegend zerstört und dadurch dem Alterthumsforscher und Wappensammler ein großes Weh verursacht. Mehrere recht reine und gute Straßen, viele recht hübsche und große Gebäude stellen den Pfarrort in die Reihe der größeren Moseldörfer. Wer nach Eller kommt und nicht nach Ediger will, kann auch von hier über das Gebirge nach Cochem gehn; die Wege kommen auf der Höhe zusammen.

Jenseits Eller, stromaufwärts, breitet sich eine weite Wiesenfläche, nicht höher, als das Ufer des Flusses, zur Seite und vorwärts aus und auch in der Mosel selbst bildet sich wieder ein Wörth. Die Gegend aber, und besonders wenn man auf dem gegenüberliegenden Felsen von der Peterskapelle, (einem Felsenvorsprunge) in den Strom und über die daran liegenden Dörfer, Flecken, Wiesen, Berge und Frucht- und Rebenpflanzungen hinweg sieht, gewährt in der That einen so herrlichen Anblick, daß man wohl schwer etwas Schöneres aufzufinden vermögte.

Eller: Elre. Auch seiner, so wie Bremm's, erwähnt jene Richenza-Urkunde von 1056. Poppo, Probst des St. Simonstifts zu Trier, schenkte diesem vierzig Jahre später Güter an beiden Orten nebst seinem Antheile an dem Ellerer Kirchsatze. Hermann von Arras erscheint 1176, Nikolaus 1204, Wilhelm 1260 als Vogt daselbst. Ein dortiges Allodialgut gehörte zur Herrschaft Aremberg, welche 1384 Johann, Herr von der Mark, besaß. Volksseuchen, sogenannte Pesten, namentlich jene um 1420 zur Zeit Erzbischofs Otto, richteten öfters große Verheerungen an: bei einer dieser Gelegenheiten wurde

die Rochuskapelle erbaut. Den Juden, so oft sie es nur einigermaßen ungestraft durfte, spielte die Gemeinde übel mit, doch fanden sich immer wieder neue ein. Ein Räuberhaufen des kühnen Cornelius von der Hardt versuchte 1595 einen Angriff, wurde aber von den bewaffneten Einwohnern, denen die Edigerer zu Hülfe kamen, zurückgetrieben. Das alte Bethaus an der Ellermündung diente vormals als Jagdgrenze, in mehreren Urkunden heißt es: „bis zu den helgen Hubert and Arnolf, wo man uf die Museln schiesen kann.“

Stuben: Stuppa. Um 1136 übergab Egelolf, ein reicher Edler, sein hiesiges Gut mit Burghaus und Kapelle dem Abte Richard von „Spranekirsbach“ zur Stiftung eines Frauenklosters, unter St. Augustins Regel, an dieser Stelle. Des Stifters Verwandte traten das, was sie gemeinschaftlich mit ihm daselbst besaßen, gleichfalls ab, theils als milde Gabe, theils durch Verkauf. In der Bestätigungsurkunde verordnet Erzbischof Albero, Legat des päbstlichen Stuhles, daß die Zahl der Schwestern nie über hundert Personen steigen sollte. Sie kamen gewöhnlich vor als „sorores de insula beati Nicolai in Stuppa.“ Der Erzbischof verlieh ihnen bedeutende Privilegien und Rechte. Bald aber belästigten die umwohnenden Ritter das Kloster. Unter dem Vorwande der vogteilichen Aufsicht lagerten sie sich wochenlang in dessen Höfe: namentlich die Herrn auf Arras. Es bedurfte vieler Mühe, sogar des Kirchenbannes, ihm endlich Ruhe zu verschaffen. Auch die Erzbischöfe Hillin, Arnold und Johann machten beträchtliche Geschenke an das Kloster. Ersterer gab demselben die von ihm erbaute Peterskapelle mit ihren Gefällen. Das berühmte, von Heinrich, Herr von Ulmen, für die St. Nikolauskirche mitgebrachte Sanktuar des heil. Kreuzes führte seit 1208 zahlreiche Wallfahrer aus der Nähe und Ferne dahin. In den drei Sommermonaten des ersten Jahres betrugen die milden Gaben über vierthalbhundert Goldgulden, eine gewiß damals bedeutende Summe. Auch die Herrn auf Moureal zeigten sich freigebig gegen das Kloster, am freigebigsten Ritter Carl von 1300 bis 1309. Erzbischof Balduin, als er um 1330 den angeordneten Arbeiten zur Erweiterung der gefahrvollen Uferpfade bei Stuben, Bremm und Neef persönlich nachsah, beschenkte dasselbe mit kostbarem Kirchengeräthe. Von der Grafschaft Sponheim hatte es die Berechtigung erhalten „mit vier Eseln uff den Walt Contal zu fahren und Brinholtz zu holen, umb eyne Tonne Heringe Gulde.“ Diese Fischart war aber im Laufe der Zeit zu theuer geworden und das Kloster leistete 1393 Verzicht

auf jenes Beholzungsrecht. Auch kostete um diese Zeit nach der Limburger Chronik eine solche Tonne acht Gulden, während eine Kuh fünfthalb Gulden, das Malter Korn nur einen stand. Man rechnete aber damals den Gulden zu zwölf Groschen, den Groschen zu sechszehn Heller. Bei den ewigen Unruhen des fünfzehnten und der folgenden Jahrhunderte erging es dem Kloster oft übel. Schonung von Feindesseite fand um so weniger statt, als der Convent gemeinlich schon vor dem Sturme den Kirchenschatz in Sicherheit gebracht und sich entfernt hatte. Es mußten im Laufe der Zeit nothwendig Schulden über Schulden steigen, so wie, durch vielfachen Aufenthalt der Schwestern außerhalb der Zellen, die Ordenszucht erschlaffen. Egelolfs fromme, von so vielen Erzbischöfen geschirmte Stiftung, erfüllte ihre Bestimmung nicht mehr: Zeiten, Menschen und Sitten waren anders geworden. Mit weltlicher Lust schon allzusehr bekannt und von ihr gereizt, legte die Jungfrau hier, wie fast überall, Gelübde ab, deren Haltung ihr zu schwer wurde. Frivolität der Männer drang in die Clausuren und zerstörte sie endlich ganz. Leider gaben oft jene das Beispiel, welche es am wenigsten hätten geben sollen. Eine der trefflichsten Institutionen, das stille wohlthätige Zusammenleben und Zusammenwirken tugendhafter Frauen, sank in der öffentlichen Achtung, Gutes ging durch Schlimmes unter. Wie lange würden diese schöne Anstalten noch nützlich fortbestanden haben, wenn kräftige Arme überall den Zügel gefaßt und mit Ernst Anordnungen und Einrichtungen durchgeführt hätten, welche geänderte Staats- und Lebensverhältnisse nun einmal dringend heischten? Zu Stuben war mancher Unfug im Innern vorgefallen, öffentliche Mißbilligung sprach sich laut aus. Da verwandelte 1790 Churfürst Clemens Wenzeslaus, als die Zahl der Schwestern bereits auf sechs gesunken, das Kloster in ein freies Stift adeliger und bürgerlicher Jungfrauen: meistens Töchter verdienstvoller Beamten. Zu bestimmten Andachtsübungen verpflichtet, nur zu gewissen Zeiten an den Aufenthalt hier gebunden, lebten sie, bei hinreichendem Jahresgehalte, meistens außerhalb. So bestand das Stift vier Jahre bis zur Ankunft der Franzosen: mehrere Pensionsrückstände der Betheiligten wurden noch zuletzt in Paris liquidirt.

Im Hintergrunde der Landschaft am Fuße eines gewaltigen Felsgebirges, wo der Strom sich nieder biegt, liegt das Pfarrdorf Bremm mit seiner uralten Kirche auf einer Berg-Erhöhung, ein wenn auch nicht prächtiges, doch darum schon merkwürdiges Gebäude, weil es

allen Strömen und allen Zeitverwüstungen kräftig widerstanden hat. Hier in Bremm sollen die ersten Rebenpflanzungen der Mosel gewesen sein.

Bremm: Bremme. Besitzungen der Abteien Brauweiler und Himerode, so wie des Trierer St. Simonstifts, kommen zwischen 1056 und 1096 urkundlich vor. Die Arenstein'schen Güter daselbst und zu Neef kaufte das Kloster Stuben 1160 für achtzig Mark. Erzbischof Theodorich, Graf von Wied, zog 1240 eigene Weingefälle. Cuno, Ritter von Ulmen, überließ 1338 seine hiesigen Ländereien und Rechte mit jenen von St. Aldegund dem Erzbischofe Balduin für zwei hundert Pfund Heller. Erzbischof Boemund der Saarbrücker ließ 1356 ein Felsenstück mit Reben anlegen. Das Gleiche that 1370 Salentin, Herr zu Isenburg. Bis 1418 besaßen die Herrn auf Scharfeneck trier'sches Lehngut daselbst, nach ihnen gab es Erzbischof Werner an den Grafen Johann von Homburg. Eine hier ansäßige Adelfamilie, die Herrn von Bremm, erscheint als vorzüglich reich im sechszehnten Jahrhunderte. Das Uebrige schon bei Ediger und Eller.

Oberhalb Stuben liegt unter Gebüschen und Weinanlagen halb versteckt das anmuthige Neef mit den Trümmern seines alten Schlosses und der theilweise noch erhaltenen uralten Kirche.

Neef: Nevim, Die Bestätigungsbulle des Pabstes Innocenz II., hinsichtlich der Abtei Laach, erwähnt 1138 eines Allodiums hier, welches dieser Bertram, Abt zu St. Arnulf in Metz, und sein Kapitel verkauft hatten. Pfalzgraf Wilhelm war mit der Neefer Kirche und ihren Einkünften belehnt. Er willigte ein, daß Erzbischof Albero Beides dem Kloster Stuben 1140 verlieh. Damit die Schenkung stets in frischer Erinnerung bleibe, machte letzteres dem neugesetzten Pfarrer und seinen Nachfolgern zur Pflicht, an bestimmten Festtagen mit dem Convente zu speisen, die Gesundheit desselben auszubringen und den Uebertragsakt laut zu verlesen. Nebst anderweitigen Besitzungen von bedeutendem Ertrage, gehörte das Schloß zur Grafschaft Sponheim. Heinrich, Herr zu Heinsberg, dem dasselbe aus der väterlichen Erbschaft zufiel, vertauschte es nebst Castellaun und Kirchberg 1248 an seinen Bruder, Grafen Simon von Sponheim-Kreuznach, gegen Sayn'sche Schlösser. Gerhard von Neef, Sohn Eberhards von Sponheim, trug 1325 das Schloß „castrum seu domum meam apud Neefe, cum fossato ipsam circumdante, allodialiter ad me pertinentem etc." dem Erzbischofe Balduin und der Trierer Kirche zu Lehn auf. Von ihr wurden die Herrn von Scharfeneck da-

mit belehnt, nach ihnen durch Erzbischof Werner 1418 Graf Johann von Homburg, Herr zu der Vels. Später erscheinen die von Mezzenhausen als Lehnsträger „des Huisz und Veste zu Neue an der Moseln mit irem Begriff, auch dem halben Gericht" und zwar einer derselben, Conrad, 1541. Der Streifzug Franzens von Sickingen, jener Albrechts von Brandenburg, deren zuchtlose Haufen bis zum Moselufer schwärmten, später der dreißigjährige Krieg hatten auch dieser Gemeinde vielfache Drangsale gebracht. Ihren Pfarrer, der nach geschlossenem westphälischen Frieden gar nicht aufhörte, gegen das Normaljahr zu predigen, ließ 1650 der Churfürst Christoph von Sötern eine Zeit lang gefangen setzen.

Weiter hinauf zeigt sich das freundliche Aldegund St. (Aldegonde) mit seiner alten Kirche, seinen reinlichen Straßen und schönen Privathäusern.

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts wird eines „claustrum apud sanctam Aldegondum supra Bremptam" erwähnt: ohne daß deutlich hervorginge, ob von einer Frauenklause oder einem Einsiedleraufenthalte die Rede sey. Gerlach, Herr auf Isenburg, erkennt 1338 die hiesigen Lehngüter seiner Vasallen, der Ritter von Ulmen und Arras, mit ihren Besitzungen zu Eller und Ediger als Eigenthum der Trierer Kirche an. Pabst Sixtus IV. verleibte 1473 mit der St. Remigiuspfarrei zu Alf die hiesige Filiale nebst ihrem St. Jakobs- und Christopherusaltare dem Collegiatstifte zu Pfalzel ein: „parochialem st. Remigii in Alffe et illius filialem sine cura st. Aldegundis ecclesie ac altare st. Iacobi et Cristoferi situm in eadem." Der damalige Gesammtertrag der Pfarrei an barem Gelde und Naturalerzeugnissen ist in der Bulle auf fünf und fünfzig Mark Silber jährlich angeschlagen. Hinsichtlich der Pirmont-Ehrenberger Rechte und Gefälle mehrere Notizen bei Ediger. Bedeutendes Unglück traf den Ort 1594. Ueberziehendes Hagelgewölk zerstörte zu Anfange Juli's Erndte und Herbst in wenigen Stunden. Die ganze Umgegend, obgleich dem nämlichen Windstriche ausgesetzt, blieb verschont.

Oberhalb sehn wir das freundliche Bulay (Bulay infra Celle). Es wird schon 1150 genannt. Damals gehörten mehrere Weinberge, Felder und Hecken zur jenseitigen Burg Arras. Um dieselbe Zeit besaßen die Grafen von Are ein Hofgut hier: ob Allodie oder Reichslehn, bleibt ungewiß. Ein Heinrich „zu Bulare armiger" wohnte darauf 1175. Er hatte mancherlei mit der heiligen Vehme zu schaffen, deren Hauptversammlungsplätze einer, der Sage nach, im Conteler

Walde war. Die Besitzung kam nachher an Churtrier. Auch die Zante von Merl hatten gleichfalls Höfe, Weinberge und Gefälle. Bei der großen Hungersnoth, welche zwischen 1314 und 1318 wiederholt das Erzstift heimsuchten, aßen die Einwohner Brod aus Eicheln, Buchheckern und Nußkernen. Aber bei der darauf folgenden Seuche, ein allerhöchst seltener Zufall, blieben Alle, im Dorfe gesund, während benachbarte Ortschaften ausstarben. Erfüllten die Comete des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts durch ihre drohende Stellung über der Mosel und ihren Feuerglanz im Flusse alle tiefer abwärts gelegenen Ortschaften, namentlich Carden und Fankel, mit Schrecken: so war dies noch mehr der Fall, hinsichtlich der hiesigen Umgegend, bei jenem von 1665. Gerade zu Neujahr stand er furchtbar über dem Alfthale, in welches sich sein langer Schweif zu verlieren schien. Ununterbrochen läuteten die Glocken und die Gemeinden verließen die Kirchen nicht. In den letzten Zeiten führten die Freiherrn von Breiten-Landenberg den Beinamen „zu Wollmerath, Arras und Bullay.

Unter den Rittern, die sich mehr oder weniger auszeichneten, verdient einer, Heinrich, unsere Beachtung und — wenn auch nicht unsere Bewunderung, doch mindestens unser Mitleiden.

Durch ungünstige Publicationen verlor er schon als Jüngling das Vertrauen seiner Gegend und konnte ein gewisses Vorurtheil, daß man gegen ihn erfaßt hatte, selbst da nicht besiegen, als er, ein Ritter, in der Fülle der Mannskraft aus mehren blutigen Fehden siegreich heimkehrte.

Anders aber, als die richtenden Väter, beurtheilten die Töchter den schönen Mann und bald hatte er mit Kunigunden den Bund der Liebe auf ewig, wie sie sich schwuren, geschlossen. Gerade und fest trat er vor des Mädchens Vater und bat um ihre Hand; da erbebte der feindlich gesinnte Greis, und konnte nur mit Mühe den Ausbruch des Zorns in seinem Busen zurückhalten, endlich aber faßte er sich wieder, schien die Wahl zu billigen und lud den Ritter auf den folgenden Tag nach dem Contelar Walde. Heinrich kam, nach Ritter Sitte mit geschlossenem Visir, da stürzten mehrere Verkappte auf ihn ein, stachen sein Pferd nieder und verwundeten auch ihn, dann nahmen sie die Flucht. Einer nur blieb verwundet zurück, Heinrich aber, gereizt durch den Ueberfall, zog das Schwerdt und streckte den Unschuldigen nieder. In diesem Augenblick traten eine Menge Ritter aus dem Gehölz und Kunigundens Vater schrie: „haltet und fesselt ihn, er hat mein Kind umgebracht.“ — Der Erschlagene war —



Alf.

wirklich die Geliebte und der grausame Vater hatte für seine Rache selbst das einzige Kind auf's Spiel gesetzt. Heinrich wurde nun durch die heilige Vehme verurtheilt, an den Leichnam seiner Braut geschlossen, in einen Kerker geworfen zu werden, und langsam zu verhungern. Nach seinem Tode kamen die Besitzungen an Chur Trier.

Alf.

Immer schöner wird die Gegend,
Die der Strom bespült,
Wie's der Wandrer froh beseeligt
Tief im Busen fühlt,
Und was Herrliches die Schöpfung
Nur hervorgebracht,
Was von Thal und Berg und Hügel
Freundlich glänzt und lacht,

Was das Auge wie im Zauber
Hier im Kreise bannt,
Was der Geist mit frohem Beben
Ahnungsvoll erkannt —
Alles ist für diese Stelle
Glücklich hier geeint,
Wo der Sonne Strahlenschimmer
Tausendfach erscheint;

Wo der Mond im Silberlichte
Durch die Eichen bricht,
Und so traulich uns zum Herzen,
Uns zur Seele spricht;
Wo in purpurnem Gewande
Uns der Abend winkt,
Und der Schicksalsstern des Menschen
Wunderthätig blinkt —

Und was Herrliches die Schöpfung,
Nur hervorgebracht,
Was von Thal und Berg und Hügel
Freundlich glänzt und lacht —
Wie's der Wandrer froh beseeligt
Tief im Busen fühlt
Immer schöner wird die Gegend
Die der Strom bespült.

v. D.

Bulay gegenüber auf der linken Seite des Stroms liegt der hübsche und durch mannichfache Handelsunternehmungen nicht unwichtige Flecken Alf, an dem sich hier in die Mosel ergießenden Bache oder Flüßchens gleichen Namens, das in Millionen Krümmungen die üppigsten Wiesen bewässert und manchem betriebsamen Müller Verdienst und Nahrung gewährt. Von hier aus hat man aber eine der schönsten Aussichten, die man sich denken kann, und ein guter und bequem eingerichteter Gasthof, der erste dieser Art von Cochem her, führt nicht mit Unrecht den Namen „zur schönen Aussicht."

Einen nicht minder schönen Anblick — sagt Klein — gewähren die reiche, trefflich bewirthschaftete Uferfläche unterhalb des Orts und das schroffe Geklippe oberhalb, an welchem schäumend die Mosel brandet. Auf einem vereinzelten wild überwachsenen Bergkopfe im Hintergrunde des Thals erscheinen, auch hier das Treiben der Ritterwelt zurückrufend, die noch übrigen spärlichen Mauerreste der Burg Arras, welche ernst auf den unten mit der Alf zusammenfließenden Usbach herabsehen. Alf mit seiner reizenden Umgebung und der düsterheitern Perspektive landeinwärts, vom Flusse her, durch geübte Künstlerhand dargestellt, liefert eine der gefälligsten Ansichten. Hinter Arras zieht sich das Thal mehrere Stunden weit bis zu den heißen Schwefelquellen Bertrichs und zu der Hocheifel. Reicher Genuß erwartet bei jedem Schritte den Naturfreund, mannichfacher Stoff zu Beobachtungen den Forscher. Schön geformte Berge, sanft gerundete Hügel und Vorhügel, angenehme Wiesengründe mit malerischen Baumstellungen und Gebüschgruppen, kühn gethürmte Felsen, senkrecht stehende Klippen, übergehäufte Steingerölle reihen sich aneinander. Bald ist das Thal still abgeschlossen, bald wird es belebt durch das Geklapper einer Mühle, durch das Dröhnen schlagender Hämmer in Steinbrüchen, schallender Aexte beschäftigter Holzhauer. Hier wirbelt der Rauch aus einer Köhlerhütte, dort von einem Hirtenfeuer, weiterhin über das Dach einer niedern Hütte. Bei jeder Windung ändert sich die Aussicht. Schaut der Waller rückwärts, so glaubt er eine ganz andere Gegend zu sehen, als die er eben durchzog. Der Pfad läuft eine Zeit lang in der Tiefe, steigt dann an dem Abhange auf, verliert sich im Walddunkel, kömmt zum Vorschein und verliert, sich wieder. Eichen, Buchen, Tannen grünen an den Abhängen wurzeln in Spalten und umstehen Felsblöcke, die, bemoost und mit Schlingpflanzen überzogen, alten Druidenaltären gleichen. Seitenthälchen, Schluchten, Einbiegungen geben jeden Augenblick neue Be=

schäftigung. Frisches lebendiges Quellwasser, sich in Bächelchen ergießend, rieselt überall der Mitte zu. Dann folgen Gebilde vulkanischer Ausbrüche: Felsverklüftungen, Lavamassen, Schlackenhaufen. Ueberall die Spuren furchtbaren, allgewaltigen, zum Theile noch wirksamen Feuers!

Wie unansehnlich sich auch Arras gegen die übrigen Moselburgen ausnimmt, so bedeutend wird es durch seine Geschichte. In der Nähe soll zur Zeit Ruotberts, Erzbischofs zu Trier, um 938 ein Schwarm Ungarn, vom Rheine kommend, über die Mosel gesetzt haben und, Alles ringsum verwüstend, bis Lutzerath und Kaisersesch vorgedrungen sein. Hier stellten sich ihnen, nach einer Springirsbacher Handschrift, zahlreiche Kriegerschaaren, angeführt vom Pfalzgrafen Hermann, so wie von den Grafen der Mosel-, Maien- und Trechirgaue, muthig entgegen, erschlugen den größten Theil und jagten die Uebrigen in die Flucht. Zum Lohne verlieh Kaiser Otto der Große den verdienstvollen Siegern beträchtliche Reichsgüter. Darunter befand sich der Sage nach die große Bergwaldung Hochpochten. Auf dieses Geschenk gründeten noch in neueren Zeiten, der Domainen-Verwaltung gegenüber, mehrere Adelfamilien, welche in ihren Wappen sogenannte Spitzwecke, ursprünglich länglichrunde Ungarnschilde, führten, ihre Rechte daran. Bei dieser Gelegenheit war dann auch, dem Berichtsteller zufolge, die Burg Arras oder eine frühere Veste zur künftigen Sicherung des Thals auf jenem Felskopfe erbaut worden. Sehr frühe erscheint dieselbe, wahrscheinliches Reichslehn, als Besitzthum der Trierer Kirche. Auf der Rückkehr von Rom, wohin er Lotharen den Sachsen mit einer Ritterschaar begleitet hatte, erfuhr 1138 Erzbischof Albero der Monsterol, daß Werner und Johann von Nantersburg auf Weisung Grafen Otto's, Herrn auf Rheineck, der sich gleichfalls bei dem Kaiser in Italien befand, Arras durch Ueberfall weggenommen. Da schwor der entschlossene Mann bei seinem Fürstenhute, sich nicht eher den Bart abscheeren zu lassen, bis er das Schloß wieder erobert und jenes der Räuber zerstört habe. Er rückte mit großer Heeresmacht zu gleicher Zeit vor beide und, als er sein Wort gelös't, zog er im Triumphe zu Trier ein. Zehn Jahre später belehnte derselbe den Grafen Heinrich von Namur, Schirmvogten von St. Maximin, mit der einen Hälfte, den Grafen Friedrich von Vianden mit der andern. Mehrfach wechselten nachher die Burgmänner, bald durch Uebertrag, bald durch Aussterben der Geschlechter. Doch mag schon unter den Römern eine Warte

hier gestanden haben, so wie an der Mündung des Flüßchens eine Niederlassung gelegen. Zahlreiche Münzen, Waffenstücke, Särge rc. vormals hier ausgegraben, machen dies wahrscheinlich. Auch fand sich ein Grabstein, dem Legionare „Claudio Materno, conjugi carrissimo" von seiner Gattin geweiht, welche der Churfürst Carl Joseph, Herzog von Lotharingen, wegbringen ließ. Ueberhaupt kamen dergleichen Denkmale, längs dem Gestade von Bremm aufwärts, öfters zu Tage. Alf am Eingange des wichtigen Thales, wo die fast einzig gebrauchte Querstraße über den Neiler Gebirgshals sich senkt, war, militärisch und merkantilisch betrachtet, ein viel zu bedeutender Punkt, als daß man ihn zu einer Zeit hätte unbetrachet lassen sollen wo man bereits die Bertricher Quellen kannte und benutzte. Gegenwärtig ist dasselbe ein wohlhabender Ort, von betriebsamen, thätigen Menschen bewohnt. Er treibt lebhaften Verkehr mit Wein, Holz, Lohe rc. Die benachbarte Eisenschmelze, auf die wir später zurückkommen werden, trägt zu reger Geschäftigkeit nicht wenig bei.

Bei Alf beginnt jene weit gestreckte Landzunge, welche, ein hoher, steiler Gebirgsrücken, bis Zell vorläuft, von dort sich, in ausgedehnter Biegung, aufwärts bis Pünnderich fortzieht und eine Krümmung von ungefähr drei Stunden beschreibt. Auson scheint sie gekannt und mitverstanden zu haben, wenn er in seiner Mosella sagt:

„Ipse tuos quotiens miraris in amne recursus,
Legitimosque putas prope segnius ire meatus."

„Oefters bewunderst du selbst zur frühern Stelle die Rückkunft,
Glaubst zu säumen, obschon mit geregelter Schnelle du fortströmst."

Gegen Alf fällt die Seite schroff ab, aber wildschön bebuscht und bewaldet. Einsenkungen zwischen den Felsen, mit frischem, üppigem Pflanzenwuchse machen die Ansicht noch malerischer. Bei Zell, wo geräumiges Vorland sich anlegt, endigt das Gebirg in eine mächtige, hoch hervortretende Kuppe, von der herrlichsten Forstkrone geschmückt. Rückwärts derselben breitet sich auf der Oberfläche tiefer liegendes, fleißig bebautes Ackerland aus. Die Abhänge nach Pünnderich hin, zugänglicher als jene, zeigen überall gut unterhaltene Rebenanlagen. Wo der Durchschnitt am kürzesten ist, und man mit einem Sprachrohre von beiden Seiten den Flußschiffern zurufen kann, öffnen sich zwei reizende Perspektive über Gebirge, Thäler und Schluchten. Hier stand schon in alter Zeit ein Schloß, castrum, bei welchem unter Erzbischof Hillin 1127 das Frauenkloster Marienburg errichtet und

der Abtei Springirsbach übergeben wurde. Lange standen die geistlichen Schwestern, welche der Regel des heiligen Augustinus folgten, im Rufe vorzüglicher Frömmigkeit, der sich aber schon während Erzbischofs Balduin's Regierung um 1350 verlor, doch nachher wieder herstellte. Die gefährliche, entscheidende Lage ihres Aufenthalts mitten in der Diözese, an dieser schwer einnehmbaren Stelle, führten bei jeder Fehde Kriegsschaaren dahin, bald als Vertheidiger, bald als Angreifer. Zerstörung der Gebäude, Erschöpfung der Einkünfte, Verfall der Klosterzucht mußten die Dauer des Conventes immer unsicherer machen. Endlich erlaubte 1515 eine Bulle Pabst's Leo X. dem Erzbischofe Richard von Greifenklau, denselben mit Stuben zu vereinigen. Die beabsichtigte, regelmäßige Fortifikation aber, zu welcher der Plan schon abgestochen war, kam nicht zu Stande. Eben so wenig gelangte jener der Franzosen zur Ausführung, welche nachher Montroyal vorzogen. Von dem vormaligen Kloster und der nahen Einsiedelei steht noch verfallenes Gemäuer, an welchem vielarmiger Epheu emporwuchert und dicht belaubte Bäume sich anschmiegen. Ein Felsthurm und Stücke eines Schirmwerks rufen jene kriegerischen, die noch erhaltene jüngere Kirche frühere religiöse Zeiten ins Gedächtniß zurück. Der Eigenthümer eines auf der Höhe gelegenen Hofes bewirthschaftet den größten Theil der vormaligen Klostergüter, welche, churfürstliche Domainen, als Staatsgut versteigert wurden.

Reichen Genuß bietet dem Ueberblicke die Gegend rings. Ohne eben durch seltenes Gebild und kühne Form gefesselt, oder zur Bewunderung hingerissen zu werden, sieht sich der Wanderer überall angezogen. Zweifacher Gesichtskreis, auf- und abwärts, fließt an der Berührungslinie in ein harmonisches Ganze zusammen. Stillruhig liegt die heitere Gebirgslandschaft ausgebreitet. Rücken, Firsten und Kuppen, eine die andere überragend, vor- und zurückgeschoben, beschäftigten die Aufmerksamkeit nach allen Seiten. Kahle, unwirthbare Felsmassen, zwischen üppig bebuschten oder sorgfältig angebauten Stellen aufragend, Thal, Vorland bringen vielfache Abwechselung in das Gemälde. Die Mosel, welche gerade anströmt, als wolle sie den Felsdamm durchbrechen, fühlt ihre Ohnmacht. Denselben nur bespühlend, wallt sie friedlich in weiter Ausbeugung vorüber. Verschwunden hinter dem fernen Waldkopfe, erscheint der Fluß bald zum zweitenmale und, nachdem er uns zur Linken begrüßt hat, setzt er seinen Weg weiterhin fort. Jede Tag- und Jahreszeit entfaltet hier neue Reize. Furchtbar aber erscheint die Scene, wenn,

nach schwülem Sommertage, Abendgewitter, namentlich vom Alfthale her, emporsteigen. An den entlegenen Vulkangebirgen Bertrichs schweben silbergesäumte Wölkchen langsam auf. Neue folgen neuen, Zahl und Ausdehnung nehmen zu. Bald Burgtrümmer oder abentheuerliche Felszacken, auf denen altnordische Asagötter ihre Lanzen zu schwingen scheinen, bald Alpengletscher und Eisblöcke des Polarmeers darstellend, thürmen sie sich höher und höher. Bewegungslos steht eine Zeit lang die Masse, bei den heißen Schwefeldünsten der Gegend immer mehr verderblichen Stoff häufend. Nach vorn, der Mündung zu, leuchtet reines Himmelsblau über dem Thale, Land und Fluß scheinen ein Fest der Ruhe zu feiern: kein Hauch bewegt den hellen Wasserspiegel. Aber dunkel und dunkler wird es im Hintergrunde. Der Wind, anfangs schwach, erhebt sich bald zum Sturme und, mächtig vorwärts getrieben, rauscht das Wetter näher. Brandroth sinkt die Sonne dem Gebirgsrande zu: Dämmerung umhüllt allmählig den Horizont. Jetzt hat das finstere, unglückschwangere Wolkenheer sich über dem Flußbette, zwischen dem Hundsrücker- und Moselgebirge, drohend gelagert. Einander entgegengesetzte, heftige Luftströmungen aus allen Strichen des Compasses halten es hier von neuem fest. Mit unwiderstehlicher Gewalt zerreißt ein Wirbelorkan die dichten Massen. Der geborstene Schoos, in welchem Flammenfelder hinter Flammenfelder sich öffnen, scheint Feuergluthen auszuströmen. Zwischen den Bergforsten bei Alf, Bulay und Merl fährt mit schmetternden Schlägen Blitz auf Blitz nieder, daß Säulen von Funken und Rauch emporwirbeln. Schreckbar rollt der Donner nach, schreckbarer noch durch das vielfache Echo der Schluchten und Höhlungen. Die Kirche auf Marienburg tritt leuchtend hervor im Abglanze des Himmels, und ihr Thurm scheint jeden Augenblick höher zu werden. Aber der elektrische Stoff hat sich entladen, erfrischender Regenguß strömt herab, und hoch wölbt sich, schimmernde Wolkenbrücke, der Bogen des Friedens über dem Flußthale, das in verjüngter Schönheit lacht.

Alf: Alve. Ein früherer Antiquar aus dem Minoritenkloster zu Merl leitet den Namen aus statio Romana ad alveum, Arras aus castellum ad aras, Neef aus turris nova her: Deduktionen, die viele Aehnlichkeit mit jenen bekannten Oberweselern „Lorch von laurea Bachi, Caub von cubile Bachi, Mannebach von manus Bachi“ haben. Das heftige Erdbeben, welches um Mitte Juni 1395 die Umgebungen von Laach, Ulmen, Bertrich rc. erschütterte, war be-

sonders hier und in der Nachbarschaft fühlbar. Thaleinwärts spalteten sich Felsen, rissen Blöcke los, versiegten Quellen. Dagegen sprudelte in halbstündlicher Entfernung von Alf heißes Wasser hervor: Anzeige damals noch wirksamen Vulkanism's. Bei einer Ueberschwemmung von 1445 kamen an dem Gestade der Mosel drei große Elephantenzähne zum Vorschein, welche tief unter Steinen und Schlamm lagen. Daß der Ort während der unaufhörlichen Kriege des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts vielfach von feindlichen Streifpartheien gebrandschatzt, geplündert und verwüstet wurde, geht schon aus seiner Lage hervor. Im Frühjahr 1588 haus'te ein solches Corps, geführt vom Lütticher Feldhauptmanne Tramencorte, schlimm daselbst. Auf der Fläche gegen Aldegund abwärts lagerte 1650 ein Geschwader lotharingischer Reuter, später, während des Monates August 1688, ein Regiment Franzosen, dann in der ersten Hälfte des Dezembers 1704 eine Abtheilung Hochschotten unter Obrist Donald, welche zu Marlborough's Belagerungsheer vor Trarbach gehörten. In Alf wohnte geraume Zeit der Jude Baruch „insignis medicus ad leniendam podagram“ den „viele Jahre hindurch Churfürst Lothar von Metternich Tag und Nacht bei sich sitzen gehabt“ nach den Worten des gleichzeitigen Berichtes.

Arras: Castrum Arras. Erzbischof Bruno, wie wir schon mehrmal gesehen haben, in Weinschenkungen gegen Geistliche freigebig, verlieh auch 1120 der Schloßkapelle neun Ohmen Jahreszins. Obgleich Albero die von den Nantersburgern weggenommene Veste wiedererobert hatte, war sie doch abermals dem Erzstifte entzogen worden. Erzbischof Arnold schaffte sie demselben zurück. In seinem Vertrage mit den Erben der bisherigen Lehnbesitzer von Arras bestätigte er ihnen 1253 die frühern Rechte trier'scher Ministerialen auf dem Schlosse. Auch versprach er, keinen Schönecker oder Ulmener als Burgmann dahin zu setzen, behielt sich aber vor, in seinem Burghause und dem anliegenden Hofplatze nach Willkühr Befestigungen aufzuführen: „adjectum est, quod in domo nostra apud Arraz et in area adjacente edificare possumus ac munire, prout nobis placuerit.“ In streitigen Fällen waren die Aebte von Himerode und Springirsbach zu Berichterstattern ernannt. Auch ließ Arnold, größerer Sicherheit wegen, einen starken Thurm daselbst aufführen. Als Burgmänner auf Arras erscheinen Herimann 1175, Nikolaus 1200, Wenzo 1253, Wilhelm mit dem Beinamen Blase 1278, Heinrich 1285, Winand 1335, Franz Durenstofer 1345, Heinrich der

jüngere 1350, ein reicher, tapferer Ritter, dann zwei Jahre später Ritter Volker von der Starkenburg, durch Erzbischof Balduin gleichfalls zu Arras belehnt. In Kaiser Carl's IV. Bestätigungsurkunde 1376, hinsichtlich der erzstift'schen Besitzungen, sind „Arraiz, sente Merienburg, Celle im Hamme namentlich angeführt. Hermann von Arras überträgt 1391 dem Erzbischof Werner „syn Deyl des warmen Wassers und Bades zu Bertrich" vorbehaltlich aber der Fischereien, Wälder, Gülde und Leute daselbst für sich und seine Erben. Ueber Burglehen zu Arras, Neuerburg und Stolzenfels stellt Ludwig Zant von Merl 1440 einen Lehnrevers aus. Einen ähnlichen gibt 1493 Heinrich von Metzenhausen hinsichtlich eines Theils des erstgenannten Schlosses. Erzbischof Johann der Badener versammelte 1500 die umliegende Ritterschaft auf demselben und bewirthete sie köstlich: drei Wochen lang dauerten die großen Treibjagden diesseits und jenseits der Mosel.

Marienburg: sente Mergenburg. Es kömmt auch unter der Benennung vor: „ecclesia de Keymet, sita in monte, qui dicitur castrum Marie." Unter Erzbischof Hillin, der die Kirche 1156 weihte, wurde das schon zehn Jahre früher gestiftete Frauenkloster ausgebaut. Wigand, Priester der Domkirche zu Trier, trug vorzüglich zu den Kosten bei. Die geistliche Aufsicht hatte schon zur Zeit der Gründung Erzbischof Albero dem Abte Richard zu Springirsbach übergeben. Keineswegs aber war die Lage, bei ihrer militärischen Wichtigkeit in Kriegszeiten, zu einem stilleinsamen Leben geeignet. Freund und Feind belästigten das Kloster, erschöpften seine Einkünfte und nöthigten die Schwestern Jahre lang zur Entfernung. Mehrere Erzbischöfe hatten die Aufhebung beschlossen, aber nicht durchführen können. Endlich ermächtigte 1515 Pabst Leo X. den Churfürsten Richard von Greifenklau, die Klosterfrauen nach Stuben zu versetzen. In der Bulle selbst ist von dem Kloster gesagt: quod monasterium canonissarum ordinis sancti Augustini Castrum Marie nuncupatum Trevir. dioc. situm est in monte abrupto et innaccessibili, rupibus undique ac turribus et fossatis propugnaculis ab antiquo munito, quem Mosella fluvius in gyrum alluit." Damals waren Otilie von Kesselstat Meisterin, Eva von Metternich Priorin, unter welchen zwölf adelige „Convents Jonffern" standen: eine von Ulmen, zwei Schwestern von Wiltberg, eine von Kaltenborn, eine von der Are, eine von Kettig, eine von Tellich rc. Indessen willigten sie erst in die Räumung des Klosters, als der trier'sche Offizial, Doktor

Johann von der Ecken seine ganze Beredsamkeit erschöpft und der Erzbischof jeder Profeßjungfrau hinreichenden Jahresgehalt mit der Erlaubniß, zu leben wo sie wolle, bewilligt hatte. Dieser, an der Kellnerei zu Zell auf Martinstag erheblich, bestand aus fünf und zwanzig Gulden in Gold, einem halben Fuder Wein und drei Malter Korn. Mehr erhielten die beiden Conventsoberinnen. Die regelmäßige Festung aber, deren Anlage man beabsichtigt hatte, kam nicht zu Stande. Staats- und Kriegsverhältnisse änderten sich in den folgenden Zeiten. Der Uebergangspunkt bei Trarbach und die Gräfinburg, später Montroyal benahmen dem Marienberg seine Wichtigkeit. Oft aber schlug man sich darauf während des dreißigjährigen Krieges. Bald waren Schweden, bald Kaiserliche und Lotharinger, bald Weimarer im Besitze. Noch im Februar 1650, nach schon geschlossenem Frieden, erstürmte, bei einem neuen Einfalle in das Amt Zell, der französische General-Lieutenant de Rose die Schanzen auf dem Reiler Halse, erschlug daselbst über fünfzig Landleute, und nahm den Amtmann, Freiherrn von Waldeck, gefangen. Auf die Anfrage des Trierschen Domkapitels wegen dieser unerwarteten Feindseligkeit, erwiederte Ludwig des XIV. Gesandte, Vicomte de Curval: „sein König habe die Völker nicht pour son interêt, sondern auf unnachlässige Requisition und Instanz des Herrn Churfürsten in das Erzstift geschickt, und müsse daher Alles, was von Uebelm verübt würde, Niemanden anders, als dem hohen Imploranten, Ihren erzbischöflichen Gnaden selbst, zugeschrieben werden.“ Philipp Christoph von Sötern wollte aber durch diesen abermaligen Ueberzug das Domstift zwingen, in Alles, was er verlange, zu willigen. Gegen die Zeller war er besonders erbittert, weil sie sich immer zur Parthei des Kaisers, niemals zu jener der von ihm begünstigten Schweden und ihrer Verbündeten gehalten hatten.

Recht blumenreich schildert Klein die Gegend hier in seinem Moselthale weiter, wenn er sagt:

„Gleich einem halbdurchsichtigen Schleier, immer tiefer und tiefer sinkend, wallt lichter Duft über dem Thale. Zerstreute Wölkchen schweben an den Abhängen nieder, und verlieren sich im Nebelmeere. Mit silberweißem Schaume brandet die Fluth an den Klippen, welche oberhalb der Alfmündung zu Tage stehen. Jetzt erglüht, im Wiederglanze der emporsteigenden Sonne, brennendroth Waldkuppe nach Waldkuppe. Die Feuerfarbe wird nach und nach zu Purpur, dieser zum Rosenschimmer, welcher jedem Gegenstande jugendliche Frische

leiht. Je dunkler hier und da Gebirgsschluchten und Einbiegungen in dichte Schatten zurücktreten, desto heller springen dazwischen einzelne Lichtpunkte hervor. Vielfache Abstufung und schneller Wechsel geben der Beleuchtung etwas Magisches. Bald ist der Nebel verschwunden und reiner Himmelsazur malt sich auf der klaren Wasserfläche. Aber längs dem Gestade hin spiegelt das Smaragdgrün der Wellen Rebengelände, Obstpflanzungen, Gärten, Dorfschaften, Höfe und Mühlen zurück. Den Rudern hingleitender Kähne, den Zugseilen aufwärts fahrender Schiffe entsprühen bei jeder Schwingung Tausende von Demanttropfen. Mit zahlreichen Fremden besetzt, welche die Schönheit der Landschaft auf dem Verdecke sammelt, durchfliegt die Koblenzer Eiljacht des Flusses Mitte. Heerden grasender Rinder hüpfen längs dem Rande desselben, Enten und Wasserhühner tauchen auf und unter, Fischreiher kreisen oben. Feierlich ernst aber wird die Scene, wenn jetzt, zur Morgenandacht rufend, die Frühglocken der Alfer, Merler und Zeller Kirchen, deren Kreuze im Sonnengolde leuchten, die Windung des Thals durchhallen. Doch nur im Lenze und Vorsommer entfaltet sich dieses freundliche Gemälde an jedem heitern Tage, seltener während des Spätsommers und Herbstes. Erst gegen neun oder zehn Uhr des Morgens vermag dann die Sonne den dichten Nebel zu durchdringen, welcher, dem Gedeihen der Trauben höchst zuträglich, über dem Moselbette lagert. Nur von der Höhe gesehen, zeigt sich die Aussicht in ihrer Pracht, wenn so jeder Gegenstand, einer nach dem andern, hell bestrahlt hervortritt, bis zuletzt die gesammte Umgebung im Lichtglanze ausgebreitet schimmert. Geübte Fußgänger, an ländlich einfache Nahrung gewöhnt, wird es nicht reuen, die nahen Gebirgsrücken mit kundigem Führer bestiegen zu haben. Eine weite Fernsicht bis zu den entlegenen Wolkentragenden Basaltkegeln der Eifel und den himmelanstrebenden Kuppen des Hundsrückens, wo dort furchtbare Vulkanflammen emporloderten, hier ein Weltmeer fluthete, wird sie reichlich für die Mühe des Steigens entschädigen.

Oberhalb Alf verliert sich auf der linken Seite nun allmählig das Felsgebirge und bietet dem Ackerer wieder den üppigsten Boden zur Bebauung seiner Früchte, so daß der Pflug hier eben so wie die Hacke seinen Platz findet. Mitten im Strome aber erheben sich mehrere, dem Auge wohlthuende Wörthe, die der Fleiß der Uferbewohner, da sie zum Ackerbau und Graswuchs nicht geeignet, mit Weidenpflanzungen versehn hat. Jetzt zieht sich längs des Stroms der von

seiner Bedeutenheit in neuerer Zeit etwas verloren, aber noch immer recht interessante Pfarrort Merl in großer Ausdehnung dahin und errinnert an ein früheres Minoritenkloster, das jetzt in die Hauptpfarrkirche verwandelt ist. Am Ende des Dorfes erhebt sich eine zweite Kirche. Ein Gymnasium, welches bis zur Ankunft der Franzosen dauerte, hat in stillem bescheidenem Wirken manchen kenntnißreichen Geistlichen und Beamten dortiger Gegend gebildet. Unter den vielen in Merl begüterten Adelgeschlechtern zeichnete sich vormals ein daselbst einheimisches, jenes der Zante, welches bis in die neuesten Zeiten fortblühte, durch Reichthum und Macht aus. Schon 1250 führt Philipp von Merl den Beinamen „Zant" doch erscheinen dessen Brüder ohne denselben. Er und seine Nachkommen besaßen eine einträgliche Pfalzgräfliche, Sponheim'sche und Trier'sche Lehen. Zu letzteren gehörte die Vogtei im Zeller Hamme mit ihren Rechten und Gefällen. Die älteren Söhne treten im vierzehnten und den folgenden Jahrhunderten öfters als Träger des erzstift'schen Hauptbanners und als Feldobristen auf, die jüngern als Dechante und Pröbste der vornehmsten Collegiatstifter, so wie die Töchter als Abtissinnen und Meisterinnen der angesehensten Frauen-Convente. Mit den edelsten Familien, den Elzen, Leyen, Bassenheimen finden sich Zante verschwägert. Ein Hugo von Merl war Mitglied des Tempelhauses zu Breisig. Mit Aufträgen des Ordens 1258 nach Saint Jean d'Acre geschickt, langte er daselbst an, als eben die dortigen Templer und Johanniter, statt gegen die Sarazenen zu kämpfen, einander selbst in blutigem Streite aufrieben. Wilhem der Merler befand sich als Deutschritter 1380 unter dem Gefolge des Heermeisters zu Sonnenburg. Ob beide aber Zante oder Weppelinge, bleibt ungewiß. Als Maltheser kommen mehrere vor.

Merle: Merle. Dortige Leute und Felder gab Richenza mit dem Clottener Prädium der Abtei Brauweiler. Nebst der Petersberger Hauptpfarrei, als kanonischer Schenkung Erzbischofs Albero, besaß Springirsbach die dazu gehörigen Filialkirchen Cell, Merl, Enrey rc., deren Rechte und Einkünfte derselben Pabst Innocenz II. 1143 bestätigte. Ritter Ansfrid von Merl 1160, Burgard 1165, Friedrich von 1176 bis 1200 mehrmal, erscheinen als Urkundenzeugen, Ritter Werner als Vogt »advocatus« daselbst 1209, Winand und ein jüngerer Friedrich in gleicher Eigenschaft 1253: beide als erzstift'sche Lehnsleute wohnten gewöhnlich auf Burg Arras. Letztere hatte mehrere Brüder, deren einer den Beinamen Zhant führte. Mit diesem

besaß er gemeinschaftlich die Brulmühle am Merler Ufer, mit jenen beträchtliche Waldungen. Alles übergaben 1281 er und seine Hausfrau Gutta, als Seelengeräthe, dem Frauenkloster St. Thomas an der Kyl gegen eine Jahresrente von sechshalb Malter Weizen, drei Simmer Grütze »duos sumbrinos leguminis quod vulgariter Grutzhin appellatur.« Durch Tapferkeit und Waffenkenntniß ausgezeichnet war Friedrichs gleichnamiger Neffe, Lehnsmann der Pfalz, so wie der Erzstifter Trier und Köln. Als solchen erkauften ihn ebenfalls 1292 die Grafen Simon und Johann von Sponheim um drei Marken Denare, eine mit dreißig Marken Capitalsumme ablösbare Jahresrente: wofür sie ihm ihre Leibeigenen beiderlei Geschlechts in Merl, Curey, Zell, Kaimbt verpfändeten. Auf dieses Geld „das Kirchberger Mannlehn" wies Ludwig Zant 1322 seine Gattin, die schöne Lyse, mit ihrem Witthume an. Friedrich Mohr von Merl, Wepeling, erhielt als Lehn sechs Jahre später vom Erzbischofe Balduin die Hälfte eines dortigen Thurmes, Hauses und Hofes, deren andere ihm eigenthümlich gehörte. Ein zweiter Wepeling, Hermann Heye, auch trierscher Vasall, kömmt 1333—1350 vor. Wildgraf Gerhard zu Kirberg und seine Gemahlin Adelheid von Veldenz stifteten 1402 im Merler Kloster ein Jahrgedächtniß für sich, ihre Geschwister und Voreltern mittelst eines Malter Kornzinses. Zu einer ähnlichen Feier für Johann, den letzten Sponheimer Grafen, gab 1448 dessen Wittwe, Wallburgis von Leiningen, dreißig Gulden an Gold: die Hälfte der Zinsen, heißt es in der vom Guardian, Lesemeister und Brüdern ausgestellten Urkunde »sal fallen zoe dem Mittags Ymps uff den Dag des obgeschriebnen Jahrgetzyts.« Gleich den Capuzinern zu Beilstein waren die hiesigen Minoriten während des dreißigjährigen Krieges unermüdet, auch auf dem Lande den katholischen Kirchendienst zu versehen, und die Rechte ihrer Glaubensgenossen zu behaupten. Mehrere von ihren gehaltenen Controverspredigten, im Geiste und Tone jener Zeit, sind noch übrig. Die heftigste ist von einem gebornen Zeller, dem Pater Anselm. Das Geschlecht Zante blühte noch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Joseph Franz führte den Titel: „Erbvogt im Hamm, Herr zu Zell, Arras, Clotten, Stolzenfels rc., Burgherr zu Schönecken, Geroldstein und Merl, Amtmann zu Manderscheid rc. rc.

Eins der ältesten Dörfer des Moselthals ist das am jenseitigen Ufer gelegene Curey, früher der Abtey Springirsbach gehörig, dessen Kirche die uralte Bauart der früheren Moselaner bezeugt. Auch hier

ist die Gegend malerisch schön, ob auch der Ort an und für sich nichts Reizendes bietet. Weinland macht den Hauptnahrungszweig der Bewohner aus, aber auch blühende Fruchtfelder, herrliche Obstanlagen und üppige Gartengewächse wechseln mit jenem im freundlichsten Einverständnssie ab.

Curey: Currei. Die Kirche, wie schon früher gesagt, Mitfiliale der Petersberger Pfarrei, kam 1142 an Springirsbach. Agnes, Herrin auf Solms, geborne Gräfin von Sponheim, wieß dem Kaplan 1250 eine Weinrente an. Die Herrn von Wildenberg gaben 1345 einer leibeigenen Familie daselbst ihre Freiheit. Im Ganzen scheint der Zustand dortiger Bewohner schlimm gewesen zu sein. Sie mußten Besthäupter, Johannszinsen, Martinsgänse, Fastnachtshühner, Chorgülden, Abtgefälle an Stifter, Klöster und Ritter liefern. Ein Theil derselben war dem Erzbischofe von Trier verpflichtet, dessen Geräthschaften, Korn, Wein, zn jeder Zeit aufwärts bis Schweig, abwärts bis Kern zu fahren. Daher wanderte heimlich 1450 fast die gesammte kleine Familie aus und zog »dem Boehmerlande gen Prag« zu.

Am jenseitigen Gestade steigt geräumiges Uferland zu Vorhügeln, diese zur waldbekrönten, hoch emporragenden Kuppe der Marienburger Gebirgszunge auf. Hier, auf ergiebigem Boden, wo Fruchtbarkeit und Wachsthumfülle sich aussprechen, stand schon vor Jahrhunderten der dem Erzstifte entzogene Pfalzhof Kaimt, curtis Keymeta, später Weiler, jetzt überraschend freundliche Ortschaft. Kaiser Friedrich der Rothbart, Schiedsrichter zwischen seinem Bruder Conrad dem Stahlecker und dem Erzbischofe Hellin von Trier, befahl 1161 die Herausgabe an letzteren. Rückwärts, etwas entfernt, erhebt sich die ländlich bescheidene Kirche: freilich jene uralte nicht mehr, welche Hillin's Vorgänger, Albero, der Abtei Springirsbach übergab. Auch der zweite Bau, wie denselben Boemund, von Warnersberg aus schön gehauenen Bruchsteinen aufführen ließ, ist längst verschwunden. Doch erinnert, wenn auch nur leise, manche antike Giebelverzierung, manches gothische Fenstergesimse, hier und da auch ein Ritterthürmchen an den Geist und Geschmack zu Grabe gegangenen Vorwelt. Gegenstände der Römerzeit wurden mehrmals ausgegraben. Als Churfürst Franz Ludwig, zugleich Hoch- und Deutsch-Ordensmeister, auf einer Wasserfahrt nach Trier hier landete, hatte man eben, ohnfern des Moselrandes auf Gemeinde-Eigenthum, eine kleine Alabasterurne mit sehenswerthen Sculpturen gefunden. Sie enthält ausser mehreren

Münzen in Erz und Silber, eine kunstvoll geprägte Goldmedaille mit den Brustbildern des Kaisers Trajan und der Kaiserin Plotina, um welche die Worte standen: »Patri et Matri Augg. Vota suscepta.« Der Ortsvorstand überreichte den Fund als Geschenk dem Fürsten, der ein schätzbares Ciborium dagegen schickte.

Kaimbt: Keymeta. Gleichfalls Filiale des Petersbergs, war dasselbe schon frühe dem Erzstifte durch seine Schirmvögte, die Pfalzgrafen, entzogen und zum eigenen Benefiz gemacht. Nach dem Tode Wilhelm's setzte sich Erzbischof Albero wieder in den Besitz und übergab 1142 die Kirche mit mehreren der Nachbarschaft dem Abte Richard von Springirsbach. Seinem Nachfolger Ranulf schenkte Erzbischof Hillin um 1160 Weinberge, welche zum Hofe gehörten, den Albert von Moßberg vordem als trier'sches Lehn besessen hatte. Aber mehrfach war der Ort zugleich mit Lahnstein durch die Pfalzgrafen in Anspruch genommen worden, bis endlich Kaiser Friedrich I. entschied, daß beide dem Erzstifte, Schloß Ehrenberg aber letzterem als Lehn desselben bleiben sollte. Die Kaimbacher Kirche, eigentlich Kapelle, dem heil. Clemens geweiht, hatte übrigens so unbedeutende Gefälle, daß nur zuweilen ein Springirsbacher Geistlicher sich zum Dienste einfand »quae capella hactenus per vnum de canonicis illius monasterii aliquando, sed tamen raro officiari consuevit.« Bei dieser seltenen Gegenwart eines Seelsorgers waren Sittlichkeit und Ordnung gänzlich verfällen. Da dotirten Vogt Wirich von Senheim und dessen Vater Collin nebst andern Frommen jene innerhalb der Pfarrgrenze von Zell gelegene Capelle so reichlich, daß 1358 Erzbischof Boemund sie zur eigenen Pfründe erhob. Springirsbach behielt das Patronat unter der Bedingung, daß ein Weltpiester, und zwar innerhalb eines Monats bei jeder Vakanz, dabei sollte angestellt werden. Während der unglücklichen Fehde Rabans von Helmstädt mit Ulrich dem Manderscheider, dem ewigen Hin- und Herziehen roher Kriegsschaaren zur Zeit der niederländischen Unruhen, später der Schweden- und Franzoseneinfalle wurde Kaimbt durch die Nähe der Marienburger Schanzen und Schirme, so wie der gegenüberliegenden Veste Zell mehrfach geplündert, verwüstet und angesteckt.

Höchst anmuthig entfaltet sich dem Auge jetzt die Churtriersche Amtsstadt Zell, jetzt der Sitz des Friedensgerichts, der Landrathur, einer Bürgermeisterei, bekannt schon unter Cuno und Werner von Falkenstein durch den entschlossenen Muth und treuen Sinn ihrer Bürger. Fünfzig derselben bildeten Greifenklau's Vorwache gegen

Sickingen's Heer. „Er steht fest wie ein Zeller" »he staiht ferme, wie'n Celler us dem Hamm" war lange Sprichwort an der Mosel. Auch zeigen die Trümmer starker Ringmauern, die Reste von Warten und andern Schirmwerkern auf Felsen und Klippen, noch heutzutage, welches Gewicht der jedesmalige Landesherr auf Erhaltung dieses bedeutenden Postens legte, dessen einheimischen Vertheidigern er sicher vertrauen konnte. Längs der Wasserseite gewährt Zell einen überaus freundlichen Anblick: hübsche Gärten, schlanke Pappelgruppen erheben das Gefällige. Fünfzehn bis zwanzig ansehnliche Gebäude mit modernen Vorderseiten ziehen sich weit aufwärts. Die Reihe wird von hohen, alterthümlichen Giebeln geschlossen, welche, Häusern aus früherer Epoche angehörend, der Fluth zu entsteigen scheinen. Auch im Innern, wie es überhaupt bei solchen, vormals ummauerten, auf engem Raume zusammengedrängten Ansiedelungen der Fall ist, lebt Antikes mit Neuem, Gegenwart mit Vergangenheit, in nachbarlicher Eintracht. Jeder Schritt erinnert an das, was zur Väterzeit dagewesen. Doch nur todtes Gestein ist übrig geblieben: die, welche es fügten und ordneten, sind verschwunden. Andere Menschen, andere Sitten und Gewohnheiten haben ihre Rechte geltend gemacht. Daher bildet es einen seltsamen Contrast, wenn man aus solchen massiven, gothisch verzierten Häusern Damen und Herrn in leichtem, geschmackvollem Modengewande hervortreten und, nach allen Vorschriften des feinen Tones, sich in den engen Straßen begrüßen sieht.

Ob der Name Zell von vini cella, Weinkeller, oder von claustralis cella, Klosterzelle, nach der Bedeutung, in welcher Dufresne's Glossar das Wort nimmt, herkomme, ob bachischen oder frommen Ursprunges sei, darüber haben ohne Ergeniß einheimische Gelehrten lange gestritten. Um 1225 erscheint der Ort noch als Dorf, von Rittern und Landleuten bewohnt. Diese müssen eben nicht sehr wohlhabend gewesen sein, weil die Aufführung eines Thores, das Himerode vier Jahre später auf seine Josten daselbst hatte erbauen lassen, alle zu außerordentlichem Danke verpflichtete. Bald aber machten gewöhnliches Anlanden zahlreicher Fahrzeuge, welche mit Hanseatenwaaren die Mosel auf- und abwärts schifften, zunehmender Verkehr mit entfernteren Gemeinden, besonders des Hundsrückens, höchst ergiebiger Weinbau Zell von Tag zu Tag blühender. Durch gänzliche Ummauerung und starke Befestigung dem Eigenthume Sicherheit gewährend, wurde das Städtchen Aufenthalt angesehener Familien und Niederlage werthvoller Handelsgegenstände: außer Cochheim die einzige von Koblenz

herauf. An den Amtmann des dortigen Gerichts waren noch zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die Vögte und Schöffen der churtrier'schen Ortschaften ringsum in allen Fällen gewiesen »wo sie Erfernis zu thun Noit hetten.« Das Landcapitel, zum Cardener Archidiakonate gehörig, führte von Zell aus, unter Leitung eines Dechants, die Aufsicht über mehr als sechszig, von Kern bis nach Traben hinauf oder landeinwärts gelegene Pfarreien. Wechsel politischer und religiöser Verhältnisse seit der Reformation, welche den evangelischen Theil des Hundsrückens nach und nach von dem katholischen des Moselthales gänzlich abzogen und mit anderen, hinsichtlich der Confession ihm verwandten pfalzsponheim'schen Ortschaften in nähere Berührung setzten, schadeten auch dem Flore von Zell. Größern Verlust brachte demselben Jahr aus Jahr ein abnehmende Moselschifffahrt, seit 1790 großentheils ersetzt durch Landtransport zwischen dem Rheine und Frankreichs Grenzen. Doch hebt es sich seit einiger Zeit sichtbar wieder: zahlreichere Waarenversendungen gehen den Fluß hinab. Auch die hiesigen Schiffer können ihren alten Ruf der Erfahrung und der Gewandtheit von Neuem bewähren. Fahrzeuge an Fahrzeuge halten längs dem Ufer, und schnell zeigt sich, daß fruchtbarer Boden, mit Ueberlegung und Eifer betriebene Landwirthschaft, mannichfacher Verkehr bei kluger Spekukation hier bedeutenden Wohlstand geschaffen haben.

Auch hier leben in dem Munde des Volkes wunderbace Sagen und Legenden frommen, romantischen, elegischen Inhalts. Einsiedler und Ritter spielen die Hauptrollen: Mönche und Nonnen kommen selten, Geister noch seltener darin vor. Manche, zur fernsten Vergangenheit hinübertönend, streifen an die heidnische Germanen- und Römerwelt. Der Christenverfolger Diokletian, ihr Beschützer Constantin, der Frankenherzog Carl Martel lassen sich eben so wenig in den Hauptpersonen verkennen, als Jupiter, Wodan und Freya in den Gottheiten, hinter welchen Belzebub's spitze Hörner hervorschauen. Man begreift nicht, wie gerade in hiesiger Gegend diese Sagen entstehen konnten, und doch sind manche davon so eigenthümlich, daß man nirgends anderswo Originale oder Nachbildungen entdeckt. Oberhalb Zell fallen die Felswände steiler und senkrechter ab. Vor der Mündung einer Seitenschlucht lagert zwischen den hochstämmigen Bäumen und dichtem Buschwerke malerisch ein ansehnliches Mühlengebäude, hinter welchem die Gebirge sich übereinander zu schieben scheinen. Sie schließen das eigentliche Ritterthal der Mosel, dessen



Zell.

Eingang hier die Zante von Merl, so wie den Ausgang bei Koblenz der Deutschordens-Comthur, als würdige Ehrenwarte, beschirmten. Denn weiter hinauf ließen die mächtigen Pfalzgrafen, die Sponheimer und Veldenzer nicht leicht ein anderes Adelgeschlecht aufkommen. Herren und Unterthanenverhältnisse, Volksgeist &c. erscheinen dort seit Jahrhunderten bedeutend anders.

Zell: Cella in Hammone. Ritter Rudolph, Urkundenzeuge mehrfach von 1170 bis 1180, Ritter Friedrich von Volmar, Gebrüder, gleichfalls 1225. Vier Jahre darauf erbaute Himmerode jenes Unterthor, wodurch die Abtei sich alle dortige Ritter und Landleute höflich verband »magnam exinde tam militum quam rusticorum loci beneuolentiam adepti sunt.« Sie schenkten ihr aus Dankbarkeit ein Stück Land und erlaubten derselben die Vorlese zur Herbstzeit. Unter den Bewohnern hier waren 1295, wie in den benachbarten Dörfern, Leibeigene der Grafschaft Sponheim. Die Hungersnoth und die Seuche, welche 1314 das Moselthal verheerten, trafen vorzüglich den Umkreis von Zell, besonders den Hamm. In diesem waren die Rechte des Erzbischofs von Trier als Landesherr fest bestimmt durch ein beschwornes Weißthum, dessen älteste noch vorhandene Ausfertigung die Jahrzahl 1325 trägt. Unter „Hamm" aber verstand man den ganzen Gebirgsbogen, welcher vom Bulayer Bache bis hinter Pünderich die Marienburger Krümmung umzog. Jeder darin wohnende Edele war zur Heeresfolge verpflichtet »bit sime Lyue, ind bit sinen Perden, uf sine Verlust, und uf des Stiftes Kost, gewapnet.« Eben so mußten die gemeinen Dienstleute St. Peters sich mit Waffen und, wenn sie konnten, auch zu Pferde jederzeit bereit halten. Für die richtige Ablieferung der erzbischöflichen Weingefälle waren die drei Ortsvorsteher »dye dri Centener« von Pünderich, Cell und Merl verantwortlich. Vierzehn Schöffen saßen an Gerichtstagen dem Vogte zur Seite. Ausser demselben wahrte ein Schultheis die herrschaftlichen Rechte. Der Schöffen Häuser galten als Freistätten dahin Geflohener »jedes Scheffene Huz is fri, da he waynneheftig inne is: wer umme Gnadin Wille drin flugit, der sal versichirt sin also lange, as her da verblivet.« Der oberste Richter aber waren der Herr von Trier und »sin geweldig Amptman.« Im Herbste hatte ersterer drei Tage Vorlese, aber jeder andere Eigenthümer durfte während dieser Zeit gewaffnet sein Gut hüten. Jene Vogtei im Hamme besaßen die Zante als Wunnenberg'sches Unterlehn. Zu den Rechten derselben gehörte 1495 die hohe Jagd, so weit das Gericht ging, mit

den Herrn auf Braunshorn gemeinschaftlich. Ferner die ausschließliche Fischerei an mehreren Stellen, namentlich »im Haich zú Merle by dem Cloister oben ain der alden Bach.« Letzteren hätte der Convent gar zu gerne gehabt, doch waren seine Bemühungen vergeblich. So bezog der Vogt von jedem Boden eines Weinfasses, klein oder groß, das aus dem Hamme verführt wurde, zur Herbstzeit zwei alte Heller, zu Zell erhebbar, in den übrigen Monaten einen: eben so viel von jedem ein- und ausladenden Schiffe, befrachteten Wagen und Karren.

Ritter Reiner von Zell, Verwandter des Nikolas von Merl, Canonichs zu St. Florin in Koblenz und erzbischöflichen Zollempfängers zu Engers, dotirte 1461 die Magdalenenkapelle zu Senhals. Churtrier'sche Lehnsgefälle, welche die Herrn auf Ulmen, Beilstein und Waldeck bezogen, z. B. Antheiles am Zeller Fruchtzehnten wird 1550, 1590 und 1660 urkundlich gedacht. Geboren in Zell war der gelehrte Weihbischof Nikolaus Schienen, welcher diese Stelle unter Churfürst Johann, Grafen von Isenburg, in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bekleidete. Er bemühte sich thätigst um die ernstliche Verbesserung der trier'schen Kirchen und Herstellung der Disciplin. Sein Rednertalent zeigte sich vorzüglich auf der, zur Erreichung jenes Zweckes zusammen berufenen Provinzial-Synode. Gleich dem Administrator des Hospitals zu Cues und dem Dechante zu Carden, war der Dechant des hiesigen Landkapitels Geistlicher Landstand des Obern Erzstiftes. Den Titel „Oberamtmann zu Zell und Baldeneck" führte der jedesmalige Stammhalter der Freiherrn, in letzter Zeit Grafen von Boos-Waldeck zu Montfort, Burggrafen zu Sayn. Auch hier wohnten mehrere Zante, z. B. Friedrich, Grabenmeister mit Michael Waldeck bei der Belagerung von Boppard unter Churfürst Johann dem Baadner 1497, bei dessen dortigen Huldigung gegenwärtig. Ferner 1590 Johann Zant, Erbvogt im Hamm, später Landhofmeister Erzbischofs Lothar: dann Johann Heinrich „von Merl zu Divelich" adelicher Burgermeister zu Koblenz 1678. Auch war es ein Zant, den zwanzig Jahre früher Erzbischof Carl Casper an den Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg schickte. Er war Ueberbringer eines in Hontheim abgedruckten Schreibens „Kärlich den 1. October 1658" worin Carl Casper bedauerte, die churtrierischen Hilfstruppen, um welche der Churfürst „Cöln an der Spree den 30. August" freundschaftlich gebeten hatte, für diesesmal nicht senden zu können. Nach dem Berichte fanden damals allerhand »actus hostilitatis« gegen

Holstein von Schwedischer Seite statt, die Hilfstruppen sollten zum Gouverneur von Cleve, Herzog Johann von Nassau, stoßen; aber der Erzbischof mußte seine „Soldateska" zur Abwehrung unaufhörlicher Streifereien, auf des Erzstifts Frontieren stehen lassen.

Es dürfte vielleicht Manchem nicht uninteressant sein, hier einige Worte über die früheren ältesten hier wohnenden Völker, deren Sitten, Gebräuche, Religionslehren und Industrie zu hören, und so wollen wir die Franken, wie sie sich längs der Mosel und am Rhein in den ersten Jahrhunderten ausgebreitet, bis auf die Zeiten des großen Karls kurz beleuchten.

Die deutschen Völker die sich am Rhein und an der Mosel zu einer gemeinschaftlichen Regierungsform verbanden, nannten sich freie Leute oder Franken. Einige davon nannten sich Ripuarii oder Rhein-Franken, weil sie am Ufer des Rheins wohnten, andere Maritimi, vom Meere, andere Salici; daher die Salischen Gesetze entstanden sind. Woher der Name der Salier gekommen sei, ist schwer zu errathen. Einige muthmaßen, sie hätten ihn von der fränkischen Saal, an der sie eine zeitlang sollen gewohnt haben; andere von der Issel, andere, von andern Dingen bekommen. Sie kamen mit einer ungeheuern Macht ins römische Gebiet, und obschon sie Anfangs aufs Haupt geschlagen wurden, so drangen sie doch bald darauf in Gallien ein, das sie einmal erobern wollten, und nun grausam verwüsteten, bis sie endlich ein Königreich daselbst errichteten. Gallien bekam hernach von diesem Volke den Namen Frankreich.

Unter den Franken wurde das ganze gallische Reich getheilt, in das östliche und westliche. Jenes wurde Austrien oder Austrasien, dieses Neustrien genannt. Austrasien begriff die Länder zwischen dem Rhein, der Schelde und der Maas, zu welchem Reiche denn auch Trier gehörte.

Die austrasischen Könige theilten das Land in pagos, Fegen oder Gawen. Das Triersche Erzbisthum, welches sich durch das Luxemburger Gebiet bis an die Maas erstrecket, erhielt folgende Gawen: Den Woberer, der auch nach der Zeit den Meth und Alsitzer Gaw einschloß; den Jenzer-, Nidd-, Saar-, Alben-, Fließ-, Ardenner-, Saur-, Caros-, Bed-, Mosel-, Nahe-, Eifler-, Meyener-, Trachirer-,

Lahner-Gaw, welcher letztere auch den Einricher und Erdeher enthielt; endlich den Engerser- und Nude-Gaw, und Hundsrück. Die vornehmsten unter diesen waren die 4 folgenden:

Der Saargaw von dem Fluße, wobei er gelegen, so benennt, wurde wegen seiner Größe in den obern und untern eingetheilt. Der obere grenzte mit Elsaß, der untere beinahe mit Trier.

Der Ardennergaw erstreckte sich nächst, und in dem Walde gleichen Namens, auf beiden Seiten der Maas, bis an den Fluß Erf, und gegen Süden bis an den Fluß Semoy und Saar, an die Mosel.

Der Moselgaw, welcher die Stadt Trier begriff, war einer der weitläufigsten. Seine Grenzen waren ungefähr diese: Er fing von Cochheim längs dem Ufer der Mosel hinauf, und wurde zur Rechten von dem Bedgawe, der zum Theil um den Fluß Lyser gelegen war, zur Linken aber von dem Hundsrück eingeschlossen. Zu Mehring lief er einerseits bis an den Ursprung der Saur, andrerseits bis nach Losheim durch den Hochwald.

Der Hundsrückgaw lag zur Seite des Moselgawes von Ohron bis gegen Cochheim über, und nahm den zwischen dem Rhein, der Mosel und der Nahe gelegenen Strich Landes ein. Woher nun diese Benennung entstanden sei, ist unter den Gelehrten noch nicht so ausgemacht. Insgemein scheinen die Leute den Namen vom Hunde herzuleiten, wovon schon dies ein Beweis ist, daß sie der östlichen Spitze dieser Gegend, bei dem sogenannten deutschen Ecke zu Koblenz, den Namen Hundsschwanz beigelegt haben. Nebstdem, daß diese Ableitung ganz unschicklich ist, so sieht man leicht, wie dieses aus dem in der Aussprache zweideutigen Worte: Hundsrück hat entstehen können. Unterdessen ist der Irrthum nicht neu; selbst unser gelehrter Landsmann Trithemius hat ihn in seinem griechischen Χυνοτοτος ausgedrückt. Die lateinische Benennung: dorsum hunnorum, der Hundsrück führt uns diesmal auf die rechte Spur. Man sieht daraus, daß der Name von den Hunnen hergenommen sei, und dieses hatte auch schon Münsterus vermuthet; Frecherus aber als ungezweifelt angenommen und erwiesen Orig. palat. part. II. cap. X. Es ist nämlich aus der Geschichte bekannt, daß im 4ten Jahrhunderte Sarmatier hieher als Kolonisten von den Römern versetzt worden; das sagt uns, nebst andern, Ausonius, ein Zeitgenosse und Augenzeuge dieser Sache, indem er um die Zeit, von Bingen nach Neumagen, über den Hundsrück eine Reise gemacht hat. Nun aber waren die Sar-

matier Hunnen, und wurden auch so besonders von Ausonius genannt. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß dieser Erdstrich von seinen ersten Bewohnern, den Hunnen, den Namen Hundsrück bekommen habe. Was die Sache noch mehr außer Zweifel setzt, daß man Sarmatier und Hunnen unter einen gemeinschaftlichen Namen begriffen, ist eine Stelle aus der Legatione prisci Rhetoris, die Leibnitz in seiner vortrefflichen Abhandlung: de originibus gentium zu diesem Zwecke angeführt hat. Es heißt allda, daß an dem Hofe des Königs Attila zwei Sprachen sein üblich gewesen, die gothische und sarmatische. Wer da bedenkt, daß Attila ein König der Hunnen, und gothisch im Grunde deutsch war, der wird nicht einmal zweifeln, daß durch das Sarmatische nichts anders als das Hunnische kann verstanden werden. Leibnitz beweiset ferner an dem angezogenen Orte, aus der Bedeutung des Pferdes, welche das Wort Hunne im Sklavischen hat, daß es den Sarmatern sehr wohl zukomme. Es hat also seine Richtigkeit, daß man Sarmatier und Hunnen für ein Volk gehalten habe, und da es aus der Historie erwiesen ist, das auf dem Hundsrücke Sarmater oder Hunnen gewohnt haben, so läßt sich nicht wohl zweifeln, daß die Gegend von den Hunnen ihren Namen bekommen habe. Warum sie aber rück sey gerannt worden, davon ist es nicht nöthig, jemanden, der die Bedeutung und den Gebrauch des lateinischen dorsum, oder griechischen νοτος, und die erhöhte Lage dieses Erdstriches kennt, weiter zu belehren.

Was wir bisher gesagt haben, bestätiget sich durch die noch heut zu Tage in dieser Gegend befindlichen Oerter: Hunsstein, Castellhum, Huntheim, Honthausen. Doch kann man noch eine andere Herleitung dieses Namens nachsehen im Prodr. H. D. Tr. T. I. pag. 67.

Die Namen Austrasien und Neustrien verloren sich endlich, da durch den Vertrag der Söhne des Kaisers Ludwig I. zu Verdun im J. 843, das lotharingische Reich entstand, welches dem Kaiser Lothar zu Theil wurde, und gegen Osten an den Rhein, Genfersee und die Alpen, gegen Westen an die Schelde, Maas, Saone und Rhone gränzte. In dieser Theilung wurde Trier zu dem Königreiche Lothringen geschlagen, bis im J. 870, zwischen Ludwig dem Deutschen, und Karl dem Kahlen eine neue Theilung Lothringens geschah; in das westliche nämlich, welches zu Frankreich bezogen wurde, und in das östliche, welches an Ludwig fiel. Das östliche war näher am Rhein, und enthielt Trier, die Abteien St. Maximin, Echternach, Oehren, die Meyener-, Bed-, Nidb-, Bließ- und untern Saar-Gaw,

der mit Trier grenzte; und also kam jener Theil Lothringens, worin das Triersche Erzbisthum gelegen war, fürs erstemal zum deutschen Reiche. Obschon nun Trier sammt dem übrigen Lothringen, noch etlichemal von dem deutschen Reiche getrennt wurde, so kam es doch an dasselbe zurück; und Lothar, König von Frankreich, hat die Zurückstellung Lothringens an den Kaiser im J. 980, mit einem Eidschwur bestätiget. Seit dieser Zeit ist Trier beständig bei Deutschland geblieben.

2. Bei den immer fortdauernden Einfällen der Barbaren ins römische Reich, wurde endlich Trier gegen die Hälfte des 5ten Jahrhunderts den Römern für allzeit entrissen, und gerieth unter die Botmäßigkeit der Rhein-Franken, deren Könige zu Köln ihre Residenz hatten. Unter diesen bemerken wir den Klodebäudus, Sigisgmeres, und dessen Sohn Siegebert, welcher den König Klodoväus den Großen, der schon Herr war vom Theile des fränkischen Reiches, wider die Allemannen unterstützte. Nachdem aber Klodoväus diesen Siegebert, König der Rhein-Franken, und dessen Sohn Kloderich, aus Begierde sein Reich zu erweitern, hatte ermorden lassen, zog er das Land an sich, und die Trierer wurden mit dem großen fränkischen Reiche vereiniget, weil Klodoväus auch die übrigen Könige der Franken, die kleinere Reiche besaßen, tödten ließ, und ihre Länder an sich nahm.

Nach dem Tode des Klodoväus wurde das Reich von seinen Söhnen getheilt. Theodorich bekam Austrasien, in welchem Theile auch Trier begriffen war. Er und seine Nachfolger wohnten theils zu Metz, theils zu Rheims; daher sagt Gregor von Tours, Trier sei von den Königen zu Metz beherrscht worden.

Die fränkischen Könige pflegten selbst ihre Länder zu besichtigen, und der täglichen Reichsgeschäfte halber, jede Provinz zu durchreisen. Sie baueten also zu ihrem Aufenthalt verschiedene Palläste oder Königshöfe, die mit reichlichen Einkünften versehen wurden, und deren mehrere nachher in unserm Erzbisthume, sowohl zur Stiftung als Bereicherung der Klöster und Kirchen, sind verwendet worden. Der vornehmste unter diesen Königshöfen war der heutige Pallast in Trier. Nebst diesem war in derselben Stadt der Königshof ad horra genannt, wo noch heut zu Tage die Abtei der adeligen Fräulein zu St. Irminnen oder Oehren, und das jungfräuliche Kloster St. Katharinen, sammt dem Deutsch-Ordenshause stehet. Die Königshöfe außer Trier waren zu Pfalzel, Echternach, Waldgassen, Detzen, Prüm, Schönecken, Manderfeld, Arscholt, Koblenz, Andernach, Sinzig, Och-

tendung, Rens, Boppard, Wesel, Isenburg und Weilburg. Zu Rens, einem nicht weit von Koblenz, unterhalb Boppard gelegenen Orte, ist merkwürdig der sogenannte Königsstuhl, worauf ehedessen der erwählte und nach Aachen zur Krönung reisende deutsche König gesetzt, und durch einen Herold, der allda von den 4 rheinischen Kurfürsten in ihren eigenen Schlössern durch eine Posaune konnte gehört werden, öffentlich dem Volke verkündigt wurde. Dieser steinere Stuhl hat die Gestalt einer Schaubühne und ist noch zu Rens zu sehen.

Die austrasischen Könige theilten, wie gesagt, im 7ten Jahrhunhunderte ihr Land in Gawen, und ließen dieselben durch Grafen (Comites), die man aus dem Adel wählte, in bürgerlichen Sachen regieren. Aus dem vornehmsten Orte eines Gawen wurde jedem das Recht gesprochen; daher ergingen die Gesetze, Verordnungen und gerichtlichen Aussprüche, nämlich durch die Grafen.

Schon unter den Römern hatten die Bischöfe einen großen Einfluß ins Politische. Durch den Einmarsch der Barbaren verlor ihr Ansehen nicht allein nichts, sondern es wuchs noch ungemein. Religion und ihre Diener waren fast das einzige, was die rohen Gemüther derselben respektirten. Sie mußten also die Fürsprecher, Unterhändler und Advokaten des Volkes bei den neuen Herrn machen, und weil sie hierin meistens glücklich waren, warf sich ihnen das Volk fast ganz in die Arme, so daß ein Bischof, wenn er nur ein wenig Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit besaß, dasselbe lenken konnte wie er wollte. Die Barbaren mußten demnach Achtung für sie haben, wenn sie das Zutrauen ihren neuen Unterthanen gewinnen wollten. Sie selbst brauchten die Bischöfe, wegen ihrer Geschicklichkeit, zu öffentlichen Geschäften, besonders zu Gesandtschaften, wenn sie auch nicht von ihrer Religion waren. Durch euch, schreibt der berühmte Sidonius Apollinaris an einen Bischof seiner Zeit, werden die Bündnisse zwischen beiden Reichen (dem römischen und gothischen) geschlossen. Durch euch werden die Gesandtschaften besorget. Euch wird zuerst auch in Abwesenheit des Regenten nicht allein eröffnet, was bereits ist ausgemacht worden, sondern was auch noch in der Zukunft ausgemacht werden soll. Von unserm Bischofe Nicetius schreibt Venantius Fortunatus, daß er zur Sicherheit seines Volkes, auf einem zuvor mit Waldungen bedeckten Hügel, eine Burg angeleget, die mit dreißig Thürmen umgeben war. Hierzu gehört gewiß Macht und Ansehen. Stephanus, ein Lütticher Schriftsteller des 11ten Jahrhunderts, nachdem er in der Lebensbeschreibung des H. Modoald die Religion,

Macht und das Ansehen der fränkischen Kirche erhoben hatte, setzt dies hinzu: Daher ist es, daß man gar nirgend Bischöfe von gleicher Gewalt antrifft, indem sie von den Königen selbst an Gefolge und Reichthum wenig unterschieden sind. Aus dieser Zahl, sagt er ferner, sind gewesen die Bischöfe Arnulph zu Metz, Kunibert zu Köln, Remacklus zu Tongern und Modoald zu Trier im 7. Jahrhunderte. Der Triersche Erzbischof Amatharius wurde als Gesandter vom Kaiser Karl dem Großen nach Konstantinopel geschickt, um mit dem Kaiser Michael Europalatus Frieden zu machen, den er auch daselbst glücklich zuwege brachte.

Da die alten Unterthanen ihre eigenen Gesetze behielten, mußten sie auch nach denselben gerichtet werden; allein weder die Könige, noch ihre Hofbeamten verstanden etwas von dem römischen Rechte. Da nun die römischen Kaiser schon den Bischöfen erlaubt hatten, denen, die sich freiwillig ihrem Ausspruche unterwürfen, Recht zu sprechen; so bekamen sie fast die ganze Justizverwaltung in ihre Hände. Die neuern Gesetze der Franken mußten in eine Uebereinstimmung mit ihrer neuen Religion, die sie unter Klodoväus dem Großen annahmen, gebracht werden, und hierüber konnte man sonst niemand als die Bischöfe fragen; sie bekamen also auch einigen Theil an der gesetzgeberischen Macht selbst. Daher ist es nicht zu zweifeln, daß die Trierschen Erzbischöfe, deren Primat ohnehin ein besonderer Vorzug war, schon in diesem 7ten Jahrhunderte sich einigermaßen zur königlichen Macht genähert gesehen haben, und auch auf diese sich die Klage des Königs Gilperich I. bei dem Gregorius Turonensis bezogen habe: Sehet, unser Fiskus ist arm, unsere Reichthümer sind in den Händen der Kirchen die Bischöfe allein regieren; unsere Ehre ist zu Grunde gegangen, und den Bischöfen zu Theil geworden.

Schon um die Hälfte des 7ten Jahrhunderts fingen die fränkischen Könige aus dem Merovingischen Geschlechte an, ein träges und wollüstiges Leben zu führen, und die Regierung den ersten Hofmeistern, welche den Namen Major Domus führten, zu überlassen. Die Majores Domus brachten endlich das fränkische Reich an sich, da Childerich III., der letzte aus dem merovingischen Geschlechte, vom Pabste Zacharias, wie vorgegeben worden, der Regierung unfähig erklärt, und ins Kloster gesteckt; der Reichshofmeister Pipin aber, mit dem Zunamen der Kleine, von den Franken zu Soissons zum Könige erwählt wurde. Pipin hinterließ das Reich seinen zwei Söhnen Karlmann und Karl, der nachmals der Große genannt, und nach dem bald er-

folgten Tode seines Bruders Herr der ganzen fränkischen Monarchie wurde. Von ihm haben die Karolinger, seine Nachfolger, ihren Namen, denen die Trierschen von dieser Zeit an gehorchten.

Das erzbischöfliche Ansehen bekam einen neuen Zuwuchs, da die Karolinger die Stadt Trier selbst der weltlichen Macht der Grafen entzogen und der Erzbischöfe unterwarfen.

3. Der im Trierschen unter den Römern verkündigte und angenommene christliche Glaube ist mit diesen nicht nur nicht abgewichen, sondern auch unter der Herrschaft der Franken noch mehr befestiget worden. Dies sehen wir aus den Schriften des H. Erzb. Nicetius und aus den gottseligen Stiftungen, die ihre Entstehung und Bereicherung den fränkischen Fürsten, aus dem merovingischen sowohl als karolingischen Geschlechte, den Trierschen Erzbischöfen, und andern gegen die Kirche freigebigen Personen zu verdanken haben.

Die Hauptbewegursache, die in den damaligen Stiftungsbriefen vorkömmt, ist die Erlösung der Seele, oder auch zur Abtilgung der Sünden. Eigentlich liegt dabei, wie man aus dem Salvian von Massilien sieht, der Text des Propheten Daniel Kap. 4, 24. zum Grunde: Löse deine Sünden durch Alsmosen. Und damit keiner den Schenkungsbriefen zuwider handeln möchte, so wurden die, welche sich dieses zu thun unterstehen sollten, von den Stiftern und Gutthätern selbst, mit den stärksten Vermaledeiungen überhäuft. Dies erhellet genug aus den häufigen Urkunden der Stifter, die man in der diplomatisch Trierschen Geschichte im 1. Theile gesammelt findet.

Die allgemeine Begierde, Stiftungen zu machen, war Ursache, daß man sehr oft die Gefälle der Pfarreien den Stiftern oder Klöstern einverleibte. Dieser Art zu stiften, der leichtesten unter allen, bedienten sich hauptsächlich die Bischöfe. Da aber die Pfarreien nicht ledig stehen konnten, setzte man einen sogenannten Vikarius hin. Nach diesem Beispiele fingen auch die Canonici an, Vikarien anzunehmen. Die Bischöfe, um andere von dem Eingriff in die Kirchengüter abzuschrecken, brauchten auch die Stole, wie sich unser Erzbischof Egbert ausdrückt, das ist ihre geistliche Gerichtsbarkeit, und besonders die Excommunication. Diese Schenkung, sagt er in einer seiner Urkunden, habe ich gemacht an dem Tag des H. Paulins, und bei seinem Altar; alsdann hab ich unter der Messe in vieler Gegenwart den Leib des Herrn in die Hände genommen, und hab allen den Fluch angekündigt, die etwas davon wegnehmen werden; ich hab auch dabei gewünscht, daß ihnen der Leib Christi zum Verderben gereichen möchte, wenn sie das Genommene nicht wieder ersetzen.

Von dem H. Nicetius, der etliche sechzig Jahre nach dem gänzlichen Abzug der Römer das erzbischöfliche Amt zu Trier antrat, haben wir zwei sehr merkwürdige Briefe, deren einen er an den Kaiser Justinian im Orient, den andern an die Klodosuianda Königin der Langobarden in Italie, über Glaubensgegenstände erlassen hat. Nämlich seine Heiligkeit, sein Eifer und Ansehen, machten ihn zum Apostel der größten Fürsten. Er scheuete sich nicht, ihnen die schrecklichsten Gerichte Gottes anzudrohen, wenn er sah, daß sie von dem Wege des Heils abirrten. Daher, als er vernahm, daß der Kaiser Justinian in eine Ketzerei gefallen sei, gab er sich durch jenes Schreiben, aus einem wahrhaft heiligen Eifer, alle mögliche Mühe, um den Kaiser auf bessere Gesinnungen zurück zu führen. Ob er seine Absichten erreicht habe, ist unbekannt. In dem andern Schreiben ermahnet und bittet Niccetius die Königin Klodosuianda, ihren Gemahl Alboin, der den Irrthümern des Arius anhing, zur wahren Religion zu vermögen. Uebrigens war es an dem heiligen Bischofe nicht gelegen, daß Alboin zum katholischen Glauben nicht überging. Dieser kriegerische König, der sich mehr um das irdische als himmlische Reich bestrebte, da er in Italien seine siegreichen Waffen umher trug, verlor durch den Tod seine Gemahlin Klodosuianda, und hiermit wurde sein Belehrungsgeschäft gänzlich vereitelt. In beiden Briefen leuchtet hervor die christliche Freimüthigkeit des H. Nicetius wider die Ketzereien, und es liegt am Tag die reine Lehre Jesu Christi, wozu sich die Triersche Kirche damals bekannte. Dessen Gebeine ruhen jetzt in der abteilichen Kirche zu St. Maximin, in der Gruft unter dem hohen Altar, nebst jenen der H. H. Agritius und Maximin. Die übrigen Tugenden und großen Wunderwerke dieses heiligsten Mannes erzählt uns der H. Gregor von Tours.

Nicetius hatte in seiner geistlichen Schule den H. Magnerikus zum Nachfolger gebildet, der den Fußstapfen seines Lehrmeisters bestens nachfolgte. Dieser sorgfältige Oberhirt durchsuchte fleißig sein Erzbisthum, unterhielt darin die genauste Kirchenzucht, und erbaute viele Kirchen, insbesondere drei dem H. Turonischen Bischofe Martinus, eine nämlich auf dem sogenannten Martires-Berge, oberhalb des Amphitheaters, die andere auf einem hohen Berg 8000 Schritte von Ivoi in dem waberer Gaue, die dritte an dem Ufer der Mosel bei Trier, (St. Martin) woselbst schon vorhin, der an Reichthum und Geschlecht berühmte Prokunsul Tetradius, dem H. Kreuze zu Ehren, eine herrliche Kirche gestiftet hatte. Diese hat Magnerikus nach

ihrer Verwüstung nicht allein von neuem hergestellt, sondern auch dadurch ansehnlicher gemacht, daß er daselbst zum Ehren-Gedächtnisse des H. Martin ein Kloster unter der Regel des H. Benedikts angeordnet. Sein Leichnam ruhete Anfangs unter dem freien Himmel, gemäß der letzten Willensmeinung dieses H. Bischofes, und zwar auf dem heutigen Begräbnisse besagter Abtei. Da aber Gott dessen Heiligkeit durch Wunderwerke besonders offenbarte, wurde er von dannen in die Gruft unter dem Chor der abteilichen Kirche versetzt. Eben dieser Erzbischof wird nicht ohne Grund für den ersten Stifter der Kollegiatkirche zu Ivoi gehalten; doch haben sich auch um diese Kirche sehr viedient gemacht die Grafen von Chiny, und unter diesen Graf Arnold, der als der zweite Stifter angesehen wird. Unser Erzbischof Boemund I. bestätigte im J. 1299 die Statuten und löblichen Gewohnheiten dieses Stiftes.

Der H. Erzbischof Modoald stiftete ein jungfräuliches Kloster zum H Simphorian am Ufer der Mosel, nächst unterhalb der Abtei St. Martin, wo er seine Schwester Severa zur Abtissin ansetzte. Merkwürdig ist, was sich bei der normännischen Verwüstung im 9ten Jahrhunderte daselbst ereignet hat. Die geistlichen Jungfrauen fürchteten von den Barbaren die größten Uebel, besonders der Seele. Sie nahmen also ihre Zuflucht zum H. Modoald, und alle starben innerhalb dreißig Tagen, wodurch sie denn von der Wuth und Schändung der Normänner unverletzt bewahrt wurden. Auch erbaute der H. Bischof dem H. Martin eine herrliche Kirche zu Münster Meinfeld, wo noch jetzt das Kollegiatstift der H. H. Martin und Severus bestehet.

Was übrigens gleichzeitige Schriftsteller von dem H. Modoald mögen verzeichnet haben, ist uns fast gänzlich durch die schlimmen Zeitläufe entrissen worden. Nach dem Tode wurde er zu St. Simphorian, an der Seite seiner H. Schwester, beigesetzt. Nach der normännischen Verheerung wurde der Leichnam in die Stiftskirche zu St. Paulin versetzt. Als im Jahr 1093 diese Kirche vom Feuer verwüstet wurde, blieb der Altar des heiligen Klemens, worunter Modoald nebst anderen Heiligen ruhete, unversehrt.

Im J. 1107 erhielt Tietmar, Abt von Helmershausen in Niederhessen, bei seinem Aufenthalt zu Trier, vom Erzbischof Bruno unter andern H. Gebeinen, auch den Leichnam des H. Modoald. Den Stiftsherrn zu St. Paulin verblieben nur einige Theile. Das heilige Haupt aber wird noch heut zu Tage in der kurfürstlichen Hoffirche

zu Ehrenbreitstein aufbehalten, und jährlich am 12. Mai mit großer Feierlichkeit verehret.

Im 7. Jahrhundert nahmen zwei adelige Frauenklöster ihren Ursprung, nämlich eines zu Ohren in Trier, wo die H. Irmina, Tochter des fränkischen Königs Dagobert II., Abtissin gewesen ist; und das andere zu Pfalzel, welches die H. Adela, Irminens Schwester, gestiftet, und als erste Abtissin verwaltet hat.

Durch die Freigebigkeit der H. Irmina und durch die Bemühung des H. Willibrods, Apostel der Friesen, entstand auch das Benediktiner Mannskloster zu Epternach. Die Entstehung der Abtei Tholey soll vom König Dagobert II. unterstützt worden sein. Einige setzen den H. Wendelin als den ersten Abt derselben an.

Das Benediktiner-Kloster Mettlach wurde von dem H. Erzbischof Ludwin an der Saar gestiftet. Er trat selbst allda den klösterlichen Stand an, und es wurde hernächst gleichsam die Pflanzschule der Trierischen Erzbischöfe.

Im Jahr 720 erscheint der erste Schenkungsbrief zur Stiftung des Klosters Prüm, von der gottseligen Bertrada oder Berta, welche die Großmutter einer andern Bertrada, Gemahlin des fränkischen Königs Pipin gewesen ist, und welche der berühmte Geschichtschreiber Eckart aus einer gegründeten Muthmaßung für eine nahe Blutsverwandte hält, oder gar für die Schwester Karl Martels, eines aus den Majoribus Domus, der das Reich unter dem Titel eines Herzogs von Franken regieret.

Die Bischöfe und Aebte erhielten häufig von den Königen sogenannte Immunitäts-Privilegien. Vermöge derselben wurde alle Gewalt der königlichen Richter, in Ansehung der Kirchengüter, aufgehoben, und die darauf ansässigen Leute standen in Gerichtssachen nicht mehr unter ihnen, sondern unter ihren Bischöfen, oder Aebten, die die Gerichtsbarkeit durch sich oder ihre Vögte (Aduocatos) ausübten. Insonderheit wird den Richtern untersagt, keine Fried- oder Wehrgelder (freda) mehr von den Leuten der Kirche zu fodern. Vermöge dieser Immunität wurde auch den Kirchen geschenkt, was nur immer an Zinsen oder auf irgend eine andere Weise der Fiskus von den freien Leuten sowohl, als Knechten, die auf den Kirchengütern ansässig waren, zu fodern hatte. Endlich sollen auch die Leute der Kirchen nicht gehalten sein, den königlichen Richtern oder Beamten Obdach (Mansiones) Atzung oder freie Zehrung (paratas) und Vorspannen (paraveredos) zu geben. Alles dies war noch ein

Ueberbleibsel von der römischen Verfassung. Was nur immer zu dem Hofe, auch nur von weitem gehörte, mußte auf Reisen oder bei Amtsverrichtungen freigehalten, und auf öffentliche Kosten fortgeliefert werden, welches den Unterthanen ungemein beschwerlich fiel. Die Bischöfe und Aebte suchten daher die Kirchen und ihre Leute, so bald als möglich, davon frei zu machen. Dergleichen Immunitäts-Privilegien haben den Trierschen Kirchen ertheilet der König Pipin im J. 761, 763; Karl der Große im J. 773, 775; Ludwig der Fromme im J. 816; der König Zwentebold im J. 898, 899 ꝛc.

Der Erzbischof Weomadus soll im 8. Jahrhundert den Grund zur Stiftskirche des H. Kastors zu Carden, an der Unter-Mosel gelegt haben. Die andere gleichen Namens zu Coblenz hat ihre Errichtung dem Erzbischofe Hetti zu verdanken. Dieser hegte gegen den H. Kastor eine so große Andacht, daß er im J. 836 dessen H. Leichnam von Carden nach Coblenz bringen ließ, wo er eben eine neue Kirche erbauet hatte. Diese weihete er zur Ehre des H. Kastors und aller H. Beichtiger ein und setzte daselbst den H. Leichnam bei. Um dieselbige Zeit kam Kaiser Ludwig I. mit seiner Gemahlin und seinen Kindern nach Coblenz, wo er in der neugeweihten Kirche die schätzbarsten Geschenke in Gold und Silber darbrachte. — Der Ursprung der Stiftskirche zu St. Florin daselbst ist ungewiß.

Zu Ende des 9. Jahrhunderts wurde die an der Lahn gelegene Stiftskirche zu Limburg von dem dasigen Herzoge Konrad Kurcipold errichtet.

Nicht lange hernach wurde die Stiftskirche zu Wetzlar, welche die Grafen und Brüder Hermann und Udo angelegt hatten, von der Klerisey vollendet.

Von der innern Kirchenverfassung ist nichts merkwürdiger, als das bei den Aloni und andern vornehmern Kirchen eingeführte gemeinsame Leben der dazu gehörigen Geistlichen. In den damaligen Urkunden führten sie daher den Namen Fratres (Brüder) und ihre Wohnungen wurden Monasteria, (Münster) oder Claustra, (Klöster) auch Curiae Fratrum, oder (Brüderhöfe) genannt. Schon von den ältesten Kirchenvätern betrieben solches mehrere; z. B. der Bischof Eusebius von Vercell, und der H. Augustin. Der Bischof Chrodegang von Metz suchte es im VIII. Jahrhundert wieder hervor, und brachte es bei seiner Geistlichkeit mit so gutem Erfolg zu Stande, daß sich ganz Frankreich daran erbaute.

Pipin und Karl machten daher mehrere Verordnungen, daß jeder Geistliche entweder ein Canonicus oder Mönch sein solle. Canonici wurden diejenigen Weltgeistlichen genannt, die ein gemeinsames Leben nach gewissen Vorschriften und Regeln führten, die meistens aus den alten Canonen und Kirchenvätern genommen waren. Chrodegang hatte selbst eine solche Regel aufgesetzt. Kaiser Ludwig I. ließ eine, meistens aus den heiligen Vätern zusammen getragene Regel aufsetzen, und befahl allen Bischöfen seines Reichs, sie von ihren untergebenen Geistlichen beobachten zu lassen. Ein Theil davon enthält bloß sittliche Vorschriften, wie die Geistlichen überhaupt ihr Leben einrichten sollen; der andere bezieht sich auf diese Versammlungen insonderheit. In dem letzten Kapitel, wo alles kurz wiederholt wird, heißt es unter andern: *sie sollen nüchtern, gerecht und fromm leben*, sich mit gar keinen weltlichen Geschäften abgeben, die Fremden willig aufnehmen, die Armen wohl versorgen, ihrem eigenen Bischof in allem nach der Vorschrift der Regel gehorchen, sich auf geistliche Wissenschaften legen, ihre Zeit mit Lesen und Beten zubringen, alle in einem gemeinsamen Zimmer schlafen, ausgenommen wenn einer krank wäre, auch beisammen in einem Zimmer speisen, sobald das Zeichen gegeben wird, ungesäumt in die Kirche gehen, und die Tagzeiten fromm und erbaulich absingen; der Ort ihres gemeinsamen Aufenthalts solle nur einen wohlverwahrten Ausgang haben, keiner solle ohne Erlaubniß ausgehen, sie sollen nicht bei Schauspielen oder weltlichen Geprängen erscheinen, weder dem Spiele, noch der Jagd ergeben sein, keine kostbaren oder eitlen Kleider tragen, sich nicht länger außer dem Kloster verweilen, als es der Prior erlaubt hat, in dem Kloster nicht müßig sein, sondern ein jeder nach seiner Fähigkeit auf Wissenschaften sich legen, damit keiner in der Versammlung ganz unnütz sei, noch die Gelübde der Gläubigen müßig verzehre.

Die Disciplin war folgendermaßen eingerichtet: Wenn einer sich gegen die Regeln verging, sollte er insgeheim gemahnet und gewarnt werden, und wenn dieses nicht fruchtete, in Beisein der andern; wenn er sich auch auf dieses nicht besserte, mit Wasser und Brod eine Zeit gespeiset werden, auf dieses von den übrigen beim Tisch sowohl, als im Chor eine zeitlang abgesondert bleiben, endlich aber, wenn es das Alter gestattet, weil nach Salomons Ausspruche ein Narr nicht mit Worten klug zu machen sei, mit Schlägen hergenommen werden; wenn weder das Alter, noch die Eigenschaft der Person (der Adel) es zulassen, daß er mit Schlägen gestraft werde,

soll man durch beständiges Fasten, Absondern von den andern, Mahnen und harte Worte ihn zu bessern suchen, und wenn auch dieses fruchtlos ist, soll ein Ort in dem Kloster sein, wo er auf eine zeitlang eingesperrt bleiben soll. Und wenn zuletzt alles nicht helfen will, soll er vor den Bischof geführet werden, und von ihm öffentlich als verworfen, und von der Gesellschaft der übrigen ausgeschlossen erklärt werden. Von den Jüngern heißt es, sie sollen beständig mit Schlägen hergenommen werden, damit sie nicht verhärten.

Alles dieses ist fast ganz in dem Geschmack der damaligen Mönchsregeln abgefaßt. Sie waren aber darum keine Mönche. C. 125 steht: Sie sollen keine Cucullen tragen, um von den Mönchen unterschieden zu sein.

Der wesentliche Unterschied zwischen den Mönchen und ihnen bestand darin, daß sie Eigenthum haben durften. In der Regel heißt es daher: Wer Eigenthum und auch Güter von der Kirche hat, soll nichts bekommen, als Speis und Trank, und einen Theil des Almosens (Opfers.) Die wenig Eigenthum und nichts von der Kirche haben, sollen die Kost und Kleidung, und einen Theil des Almosens bekommen. Die gar nichts eigenes und auch nichts von den Kirchengütern haben, sollen nach Nothdurft in allem von den Vorstehern verpflegt werden. Die höchste Aufsicht und die Verwaltung der Kirchengüter blieb allemal bei dem Bischofe. Nach diesem hatte der Probst das größte Ansehen, der von dem Bischofe zwar eingesetzt und bestätigt ward, jedoch so, daß die Brüder das Wahlrecht hatten.

So gut auch alles ausgedacht schien, zeigten sich doch bald nach Ludwigs Tod schon merkliche Veränderungen, bis mit der Zeit das gemeinsame Leben der Weltgeistlichen gänzlich einging. Dies geschah in einigen Bisthümern früher, in andern später. Merkwürdig ist, was Trithemius bei dem Jahr 977 erzählet: „Dieses Jahr, sagt er, „starb der Erzbischof Dieterich von Trier, unter welchem die Canonici „des Domstiftes daselbst das Regularleben, welches ihre Vorfahren „bis daher geführt hatten, hintan setzten, und, sowohl dem Namen, „als der That nach, weltlich wurden, welchem bösen Beispiele zu„folge auch die Canonici zu St. Paulin zu Worms und Speyer, „und mehrerer andern Kirchen, zwar zu verschiedenen Zeiten, aber aus „gleichem Trieb die Gemeinschaft des Regularlebens aufgegeben haben."

Brower bemerkt jedoch, daß der Bischof Ludolph, im J. 1000, zu Trier im Dom das gemeinsame Leben wieder hergestellt, und, damit die Canonici desto mehr von den Weltlichen abgesondert, oder

auch den Gewaltthätigkeiten der Bürger nicht ausgesetzt wären, das ganze Münster mit Mauern umgeben habe, welchen Bezirk man hernach die Immunität, oder Dom-Freiheit genennt. Jedoch wenn man die Worte unserer Jahrbücher genau erwäget, so beziehen sich diese auf die bloße Absonderung der Wohnung, und auf den geschlossenen Umfang, innerhalb welchem die Canonici wohneten; sie deuten aber nicht die Wiederherstellung des gemeinsamen Lebens an, das unter dem Erzbischof Dieterich war aufgehoben worden.

Nachdem nun das gemeinsame Leben eingegangen war, entstanden die geistlichen Präbenden, unter welchem Namen verstanden wird jener Antheil der gemeinsamen Einkünfte, den jeder Canonicus insbesondere für seine Haushaltung zur Nahrung und Kleidung von der Kirche bekam. Allein diese Art, die Kirchengüter zu genießen, die freilich von der ersten verschieden war, veränderte nicht das Ziel und die Bestimmung derselben, als von denen ein Theil, nach der ersten Stiftung, den Armen sollte gereicht werden. Einen gewissen Beweis hievon haben wir in den Akten unseres H. Erzbischofs Magnerikus. Nämlich Gregor von Tours erzählet, daß Theodor, Bischof von Marseille im J. 585 unter einer starken Wache an den Hof des Königs Childerich sei gebracht, und bei seiner Ankunft zu Trier von dem Magnerikus gesehen worden, der ihm seine Liebesdienste so viel als möglich bewiesen habe. Magnerikus, nachdem er ihn entlassen hatte, verfügte sich zu der Kirche und dem Grabe des H. Maximinus, um für die Befreiung Theodors zu bitten. Als der Erzbischof von dannen wegging, fuhr ihn ein mit dem Bösen besessenes Weibsbild also an: „Du alter Bösewicht, der du für unsern Feind Theodor zu dem Herrn bittest. Es wäre besser, daß du auf die Güter deiner Kirche Acht hättest, damit den Armen nichts zu Grunde ginge, als daß du für diesen so inständig bittest." Da nun Magnerikus selbst dieses dem Gregor erzählet hat, so ist augenscheinlich, daß man damals allgemein zu Trier geglaubt habe, die Kirchengüter wären das Erbtheil der Armen.

